Heinrich Viehoff,

Goethe's Leben.

Vierter Theil.

Goethe's Leben,

Geistesentwickelung und Werke.

Von

Heinrich Viehoff.

Vierter Theil.

Vierte umgearbeitete Auflage in vier Bänden.

Stuttgart.

Verlag von Carl Conradi.

1877.

Druck von Karl Kirn in Stuttgart.

Vierte Periode.

Goethe im höhern Mannes- und Greisenalter. Universalismus geistiger Interessen.

1798 bis 1832.

Erstes Kapitel.

Sinken der poetischen Kraft. Nachtheilige Einwirkungen des Verhältnisses zu Schiller. — 1798: Sorge fürs Theater. Maskenzug zum 26. Januar. Gutsankauf. Weissagungen des Bakis. Iffland's Gastvorstellungen. Zweiter Theil der Zauberflöte. Humboldt's Schrift über Hermann und Dorothea. Renovirung des Theatergebäudes. Die Propyläen. Lebhafte Theilnahme an Schiller's Arbeiten. — 1799: Thätigkeit für Schiller's Wallenstein. Achilleis. Spiegel der Muse. Gartenaufenthalt. Die erste Walpurgisnacht. Redaktion der kleinern Gedichte. Mondbetrachtung. Preiszeichnungen und Kunstausstellungen. Bekanntschaft mit Zelter. Rückkehr vom Epos zum Drama. Voltaire's Mahomet übersetzt. — 1800: Betheiligung Schiller's an der Leitung des Theaters. Plan eines Repertoriums für die deutschen Bühnen. Aufführung des Mahomet. Ausflug nach Leipzig. Die guten Weiber. Die Uebersetzung des Tancred begonnen. Kunstausstellung und Preisvertheilung. Paläophron und Neoterpe. Epilog zu einem Lustspiel von Gotter. Tancred beendigt.

Im dritten Theil dieser Biographie sahen wir Goethe als Dichter auf dem Gipfel seiner Laufbahn anlangen. Was von seinem Leben noch vor uns liegt, ist immerhin reich an Leistungen und Verdiensten so bedeutender Art, daß, wenn das ganze Leben eines Andern nur sie aufzuweisen hätte, diesem ein glänzender Name gesichert wäre. Was Goethe als Dichter von nun an schafft, läßt von der einen oder andern Seite noch den Meister ersten Ranges erkennen; aber im Ganzen macht es nicht mehr den Eindruck eines aus der Fülle sprudelnder Dichterkraft hervorgegangenen Kunstwerks. Mancherlei Symptome deuten schon in der nächsten Zeit auf ein Sinken dieser Kraft hin. Zu kleinern und größern Dichtungen entlehnt er nunmehr oft den Stoff anderswoher und begnügt sich bisweilen mit einem geringern Grade der Umbildung, oder übersetzt nur; oder er wendet sich zu eigenen ältern Produktionen zurück,

und sucht ihnen eine seinen jetzigen Anforderungen entsprechende Gestalt zu geben. Wo er den Stoff aus sich und der Gegenwart nimmt, behandelt er ihn, einem tiefern pathologischen Interesse ausweichend, mehr spielend, und rückt ihn durch Reflexion und ihre Schwester, die Symbolik, in eine weitere Ferne. Was die Form der Dichtung betrifft so legt er auf den allgemeinern, dem Verstandesbereich angehörigen Theil der Kunstform den Hauptaccent, und läßt dafür im Einzelnen, wo Gefühl und Phantasie energischer zu wirken haben, in Ausdruck, Rhythmus und Reim oft Leben, Wärme, Rundung, und besonders durchsichtige Klarheit vermissen. Die Sprache entbehrt manchmal zu sehr des Kolorits und ist nüchtern und gewöhnlich. In andern Produktionen dagegen, wo der Ausdruck sich hebt, herrscht ein forcirter Schwung oder ein vornehmes Pathos. An die Stelle der frühern Anmuth und Wärme tritt häufig Zierlichkeit und Galanterie, und mehr und mehr verdrängt Gesuchtes und Manierirtes die ehemalige Leichtigkeit und Natürlichkeit in Wort und Wendung.

Solche Erscheinungen können bei keinem Dichter befremden, wenn sie in und nach dem Eintritt in's fünfzigste Lebensjahr sich zeigen; bei Goethe insbesondere werden sie durch ursprüngliche Anlagen und sein bisheriges Leben noch erklärlicher. Die vom Vater ererbten Charakterzüge, die sogar in frühern Jahren nicht ganz wirkungslos waren, das bedächtige, besonnene Wesen, die Förmlichkeit, die Ordnungsliebe und Oekonomie, das Zurathhalten und stetige Ausbilden des Besitzes, das Behagen an demselben, das Gewichtlegen auf Kleines und Unbedeutendes, das Sichabschließen gegen die größere Welt, und anderseits die von der Mutter überkommene Scheu vor allen heftigen Eindrücken, die ruhige Beschaulichkeit, der humoristische Gleichmuth, die quietistische Sinnesart, womit sie im Alter mehr und mehr das Leben ansah — dies alles trat in Goethe mit zunehmenden Jahren stärker und stärker hervor. Und daß ein Mann, der fast ein halbes Jahrhundert lang so intensiv gelebt hatte, späterhin nicht über ein reicheres Kapital von Kräften verfügte, darf uns nicht sowohl Wunder nehmen, als vielmehr daß ihm noch ein so großer, für mehr als drei Jahrzehnte ausreichender Fonds zu Gebote stand.

Ueber sieben Jahre noch dauerte seine Verbindung mit Schiller fort, die seinem Geist einen so mächtigen Schwung gegeben hatte; aber während der Freund von Stufe zu Stufe immer höhern Leistungen entgegenschritt, bis sein siecher Körper dem mächtigen

Geistesringen erlag: stockte Goethe's dichterische Produktivität Jahre lang wie gelähmt und schwang sich nur ein paarmal zu Schöpfungen auf, die jedoch hinter seinen besten frühern weit zurückblieben. Es entwickelten sich auf die Dauer gerade aus dem Verhältniß der beiden Dichter zueinander Elemente, die auf Goethe's poetische Thätigkeit nachtheilig einwirkten.

Das erste dieser Elemente war die durch Schiller in Goethe geweckte Neigung zum Reflektiren und Theoretisiren. Die beiden Freunde hatten allmälig über ihrem innigen Geistesverkehr Vieles von ihren verschiedenen Naturen gegeneinander ausgetauscht. Während Schiller durch die Anschauung von Goethe's Wesen und Wirken aus seiner spekulativen Richtung und seiner subjektiven Dichtungsweise in die Bahn eines auf reiner und ruhiger Intuition beruhenden Dichtens hereingezogen wurde, lenkte umgekehrt Goethe, durch die Kraft des Schiller'schen Genius fortgerissen, seinen Geist stärker auf die Reflexion hin, und verlor ebenso viel an Darstellungslust, als er an Hang zum Spekuliren gewann. Denn, wie Schiller treffend sagt, beide Geistesgeschäfte, Reflexion und Produktion, trennten sich in Goethe durchaus, weshalb auch beide als Geschäft so rein ausgeführt wurden. Wir finden fortan Goethe weit mehr, als früher, auf theoretischem Felde beschäftigt. Statt seinen Tell auszuführen, spekulirt er über Epos und Drama, über ihr Gemeinsames und Verschiedenes. Die Betrachtungen über bildende Kunst werden mit Meyer in die Breite und Tiefe verfolgt. Selbst an den metaphysischen Bestrebungen Kant's, Fichte's und Schelling's beginnt er Antheil zu nehmen, und ihre Schriften, freilich nach seiner naschenden Weise nur „in geringen Dosen", zu genießen. Natürlich that sich bei dem verstärkten theoretischen Hange auch die durch Schiller etwas zurückgedrängte Naturforschung wieder stärker hervor. Allein auch sie nahm jetzt mehr und mehr einen spekulativen Charakter an. Goethe legte sich nun fortwährend Rechenschaft von seinem naturwissenschaftlichen Verfahren ab, verglich es mit der von Andern befolgten Methode, wandte sogar die Kantischen Kategorien auf seine Gedanken über die Naturforschung an, und meinte selbst an der Stimmung, womit er diese Gegenstände bearbeitete, wahrzunehmen, „daß er nun bald zur edeln Freiheit des Denkens darüber gelangen werde."

Ein zweites nachtheilig wirkendes Moment war das Gefühl, das unsern Dichter beim Anblick des unablässig schaffenden Freundes ergriff, der selbst den hemmenden Einflüssen einer tief zerrütteten

Gesundheit mit seiner Willenskraft Trotz bot. Es war nicht etwa das Gefühl des Neides, der Mißgunst; dazu war Goethe zu edel und groß. Im Gegentheil entzückten ihn des Mitstrebenden Erfolge, und er war ihm förderlich, wo und wie er konnte. Allein es kam bei diesem Anblick ihm der eigene Mangel an solcher Willenskraft, die Abhängigkeit von Stimmung und Laune zum Bewußtsein, und dies rief einen lähmenden Mißmuth in ihm hervor. Schon im Winter 1798—99 nagte oft ein stiller Kummer an seiner Seele, daß ihm nicht, wie dem Freunde, ein bedeutendes poetisches Werk gelingen wollte. Schiller bemerkte es mit innigem Mitgefühl und schrieb ihm Anfangs März: „Es hat mich diesen Winter oft geschmerzt, Sie nicht so heiter und muthvoll zu finden, als sonst; und eben darum hätte ich mir selbst etwas mehr Geistesfreiheit gewünscht, um Ihnen mehr sein zu können. Die Natur hat Sie einmal bestimmt, hervorzubringen; jeder andere Zustand, wenn er eine Zeit lang anhält, streitet mit Ihrem Wesen. Eine so lange Pause, als Sie diesmal in der Poesie gemacht haben, darf nicht mehr vorkommen. Sie müssen darin ein Machtwort aussprechen und ernstlich w o l l e n." Tröstend fügte er hinzu, der Frühling und Sommer werde wohl Alles gut machen. Mit traurigem Lächeln mag Goethe die Antwort geschrieben haben: „Ich muß mich nur nach Ihrem Rath als eine Zwiebel ansehen, die in der Erde unter dem Schnee liegt, und auf Blätter und Blüthen in den nächsten Wochen hoffen. Wir wollen sehen, wie weit wir es im W o l l e n bringen." Er brachte es nicht weit darin; ein „Machtwort" vermochte nichts über das ihm inwohnende Talent, das er von jeher in sich als Natur hatte walten lassen.

Noch ein Drittes in Goethe's Beziehungen zu Schiller übte auf seine Lebens- und Schaffensfreudigkeit einen traurigen Einfluß aus. Das war sein häusliches Verhältniß. Auf wie fester Grundlage der Geistesbund der beiden Männer ruhte, dafür gibt es keinen stärkern Beweis, als daß ihn selbst dieses Verhältniß nicht zu erschüttern vermochte. Schiller mißbilligte es und konnte es nie über sich gewinnen, in den Briefen an Goethe Christianens zu erwähnen, so liebevolle Grüße ihm der Freund oft an seine Gattin auftrug. Und doch wußte Schiller, wie empfindlich Goethe von dieser Seite war, und welche Last ihm eine offene freundliche Verständigung über diesen Punkt von der Seele genommen hätte. Als Schiller nach Weimar übergesiedelt war, wie viel erfreulicher würde sich da ihr Zusammenleben gestaltet haben, wenn auch die Frauen sich hätten

aneinander schließen können. Das war aber schon wegen Christianens Stellung zu der Gesellschaft unmöglich, und um so mehr, als in ihr jetzt vom Vater ererbte Untugenden hervortraten. Die Klatschsucht, welche mit wahrer Lust die Schattenpartien im Leben großer Männer schwärzer malt, als sie sind, mag auch hier Manches übertrieben haben. Aber auch Schiller schrieb an Körner: „Im Ganzen bringt Goethe jetzt zu wenig hervor, so reich er noch immer an Erfindung ist. Sein Gemüth ist nicht ruhig genug, weil ihm seine elenden häuslichen Verhältnisse, die er zu schwach ist zu ändern, zu viel Verdruß erregen." Es wird erzählt, bei Christiane habe sich, da sie sich von dem Gesellschaftskreise ihres Mannes ausgeschlossen sah, eine Genuß- und Vergnügungssucht, ähnlich der ihres Vaters, entwickelt; sie habe Bälle niederer Bürgerklassen und Jenaischer Studenten besucht, und durch ihr Beispiel auch auf ihren Sohn August verderblich gewirkt. Kein Wunder, wenn Schiller es dem Freunde verdachte, daß er ein so mißliches Verhältniß nicht abbrach. Aber dazu lag in Goethe ein allzustarker Hang zu unschlüssigem Verharren in hergebrachten, wenngleich drückend gewordenen Zuständen; und zugleich fühlte er sich eben so sehr durch sittliche Skrupel als durch fortdauernde Neigung an die Mutter seines Sohnes gebunden. Auch scheint sie immerhin besser, als ihr Ruf, gewesen zu sein. Es begegnen uns aus Goethe's weiter folgenden Lebensjahren ganz unverwerfliche Zeugnisse, daß sie sein Hauswesen fortwährend mit Eifer, Treue, Umsicht und hingebender Liebe zu ihm besorgte. Selbst Schiller mußte schließlich anerkennen, daß Goethe's Sträuben gegen einen Bruch mit der Geliebten auf edlen Motiven beruhte. Als er ein Jahr in seiner Nähe gelebt hatte, schrieb er an die Gräfin Schimmelmann: „Leider ist Goethe durch einige falsche Begriffe über eheliches Glück und seine unselige Ehescheu in ein Verhältniß gerathen, welches ihn in seinem eigenen häuslichen Kreise drückt und unglücklich macht, und welches abzuschütteln er zu schwach und weichherzig ist. Das ist seine einzige Blöße, die aber Niemanden verletzt; und auch diese hängt mit einem sehr edlen Theile seines Charakters zusammen."

Neben dem Erwähnten gab es vieles Andere, was fortan Goethe's dichterisches Schaffen beeinträchtigte. Die Leitung des Theaters, dem er bald höhere Ziele zu stecken begann; der Eifer für eine würdige Inscenirung der unausgesetzt einander folgenden Schiller'schen Stücke; ein Umbau des Theaters; der Bau einer Bühne in Lauchstädt; die Beschaffung eines Repertoriums für die

deutschen Bühnen überhaupt; die naturwissenschaftlichen Forschungen; die Interessen für die bildende Kunst, an die sich die Gründung einer neuen Zeitschrift, der Propyläen, schloß; eine Zeit lang die Sorge für ein angekauftes Landgut; Bemühungen für die Aufrechthaltung der Universität Jena und der dortigen Literatur-Zeitung; ein sich täglich mehrender Briefwechsel; zahlreicher Zuspruch bedeutender und interessanter Durchreisenden, und noch Manches, worüber dieses und das folgende Kapitel Auskunft gibt, ließ unsern Dichter nicht zu einer folgerechten Thätigkeit gelangen.

Goethe wandte, nach der Rückkehr aus der Schweiz, im Winter 1797—98 eine besondere Aufmerksamkeit dem Theater zu. Daß Christiane Neumann fehlte, empfand er als eine schmerzliche Lücke. Es war aber eine andere durch Schönheit und Talent ausgezeichnete Schauspielerin und Sängerin, Karoline Jagemann, eingetreten, die bald die Zuneigung des Publikums und in noch höherm Grade — des Herzogs gewann. Das Theater war schon so gut, daß die kurrenten Stücke sich zu voller Zufriedenheit besetzen ließen, freilich einstweilen nur solche Stücke, die nicht in die höhere dichterische Sphäre hineinragten. Goethe hielt es für nöthig, dem Schauspielerpersonal gegenüber eine gebieterische Stellung zu behaupten, verkannte aber nicht, daß ein gemüthlicheres Verhältniß seine besondern Vortheile habe, und vermißte auch aus diesem Grunde lebhaft die Anwesenheit Schiller's, den er zu einer freiern Einwirkung auf die Schauspieler für geeigneter hielt. Wie richtig er hierin urtheilte, zeigte sich zwei Jahre später, als Schiller nach Weimar übergesiedelt war.

Gegen den Schluß des Januars 1798 entlockte das herannahende Geburtsfest der Herzogin unserm Dichter einmal wieder einige Strophen. Seit vierzehn Jahren hatte er zu diesem Fest keinen poetischen Tribut mehr gebracht; wenigstens hat sich keiner erhalten. Die nun beginnende neue Periode seiner Redoutengedichte kündigt sich durch ein neues Metrum, die ottave rime, an, die in den frühern Gedichten dieser Art nicht vorkommen. Die Stanzen sind in Goethe's Werken irrig als Maskenzug zum 30. Jan. 1798 bezeichnet; sie wurden auf der herkömmlich vorangehenden Geburtstagsredoute Freitag den 26. Jan. vorgetragen.

Das Fest war vorüber, ohne daß Goethe noch eine ruhige Zeit vor sich erblickte. „Geschäfte und Zerstreuungen,“ schrieb er an Schiller, „bringen immer wieder neue Geburten ihrer Art hervor.“ Er mußte daher vorläufig den ersehnten Ausflug nach Jena, und

damit die Hoffnung auf Wiederkehr der seit der Schweizerreise geschwundenen Produktivität aufgeben. Im Stillen trug er sich mit dem Plan, ein halb Dutzend Märchen als zweiten Theil der Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten zu schreiben, versuchte sich am Faust, um diesen „Tragelaphen" endlich los zu werden; aber nichts rückte von der Stelle. Dann beschäftigte er sich mit dem Schematisiren künftiger Arbeiten für die Farbenlehre, ordnete Mineralien und Insekten, spekulirte dazwischen und meldete an Schiller, die Philosophie werde ihm täglich werther, weil sie ihn lehre, sich von sich selbst zu scheiden; er könne dies um so eher thun, als seine Natur wie getrennte Quecksilberkugeln sich leicht und schnell wieder vereinige. Am 10. März 1798 berichtete er ihm gar: „Es fehlte nur noch, daß in das zehnte Haus meines Horoskops einige Hufen Land eingeschoben würden, um meine Existenz ja recht bunt zu machen; und doch ist es so: ich habe das Oberroßlaer Freigut erstanden." Zum Ankauf dieses etwa sieben Viertelmeilen nordöstlich von Weimar gelegenen Gutes mußte er das Geld größtentheils aufnehmen.

Am 18. März gelang es ihm endlich, auf ein paar Wochen in die „Jenaische absolute Stille" zu flüchten. Allein der Aufenthalt dort ward ihm nicht so fruchtbar, als er gehofft hatte. Die meisten Abendkonferenzen gingen mit Verhandlungen hin über Schiller's Wallenstein, dessen drei erste Akte er stellenweise „erstaunend" fand, und über die von ihm selbst projektirten epischen Dichtungen Tell und Achilleis. Am 23. März begann er das seltsame und unerquickliche Gedicht Weissagungen des Bakis, worauf ich zurückkommen werde. Am 6. April nach Weimar zurückgekehrt, nahm er den Faust wieder vor, ward aber bald in der Arbeit gestört; denn Iffland erschien und eröffnete eine Reihe von Gastvorstellungen, die sich bis zum 3. Mai hinzog. Goethe lebte diese Zeit hindurch fast nur dem Theater. Er versäumte kein Auftreten des berühmten Gastes, und über jedes wurde sogleich mit Meyer mündlich, mit Schiller schriftlich verhandelt. „Groß war der Einfluß von Iffland's Gegenwart"; sagt er in den Annalen, „denn jeder Mitspielende mußte sich an ihm prüfen, indem er mit ihm wetteiferte; und die nächste Folge war, daß unsere Gesellschaft diesmal gar löblich ausgestattet nach Lauchstädt ging." Iffland gab ihm die Anregung, eine vor drei Jahren begonnene Arbeit wieder anzugreifen. Als Goethe ihm mittheilte, daß er damals einen Zweiten Theil der Zauberflöte angefangen habe, sprach Iffland den Wunsch aus,

das Stück für die Berliner Bühne zu gewinnen. Goethe schrieb darüber an Schiller, es sei an dem Stück schon so viel gethan, daß es thöricht wäre, es liegen zu lassen, sei's auch nur „um des leidigen Vortheils willen“. Schiller antwortete: „Daß Sie sich durch die Oper nur ja nicht hindern lassen, an die Hauptsache recht ernstlich zu denken! Die Hauptsache ist zwar immer das Geld, aber nur für den Realisten von der strikten Observanz. Ihnen muß ich den Spruch zu Herzen führen: Trachtet nach dem, was droben ist, so wird euch das Uebrige alles zufallen.“ Der Mahnung folgend, legte Goethe die Arbeit wieder zurück. Das Fragment findet sich in seinen Werken (Bd. VIII, S. 319 ff.).

Vom 20. Mai an verweilte Goethe mit einer paartägigen Unterbrechung einen ganzen Monat in Jena. Hauptgegenstand seiner Verhandlungen mit Schiller war diesmal außer dem Wallenstein W. v. Humboldt's liebevoll und geistreich eingehende Schrift über Hermann und Dorothea. Goethe war sehr erfreut, wenigstens auf seiner spätern Dichterlaufbahn sich mit der Kritik in Einstimmung zu finden, und versäumte nicht, dem Verfasser der Schrift bestens zu danken.

Als er den 21. Juni nach Weimar zurückkehrte, fand er den längst erwarteten Stuttgarter Architekten Professor Thouret mit der Förderung des Schloßbau's beschäftigt. Dieser gab auch einen sogleich beifällig aufgenommenen Plan zu einer neuen Einrichtung des vorhandenen Theaterlokals an. Es läßt sich denken, wie viel dieser Bau wieder Goethe'n zu sinnen, zu sorgen und zu schaffen machte. Daneben verursachte der Besitz des Oberroßlaer Freiguts allerlei Geschäfte und nöthigte ihn, wie er in den Annalen sagt, „dem Grund und Boden, der Landesart, den dörflichen Verhältnissen näher zu treten.“ Schiller beklagte diese „fatalen Störungen“, meinte jedoch, insofern sie die poetischen Geburten des Freundes retardirten, würden sie vielleicht eine desto raschere Entbindung und eine Wiederholung des ihm unvergeßlichen Spätsommers von 1796 herbeiführen. Diese Hoffnung erfüllte sich nicht. Sobald Goethe von Schiller weg war, begann ihn, wie er schrieb, „der böse Engel der Empirie mit Fäusten zu schlagen“. Zum Theaterumbau kam noch die Redaktion einer mit Meyer unternommenen Zeitschrift, der Propyläen, hinzu. Den ersten Gedanken dazu hatten die beiden Freunde auf der vorigjährigen Gotthardtour gefaßt, und mittlerweile Manches dafür gedacht, gesammelt, geordnet und geschrieben. Die periodische Schrift sollte, wie die Einleitung besagt, „Bemerkungen

und Beobachtungen harmonisch gebildeter Freunde über Natur und Kunst enthalten", beschäftigte sich aber fast ausschließlich mit der Kunst. Für Goethe war sie insofern eine Wohlthat, als sie ihm Gelegenheit bot, eine Menge lange herumgetragener Ideen endlich aussprechen zu können; aber die Poesie kam darüber natürlich zu kurz.

Um so eifriger suchte er Schiller's poetische Arbeiten zu fördern. Er war ihm nicht nur beim Wallenstein, sondern auch bei den damals entstehenden kleinern Dichtungen, der Bürgschaft, dem Kampf mit dem Drachen, des Mädchens Klage, mit seinem Rath zur Hand, und dehnte seine Sorge für des Freundes Musenalmanach sogar bis auf die Decke desselben aus, die er mit einer eigenen, selbsterdachten Art anaglyphischer Zierathen schmücken ließ. Mit welcher Selbstverläugnung und Hingebung er sich der Vollendung und würdigen Aufführung der Wallenstein'schen Stücke annahm, kann hier nicht im Einzelnen erzählt werden; ich habe es in meiner Biographie Schiller's (III, 98—105) versucht. So lief das Jahr 1798, ohne daß Goethe zu eigenem poetischen Schaffen kam, unter Geschäften und Zerstreuungen aller Art zu Ende. „Mir geht," schrieb Goethe im December an Schiller, „ein närrisch mühsames Leben fort, wie das Märchen der Tausend und Einen Nacht, wo sich immer eine Fabel in die andere einschachtelt."

Nicht viel ergiebiger war ihm das Jahr 1799, in welchem Schiller, durch den Erfolg der Wallenstein'schen Stücke ermuthigt, sich fest für die dramatische Laufbahn entschied und darin rüstig fortschritt. Nachdem man schon am 12. Okt. des vorigen Jahrs Wallensteins Lager zur Eröffnung der Wintersaison im renovirten Theater gegeben hatte, wurde im Januar 1799 zur Feier des Geburtstags der Herzogin die Aufführung der Piccolomini vorbereitet. Schiller kam zu dem Ende den 4. Jan. mit den Seinigen nach Weimar herüber. Trotzdem blieb wegen Schiller's großer Kränklichkeit die Hauptlast der Proben auf Goethe liegen, und die dabei sich ergebenden Schwierigkeiten waren nicht gering; denn die Schauspieler hatten sich noch gar nicht recht an den Vortrag des jambischen Quinars gewöhnt. Die Wirkung des Stücks war bedeutend, und noch allgemeiner zündete die wiederholte Vorstellung am 2. Februar. Auch einen Theil des Aprils widmete Goethe dem großartigen Werk des Freundes, der unterdessen auch Wallensteins Tod vollendet hatte. Es wurden nunmehr alle drei Stücke zur Aufführung vorbereitet, und man gab am 15. April das

Lager, am 17. die Piccolomini, am 20. und nochmals am 22. Wallensteins Tod.

Doch war es unserm Dichter in einem Zwischenaufenthalt zu Jena (vom 21. März bis zum 10. April) gelungen, einen Theil seiner Achilleis auszuführen. Am 2. April konnte er Schillern den fertigen ersten Gesang mittheilen, und beschloß nun, „eine kleine Pause zu machen, um sich der zunächst zu bearbeitenden Motive zu versichern.“ Näheres darüber im dritten Kapitel. Auch hatte er gleich nach der Ankunft in Jena ein kleines Gedicht, Spiegel der Muse betitelt, zu Stande gebracht, worin er seine damalige Gemüthslage allegorisch darstellt. Die Muse, die „sich zu schmücken begierig“ den rinnenden Bach verfolgt und eine ruhige Stelle zur Selbstbespiegelung sucht, versinnbildlicht das Dichtergemüth, wie es inmitten des beweglichen, rauschenden Weltlebens nach einem Stündchen sinniger Einkehr in sich selbst schmachtet. Vergeblich ist dies Sehnen, wenn nicht der Dichter sich aus dem sinnverwirrenden Getriebe heraus in die Einsamkeit, an einen „Winkel des Sees“, flüchtet, in dessen ruhigem klaren Spiegel er die Gestalten seines Innern in reinen, festen Umrissen erblicken kann.

Unfruchtbar an Poetischem war Goethe's nächster Aufenthalt an seinem „Winkel des Sees“ in Jena vom 1. bis 27. Mai. In den Konferenzen der beiden Dichter wurde hauptsächlich der Plan verhandelt, eine Sammlung der seit zehn Jahren entstandenen kleinern Gedichte Goethe's zu veranstalten und bei Unger herauszugeben. Kaum war Goethe nach Weimar zurückgekehrt, so riß ihn wieder der Strom des Geschäftstreibens fort. „Abends weiß ich wohl, daß etwas geschehen ist,“ klagte er dem Freunde, „es hätte aber auch wohl ohne mich und vielleicht ganz anders geschehen können.“ Er ließ inzwischen die kleinern Gedichte zusammenschreiben und wunderte sich über den sonderbaren „Codex“, der daraus entstand. Ende Juni erschienen der König und die Königin von Preußen zu Besuch in Weimar, und da galt es, durch Schiller's Wallenstein einen dramatischen Genuß den hohen Gästen zu bereiten, welche der Vorstellung des Stücks in Berlin gerade deßhalb nicht beigewohnt hatten, weil sie es zuerst in Weimar sehen wollten. Schiller, der selbst nach Weimar herüber kam, feierte zu Goethe's Freude einen neuen großen Triumph.

Da nach dem Verrauschen der Festlichkeiten Goethe durch den Schloßbau und Anderes in Weimar festgehalten wurde, und die Sehnsucht nach Sammlung und Ruhe doch in ihm überhand nahm,

zog er sich gegen Ende Juli in seine Gartenwohnung zurück und blieb darin den August und September hindurch. „Ob die Einsamkeit des Ilmthals," schrieb er an Schiller den 31. Juli, „zu dem Einen, was noth thut, viel helfen wird, muß die Zeit lehren." Viel half sie nicht. Er begann zunächst die später zu besprechende Erste Walpurgisnacht, beschäftigte sich dann weiter, während Schiller in seiner Maria Stuart lebte, mit der Redaktion seiner kleinern Gedichte für Unger, verbesserte in manchen das Metrum, besonders die Hexameter und Pentameter, widmete die Nachmittagstunden einer vielfachen Lektüre und ließ selbst die Nächte nicht unbenutzt. Gegen seine Gewohnheit blieb er bis Mitternacht auf, um durch ein gutes Spiegelteleskop den Mond zu betrachten und diesen „so lange geliebten und bewunderten Nachbar endlich näher kennen zu lernen". Zwischendurch machten ihm die Propyläen viel Sorge. Es ging mit ihrem Absatz so schlecht, daß er an's Eingehenlassen dachte. Auf Schiller's Ermunterung entschloß er sich sie fortzuführen und dem Verleger das Unternehmen durch Nachlaß am Honorar zu erleichtern. Dann kam er auf den Gedanken, die Zugkraft der Zeitschrift dadurch zu verstärken, daß man mit ihr die Aussetzung von Preisen für die zwei besten Zeichnungen eines von Goethe und Meyer zu bestimmenden Gegenstandes verbände. Die einlaufenden Konkurrenzstücke sollten öffentlich ausgestellt und alle, auch die gekrönten, den Künstlern zurückgegeben werden; das nächste Propyläenheft sollte ein motivirtes Urtheil über die preisgekrönten bringen. Der Plan kam zur Ausführung. Als nächste Aufgabe ward die Darstellung der Partie aus dem dritten Buch der Ilias gewählt, wo Aphrodite die Helena dem Paris zuführt. Neun Konkurrenzstücke liefen ein. Die Preise erhielten Ferd. Hartmann aus Stuttgart und Heinr. Kolbe aus Düsseldorf.

In die Gartensaison fällt auch die Anknüpfung des ersten Fadens zur Freundschaft mit Zelter. Am 11. August richtete dieser an den Dichter einen Brief, der die liebevollste Verehrung athmete. Goethe antwortete freundlich entgegenkommend, und so war der erste Ring zu einer Kette von Briefen geschlungen, die bis zu seinem Tode reicht. Dem Antwortschreiben legte er die erste Walpurgisnacht bei mit dem Bemerken, sie sei ein Versuch, ob man nicht die dramatische Ballade so ausbilden könne, daß sie dem Komponisten zu einem größern Singstück den Stoff gebe. Die Komposition wollte Zeltern nicht recht gelingen; doch erlebte der Dichter noch die Freude, daß Zelter's Schüler Mendelssohn sein Werk meisterhaft in Musik setzte.

Schon die Art, wie Goethe diese später den Kantaten eingereihte „dramatische Ballade" behandelte, war ein Symptom seiner bald unverkennbar hervortretenden Rückkehr von der epischen zur dramatischen Gattung. Was ihn zum Drama zurückführte, hat er selbst bekannt. Es war das Beispiel Schiller's, der Erfolg der Wallensteinschen Stücke, der lebhafte Antheil, den er an diesen und den nächstfolgenden Dramen des Freundes nahm. Weil ihm selbst aber noch immer die tiefern Quellen origineller Produktion verschlossen blieben, suchte er der wiedererwachten Neigung zum Drama vor der Hand durch Uebersetzung und Ueberarbeitung ausländischer Stücke zu genügen; und so finden wir ihn im Oktober 1799 mit der Uebertragung des Mahomet von Voltaire beschäftigt. Am 17. Nov. hatte er sie beendigt, am 17. Dec. las er sie dem zum Thee gebetenen herzoglichen Paar und Schillern vor. Letzterer hatte sich vor vierzehn Tagen mit seiner Familie in Weimar häuslich niedergelassen.

Goethe schloß den Sylvesterabend 1799 und (weil er zur Partei der Neunundneunziger gehörte) das Jahrhundert in trauter Unterhaltung mit Schiller und schrieb ihm den 1. Jan. 1800: „Lassen Sie den Anfang wie das Ende sein, das Künftige wie das Vergangene." Jetzt, wo die Freunde mit den Ihrigen auch räumlich einander ganz nahe gerückt waren, hätte man eine verstärkte fördernde Einwirkung Schiller's auf Goethe's dichterische Produktivität erwarten sollen. Warum sie nicht erfolgte, ist im Eingange dieses Kapitels erörtert worden. Wir werden im Lauf des Jahrs 1800 unsern Dichter trotz der Anziehungskraft, die Schiller auf ihn übte, wiederholt außerhalb Weimar verweilen sehen; das ist ein Beweis, wie peinigend ihm einerseits die unseligen häuslichen Zustände, andererseits die tausend Anforderungen waren, die sich in Weimar um ihn stritten.

Einen bedeutenden Vortheil brachte ihm die Nähe Schiller's dadurch, daß sich dieser mit ihm in die Leitung der Theaterproben theilte, und in Abwesenheitsfällen ihn vertrat. Schiller ergänzte in höchst glücklicher Art Goethe's Einwirkung auf das Bühnenpersonal durch ermunternd freundschaftliches Entgegenkommen. Eine Anerkennung aus dem Munde des eben so geliebten als verehrten Mannes wurde manchem Schauspieler für immer ein Sporn zum Weiterstreben. Hatten die Spielenden ihre Sache recht gut gemacht, so entlockte er auch wohl dem mit Lob nicht eben freigebigen Goethe ein Wort der Anerkennung. Wenn Goethe damit kargte, so wird

ihn deßhalb Niemand tadeln, der die schwierige Stellung eines Vorgesetzten zu einem oft eben so anspruchsvollen als leichtsinnigen Bühnenpersonal kennt. Schiller hatte eben den Vortheil, daß er den Schauspielern nicht eigentlich als Direktor, sondern als Rathgeber, Lehrer, Mittler und Freund gegenüberstand. Und doch ging auch ihm bisweilen die Geduld aus. „Ich will," schrieb er einmal an Goethe, „mit dem Schauspielervolk nichts zu thun haben. Durch Vernunft und Gefälligkeit ist nichts auszurichten; es gibt nur ein einziges Verhältniß zu ihnen, den kurzen Imperativ, den ich nicht auszuüben habe."

Worauf beide Dichter bei dem Einüben der Schauspieler ihre Hauptaufmerksamkeit richteten, war die Bekämpfung des auf der Bühne herrschenden Natürlichkeitsprincips, der Neigung und Gewohnheit, die eigene Persönlichkeit in jeder Rolle hervortreten zu lassen. Wie aus der Poesie, verlangten sie, solle auch aus der Bühnendarstellung, aus der Recitation, Mimik und Gestikulation, der rohe Naturalismus verdrängt und der Grundsatz festgehalten werden, daß der Schauspieler seine Individualität müsse verläugnen lernen. Als die erste Grundlage aber der Schauspielerkunst betrachteten sie die Recitation. Daher wurde den Leseproben, die meist entweder in Goethe's, oder in Schiller's Wohnung stattfanden, die größte Sorgfalt gewidmet, und dabei besonders darauf geachtet, die damals höchst vernachlässigte rhythmische Deklamation auszubilden. Schiller war weniger, als Goethe, im Stande, mit dem belehrenden Wort ein mustergültiges Beispiel zu verbinden. Um so mehr bemühte er sich, die Schauspieler mit dem richtigen Verständniß des ganzen Stücks und speziell ihrer Rollen zu durchdringen. Durch ihr einträchtiges Zusammenwirken legten die beiden Dichter in Weimar den Grund zu einer deutschen dramatischen Schule, die es weit, wenn auch nicht so weit brachte, als sie gehofft hatten. Daß sie nicht Größeres leistete, daran waren, wie sich zeigen wird, die Dichter und zumal Goethe selbst Schuld, indem sie in der Erziehung von Schauspielern und Publikum für die höhere und strengere Kunstform zu rasch und rücksichtslos verfuhren.

Goethe und Schiller hatten aber bei ihren theatralischen Bestrebungen nicht ausschließlich die Weimarische Bühne und ihr Publikum im Auge; sie beabsichtigten allmälig ein würdiges Repertorium für das deutsche Theater überhaupt zu schaffen. Der Gedanke scheint ursprünglich von Schiller ausgegangen zu sein. Schon im November 1797, als er Shakespeare's auf den Krieg der

zwei Rosen bezügliche Stücke las, schrieb er: „Der Mühe wäre es wahrhaftig werth, diese Suite von acht Stücken mit aller Besonnenheit, deren man jetzt fähig ist, zu behandeln. Eine Epoche könnte dadurch eingeleitet werden.“ Im Jahr 1799 verhandelten die beiden Dichter über den Plan, die deutschen Dramen, die für ihre Zwecke brauchbar erschienen, theils unverändert, theils verändert, gekürzt und dem reifern Geschmack angenähert, im Druck zu sammeln, und ähnlich mit den zu übersetzenden bessern ausländischen Stücken zu verfahren. Dazwischen sollte die Originalproduktion des Dichterpaars, die Schiller seinerseits mit dem Wallenstein so glänzend wieder aufgenommen hatte, fortgehen; und so gedachten sie durch Aufstellung eines großen und tüchtigen Repertoires eine geschmacksbildende Wirkung auf sämmtliche deutsche Bühnen und ihr Publikum zu erzielen.

Im Zusammenhang mit diesem Plan stand die schon erwähnte Uebersetzung von Voltaire's Mahomet. Während des Januars 1800 wurde die Aufführung des Stücks zur Feier des Geburtstags der Herzogin, den 30. Jan., vorbereitet. Da vorauszusehen war, daß die Verpflanzung der kalten, steifen, gespreizten französischen Tragödie auf die deutsche Bühne Anstoß erregen würde, so dichtete Schiller, „um das Publikum mit geladener Flinte zu erwarten,“ die trefflichen Stanzen An Goethe, als er den Mahomet von Voltaire auf die Bühne brachte, ohne jedoch damit die Stimmen der Gegner zum Schweigen zu bringen. Noch im Lauf des Januars verabredete das Dichterpaar auch die Bearbeitung des Macbeth von Shakespeare und der Iphigenie für die Bühne. Schiller griff seine Aufgabe, den Macbeth, sogleich energisch an und hatte bald zwei Aufzüge aus dem Rohen gearbeitet, während Goethe über der Durchsicht seiner Iphigenie schon gegen Ende Januar die Hoffnung aufgegeben hatte, das Stück bühnengerecht machen zu können. Im Februar finden wir ihn, während Schiller den Macbeth vollendete, wieder mit Mondbetrachtung und der Durchsicht seiner kleinern Gedichte, im März mit Physik und Botanik beschäftigt. Im Geheimen aber, selbst dem mitstrebenden Freunde verborgen, studirte er, um sich endlich einmal wieder zu einem großen Originalwerk, der natürlichen Tochter, zu rüsten, die Geschichte der Prinzessin Bourbon-Conti.

Ende April unternahm er zur Meßzeit einen Ausflug nach Leipzig, um, wie er an Knebel schrieb, „wieder recht viele fremde Gestalten und Gegenstände in sich aufzunehmen,“ — als ob ihm

nicht eher Sammlung, als Zerstreuung, noth gethan hätte! So stand es denn auch nach der Heimkehr in den nächsten Monaten, in denen Schiller seine Maria Stuart vollendete und die Jungfrau von Orleans begann, um Goethe's Produktivität wieder sehr mißlich. Doch gelang es ihm, Die guten Weiber, einen „geselligen Scherz“, für Cotta's Damen-Taschenbuch zu Stande zu bringen. Er entwarf die kleine Produktion am 22. Juni und führte sie vom 25. bis zum 27. aus.

Unter dem 22. Juli heißt es in einem Billet an Schiller: „Ich habe mich kurz und gut entschlossen, nach Tisch hinüber nach Jena zu gehen, weil ich ein- für allemal hier in Weimar zu keiner Art von Besinnung gelange.“ In Jena verfügte er sich sofort „in Ermangelung des Gefühls eigener Produktion“ in die Büttnersche Bibliothek, holte sich einen Voltaire und begann eine Uebersetzung des Tancred, mit dessen Aufführung er den nächsten 30. Januar feiern wollte. Er verwandte regelmäßig vier Morgenstunden auf die Arbeit; die übrige Tageszeit wurde auf die mannigfachste, mitunter lustige Weise „vergeudet“. Seine Freunde an diesem „Stapelplatz der Wissenschaft“, Loder, Ilgen, Fr. Schlegel, Bergrath Lenz u. a. schickten ihm geistiger Nahrung die Hülle und Fülle: Zeitungen, Journale, Belletristisches, heitere Philologika, zoologische, botanische, mineralogische Raritäten u. s. w.

In den ersten Tagen des August nach Weimar zurückgekehrt, hatte er mit der Vorbereitung der diesjährigen Ausstellung zu thun. Es waren für 1800 zwei Preisaufgaben sehr verschiedenen Charakters gestellt worden, beide aus der Ilias: Hektor's Abschied von Andromache und der Tod des Rhesus. Von 28 eingelaufenen Konkurrenzstücken hatten 19 die erstere Aufgabe behandelt. Gekrönt wurden Hektor's Abschied von Prof. Nahl aus Kassel und der Rhesus von Jos. Hoffmann aus Köln. Eine detaillirte Beurtheilung aller Konkurrenzstücke brachten die Propyläen in ihrem dritten Bande, mit welchem die Zeitschrift ihres ganz unbefriedigenden Absatzes wegen einging.

Vom 3. Sept. an verweilte Goethe wieder einen Monat in Jena. Er hoffte hier die Uebersetzung des Tancred kräftig zu fördern, gerieth aber in den Faust hinein, und es gelang ihm, in der Partie, worin Helena auftritt, einen bedeutenden Schritt weiter zu thun. Leider gingen dieser Arbeit unfördersame philosophische Unterhaltungen mit Niethammer zur Seite; er ließ sich sogar in das Studium von Baader's Schrift „Ueber das pythagoräische Quadrat

in der Natur oder die vier Weltgegenden“ ein. Am 4. Okt. heimgekehrt, bereitete er für den 24. Okt., den Geburtstag der Herzogin Amalia, ein kleines Drama, Paläophron und Neoterpe, vor. Er deutete darauf schon in den Schlußversen eines Epilogs zu Gotter's Lustspiel Die stolze Vasthi hin, welches gegen den 20. Okt. gegeben wurde. Den Festtag der kunstliebenden Fürstin wollte er diesmal auf eine neue und eigenthümliche Art, durch ein von maskirten Personen gespieltes Drama, feiern. Goethe brachte das Stück in einem lustigen Zirkel bei der Fräulein von Göchhausen rasch zu Papier, wo er es auf und ab schreitend aus dem Stegreif diktirte. Am Festtage ward es in engerm Kreise von fünf Personen in Charaktermasken, drei Hofherren und zwei Kindern, und von der schönen Hofdame von Wolfskeel trefflich aufgeführt, welcher letztern, wie Goethe sich ausdrückt, „es allein vergönnt war, die Gesellschaft in der eigensten Anmuth ihrer Gesichtszüge zu ergötzen.“

Im November, wie im December, brachte Goethe nochmals ein paar Wochen in Jena zu. Das erste Mal ward dort die Poesie wieder „von Philosophen, Naturforschern und Konsorten in die Enge getrieben“. Im December bewog ihn die Nachricht, daß Iffland in Berlin den übersetzten Tancred zur Feier des 18. Jan. wünsche, sofort „eine absolute Einsamkeit zu statuiren und weder Philosophen noch Physiker zu sehen“. Und so gelang es ihm, vor Jahresschluß „mit seinen Rittern fertig zu werden“. Die Sylvesternacht brachte er recht fröhlich auf einer vom Hof veranstalteten Redoute mit Schelling, Heinr. Steffens und Schiller zu. Hätte er nur auch, wie sein mitstrebender großer Freund, die Genugthuung gehabt, auf ein wahrhaft erfreuliches Jahresgeschenk seiner dramatischen Muse zurückblicken zu können!

Zweites Kapitel.

1801: Schwere Krankheit. Theophrast's Schrift von den Farben übersetzt. Wiederannäherung an Frau von Stein. Die natürliche Tochter begonnen. Besuch von Pyrmont und Göttingen. Plan eines Romans. Kunstausstellung. Theater. — 1802: Rückkehr zur Lyrik. Verfehlte theatralische Bestrebungen. Jon und Alarkos aufgeführt. Mittwochskränzchen. Gesellschaftslieder. Vereiteltes Schillerfest. Auflösung des Kränzchens. Bau einer Bühne zu Lauchstädt. Was wir bringen. Verlust eines Kindes. — 1803: Beschäftigung mit der natürlichen Tochter. Chladni zu Besuch. Die natürliche Tochter aufgeführt. Besuch Zelter's. Ausflug nach Halle. Dramatische Didaskalien. Sorge um die Jenaer Allgem. Literaturzeitung. Herder's Tod. Riemer. — 1804: Frau von Stael, Benjamin Constant, Joh. Müller, Heinr. Voß zu Besuch. Theilnahme an Schiller's Tell. Charakteristik Winckelmann's. Ein Manuskript von Diderot, Rameau's Neffe, übersetzt. — 1805: Krankheitsanfälle. Schiller's Tod. Goethe's Trauer.

Anfangs 1801 ward Goethe von einer gefährlichen Krankheit befallen. Sie begann wie eine Blätterrose, aber bald gesellten sich Halsgeschwulst und Krämpfe hinzu, und der von Jena berufene Arzt Hofrath Stark fürchtete eine Gehirnentzündung. Einige Tage lag er besinnungslos. Die Seinigen waren außer Fassung; um so besonnener griff sein fürstlicher Freund Karl August überall persönlich ein. Als seine Besinnung wiederkehrte, fand er ein Auge durch Geschwulst ganz verschlossen; innerlich aber erholte er sich so schnell, daß er am 19. Jan. eine Uebersetzung des Theophrastischen Büchleins von den Farben unternehmen konnte. Am 22. wurde schon, weil er sich nach Musik sehnte, bei ihm ein kleines Concert veranstaltet. Am 24. öffnete sich das geschlossene Auge wieder, und er konnte dem Herzog, der nach Berlin abreiste, mit freiem Blick für die gütige Ueberwachung der Kur danken. Schiller hatte unterdessen die Proben des Tancred für das Geburtsfest der Herzogin geleitet, und gab ihm den 30. Jan. spät Abends Nachricht von dem Gelingen der Aufführung.

In diesen Tagen war es, wo sich wieder ein etwas näheres Verhältniß zur Frau von Stein ergab. Schon 1796, als sie eines Morgens unter den Orangenbäumen vor ihrem Hause saß, und Goethe, mit seinem Söhnchen an der Hand durch den Park heran=

kommend, bei ihr im Gespräch verweilte, war sie über sich selbst verwundert, ihn so lange haben verkennen zu können. Aus dem September desselben Jahrs hat sich ein auf Fritz von Stein bezügliches Billet Goethe's an sie erhalten, das mit den Worten schließt: „Erlauben Sie auch ferner meinem armen Jungen, daß er sich Ihrer Gegenwart erfreuen und sich an Ihrem Anblick bilden dürfe. Ich kann nicht ohne Rührung daran denken, daß Sie ihm so wohl wollen." Auch noch ein paar andere Zuschriften Goethe's seit jener Zeit deuten auf Annäherung hin. Jetzt, am 12. Jan. 1801, berichtete Frau von Stein an ihren Sohn Fritz: „Ich wußte nicht, daß unser ehemaliger Freund Goethe mir noch so theuer wäre, daß eine schwere Krankheit, an der er seit neun Tagen leidet, mich so innig ergreifen würde." Nach der Schilderung der Krankheit heißt es weiter: „Entweder meldet dir mein Brief seine Besserung, oder seinen Tod; eher lasse ich ihn nicht abgehen. Die Schillern und ich haben schon viele Thränen die Tage her über ihn vergossen." Zwei Tage später fügte sie hinzu: „Mit Goethe geht es besser. Doch muß der einundzwanzigste Tag vorüber sein; bis dahin könnte ihm noch etwas zustoßen, weil ihm die Entzündung etwas am Kopf und am Zwerchfell geschadet. Gestern hat er mit großem Appetit Suppe gegessen, die ich ihm geschickt habe. Mit seinem Auge soll es auch besser gehen; nur ist er sehr traurig und soll drei Stunden geweint haben. Besonders weint er, wenn er den August sieht. Der hat indessen seine Zuflucht zu mir genommen; aber er ist schon gewohnt, sein Leiden zu vertrinken. Neulich hat er in einem Klubb von der Klasse seiner Mutter 17 Gläser Champagner getrunken, und ich hatte alle Mühe, ihn bei mir vom Wein abzuhalten." — Dies läßt freilich in Goethe's damalige häusliche Zustände einen höchst unerfreulichen Blick thun.

Das so traurig begonnene Jahr 1801 ward ihm, wie sich erwarten ließ, wieder ein unergiebiges. Von den Jenaer Freunden getadelt, daß er Kraft und Zeit an französische Dramen vergeude, führte er im Februar und März seinen Faust, wie er an Schiller berichtete, „sachte fort", versuchte sich auch im Stillen an der natürlichen Tochter. Es mag ihm schwer geworden sein, diese Arbeit vor Schiller zu verheimlichen; aber sein alter Aberglaube, daß er, um einen Geistesschatz zu heben, nicht davon sprechen dürfe, ließ ihn hartnäckig schweigen. Beide poetische Aufgaben rückten um so weniger vor, je mehr Zerstreuendes nebenher lief. Im April, wo er sich in Oberroßla aufhielt, verwickelte ihn der Besitz des dortigen

Guts sogar in gerichtliche Händel gegen den bisherigen Pachter. Das Leben auf dem Lande war seiner angegriffenen Gesundheit förderlich. Dennoch riethen ihm Aerzte und Freunde ein stärkendes Bad an, und er ließ sich um so leichter für einen Besuch von Pyrmont bestimmen, weil sich daran ein längst ersehnter Aufenthalt in Göttingen knüpfen ließ.

Am 5. Juni brach er in Begleitung seines Sohnes auf. In Göttingen am 7. im Gasthof zur Krone abgestiegen, ward er in der Abenddämmerung mit einem freudigen Lebehoch von Studenten empfangen, die, weil dergleichen polizeiwidrig war, im Nu wieder auseinanderstoben. Bei Blumenbach sah er unter andern Merkwürdigkeiten den ersten Aerolithen; Heyne zeigte ihm Köpfe Homerischer Helden, welche Tischbein in großem Maßstab ausgeführt hatte; von Prof. Osiander ließ er sich sogar in das neuerbaute Accouchirhaus führen und die Behandlung des Geschäftes zeigen. Anderes behielt er sich vor, weil er die Absicht hatte, zur Nachkur länger in Göttingen zu verweilen.

Am 15. Juni reiste er über Einbeck durch das freundliche Leinethal nach Pyrmont. Hier wandte er wieder, wie auf der letzten Schweizerreise, seine Aufmerksamkeit allerlei unbedeutenden Dingen zu, sammelte Badelisten und Komödienzettel, und machte sich eingehend mit der Geschichte und Umgebung des Ortes bekannt. Die Badegesellschaft war angenehm und interessant, das Wetter aber oft unfreundlich, wo er denn in seinem Quartier seine Farbenlehre fortführte. Zwischendurch beschäftigte ihn der Plan eines Romans, welcher die in's Jahr 1582 fallende lebhafte Wanderschaft aus allen Welttheilen nach Pyrmont darstellen sollte, wo die Ankommenden bei mangelnden Einrichtungen zur Aufnahme sich auf die wunderlichste Art behelfen mußten.*) So fuhr er fort, Zeit und Kraft an untergeordnete Aufgaben zu zersplittern, während der Freund, mit dem er noch 1796 so rühmlich wetteiferte, eine große Aufgabe nach der andern nicht blos ergriff, sondern willenskräftig festhielt und einem hinfälligen Körper zum Trotz siegreich bewältigte. Die letzten Tage in Pyrmont brachte Goethe in unerquicklicher Stimmung zu. Das aufregende Bad nach der hochentzündlichen Krankheit ließ ihn Nachts vor heftiger Blutwallung nicht schlafen, und versetzte ihn am Tage bei den geringfügigsten Anläßen in einen exaltirten Zustand.

---

*) S. d. Skizze in Goethe's W. Bd. 27 S. 89 ff.

Wohlthuender war ihm die Nachkur in Göttingen, wohin er am 17. Juli reiste. Seinem Vorsatz gemäß brachte er täglich einige Zeit auf der dortigen Bibliothek zu und arbeitete Manches für seine Farbenlehre zusammen. Die übrigen Tagesstunden verlebte er in heiterer Geselligkeit. „Ich müßte," sagt er selbst, „das ganze damals lebende Göttingen nennen, wenn ich Alles, was mir an freundlichen Gesellschaften, Mittags- und Abendtafeln, Spaziergängen und Landfahrten zu Theil ward, einzeln aufzählen wollte." Nachts zeigten sich indeß noch einige Reste der Pyrmonter Reizbarkeit. Ganz unglücklich machte ihn die Tochter seines Hauswirths, welche bis Mitternacht eine und dieselbe Kadenz einübte und jedesmal mit einem Triller krönte. Dazu kam eine bellende Hundeschaar, nach welcher manches der auf dem benachbarten Heinsberg gesammelten Ammonshörner hinausflog. Und was das Maß seiner Verzweiflung voll machte, war der Posaunenton eines Nachtwächterhorns, der ihm wie zwischen den Bettvorhang hinein an's Ohr schallte. Die Polizei brachte aus Rücksicht für den berühmten Gast das Horn zum Schweigen. Am 14. August verließ er Göttingen, besuchte die Basaltbrüche von Dransfeld, und reiste über Hannövrisch-Münden nach Kassel, wo er die Seinigen mit Freund Meyer antraf. Dann ging die Fahrt über Hoheneichen, Kreuzburg und Eisenach nach Gotha. Hier bewirthete ihn der längst befreundete Prinz August in seinem artigen Sommerhause mehrere Tage und feierte des Dichters Geburtstag durch ein stattliches Festmahl. Am 30. August traf er wieder in Weimar ein. Mit dem Ertrage des Ausflugs war er nicht recht zufrieden. Schon aus Göttingen hatte er in einem Briefe an Schiller geklagt: „Leider scheinen meine Akten nicht so anzuschwellen, wie auf der letzten Reise in die Schweiz." Die Schuld hiervon schrieb er seinem kleinen Reisegefährten August zu; er hätte ihm eher Dank wissen sollen.

Nach der Heimkehr nahm ihn sogleich die Ausstellung der eingesandten Konkurrenzstücke lebhaft in Anspruch; denn das Ausschreiben von Preisaufgaben ward auch nach dem Eingehen der Propyläen noch bis 1805 fortgesetzt und die Beurtheilung fortan durch die Allgemeine Literaturzeitung veröffentlicht. Die Hälfte des ausgesetzten Preises erhielt diesmal Prof. Nahl aus Kassel für seinen Achill auf Skyros, die andere Hälfte Jos. Hoffmann aus Köln für Achill's Kampf mit den Flüssen. Dann forderte das Theater Goethe's Aufmerksamkeit um so mehr, als gegen den 20. Sept. die berühmte Frau Unzelmann zu Gastvorstellungen ein-

traf. Sie trat in acht bedeutenden Rollen auf. Obwohl auch sie dem Natürlichkeitsprincip huldigte, ließ sich Goethe, weil ihre Natur edel und graziös war, ihre Darstellung gefallen. In seiner Abneigung gegen dies Princip jedoch verharrend, ließ er am Geburtstag der Herzogin Mutter, dem Jahrestag des ersten Maskenspiels Paläophron und Neoterpe, die Brüder, nach Terenz von Einsiedel bearbeitet, gleichfalls in Masken aufführen. Das Stück gefiel so gut, daß es mehrmals wiederholt werden mußte.

Eine etwas erfreulichere, weil fruchtbarere Periode begann für unsern Dichter mit dem Herannahen des Jahrs 1802. Zwei Umstände vereinigten sich, ihn auf das Feld der Lyrik zurückzuführen, das er einige Jahre hindurch fast hatte brach liegen lassen: erstens die Gründung eines gesellschaftlichen Kränzchens, deren Mittelpunkte Goethe und Schiller waren, und zweitens die nähere Verbindung mit Zelter. Daneben gingen, wenn auch für ihn selbst von wenig Erfolg gekrönt, die dramatischen Bestrebungen fort, wogegen das Epos ganz in den Hintergrund trat. Es läßt sich hiernach die nächste Zeit als eine dramatisch-lyrische charakterisiren.

Was die theatralischen Bemühungen anlangt, so begann jetzt Goethe in seiner Abneigung gegen das Natürliche das rechte Maß weit zu überschreiten. Schon das war ein seltsames Beginnen, daß er durch Stücke, wie Mahomet und Tancred, Schauspieler und Publikum für die höhere Tragödie heranzubilden suchte; denn wie soll die falsche Nachahmung des Hohen und Edeln im Stande sein, Neigung und Achtung für dasselbe einzuflößen? Noch weniger verdient es Billigung, daß er gleich Anfangs 1802 (am 2. Jan.) den Jon von A. W. Schlegel und später gar den Alarkos von Fr. Schlegel auf die Bühne brachte. Schon mit dem Jon, wodurch er eine Annäherung an das griechische Drama (wie durch die Brüder des Terenz an das römische) bezweckte, lief der Versuch nicht glücklich ab. Man flüsterte in den Zwischenakten von allerlei Tadelnswürdigem, und Böttiger schrieb einen sowohl die Intendanz als den Autor treffenden satyrischen Artikel. Dieser war zur Aufnahme in Bertuch's Journal für Luxus und Moden bereits gesetzt, als Goethe davon Kunde bekam und den Abdruck hintertrieb — gewiß kein löbliches Verfahren! Denn es lag ein Widerspruch darin, das Geschmacksurtheil durch Vorführung von Stücken aus allen Zeiten, Ländern und Gattungen allmälig frei und mündig machen zu wollen, und dennoch es durch ein Machtwort in Fesseln zu legen. Schiller hatte von Glück zu sagen, daß seine in gleicher Absicht bearbeitete

Turandot am 30. Jan. freundlich aufgenommen wurde. Jetzt nahm Goethe auch den Gedanken wieder auf, seine Iphigenie für die Bühne umzuarbeiten; aber da es ihm selbst unmöglich war, an dem „ganz verteufelt humanen“ Drama irgend etwas zu thun, so griff Schiller die Bearbeitung auf eigene Hand an. Am 15. Mai 1802 ward das ziemlich verkürzte Stück mit Beifall gegeben und erhielt sich auf dem Repertoire. Durch den Erfolg kühner gemacht, wagte Goethe nunmehr den Gegnern zum Trotz den Schlegelschen Alarkos vorzuführen; aber da brach der zu straff gespannte Bogen. Vergebens hatte ihn Schiller gewarnt und die Befürchtung einer totalen Niederlage ausgesprochen. Der Erfolg rechtfertigte Schiller's Ahnung. Das Publikum fühlte, daß es zu Experimenten mißbraucht werde, und gab bei der Aufführung des hohlen und gespreizten Stücks am 29. Mai Geringschätzung und Spott so unverholen kund, daß Goethe, wie erzählt wird, von seinem Sitz sich erhebend, ein donnerndes „Man lache nicht!“ durch das Haus erschallen ließ.

Das Gesellschaftskränzchen bestand schon seit dem vorigjährigen Herbst, war aber eine Zeit lang durch eine in Weimar ausgebrochene Masernepidemie gestört worden. Ein auserlesener Kreis harmonirender Männer und Frauen hielt alle vierzehn Tage, gewöhnlich Mittwochs, in Goethe's Hause eine Abendzusammenkunft „ohne spekulative Zwecke“, wie er in den Annalen sich ausdrückt, „blos an seinem und Schiller's Umgange und sonstigen Leistungen sich erfreuend.“ Ständige Mitglieder waren außer dem Dichterpaar Schiller's Gattin, dessen Schwager von Wolzogen nebst Frau, Meyer, Amalia von Imhoff (die Dichterin der Schwestern von Lesbos), die Obermarschallin Gräfin von Egloffstein, die Hofdamen von Göchhausen und von Wolfskeel u. A. Schiller berichtete an Körner: „Es geht im Kränzchen recht vergnügt zu, obwohl die Gäste zum Theil sehr heterogen sind; denn der Herzog und die fürstlichen Kinder werden auch eingeladen. Wir lassen uns nicht stören; es wird fleißig gesungen und pokulirt. Auch soll dieser Anlaß allerlei lyrische Kleinigkeiten erzeugen, zu denen ich sonst bei meinen größern Arbeiten niemals kommen würde.“ Diese Absicht ging, wie bei Schiller, so auch bei Goethe in Erfüllung. In neidlosem Wetteifer schufen die beiden Dichter, wie einst Xenien, Votivtafeln und Balladen, so jetzt einen anmuthigen Kranz von Gesellschaftsliedern. Auch hier trat wieder die Verschiedenheit ihrer Charaktere recht deutlich hervor. Schiller warf, wie Hoffmeister sagt, „den

Ernst der Weisheit, ein weltumfassendes Gemüth in die Schale der gesellschaftlichen Unterhaltung, und ernst, wie diese, waren auch seine Gesellschaftslieder." Goethe traf meisterhaft den Ton gesteigerter Geselligkeitsfreude. Er wählte für das Gesellschaftslied leichtere Sujets, anmuthige, gefällige Stoffe, wogegen Schiller sich zu hohen und großartigen Gegenständen hingezogen fühlte. Der Goethe'schen Lieder, welche das Mittwochskränzchen hervorrief, wird das nächste Kapitel gedenken.

Leider erfuhr das Kränzchen schon im ersten Viertel des Jahrs 1802 einen verderblichen Stoß, der zugleich eine Feuerprobe für Goethe's und Schiller's Freundschaftsbündniß ward, und zwar durch Kotzebue. Der leicht und leichtfertig producirende Bühnendichter war schon 1799, mit Titeln und Orden geschmückt, in Weimar erschienen und in höhern Kreisen entgegenkommend aufgenommen, von dem Dichterpaar aber etwas vornehm kühl abgelehnt worden. Im Herbst 1801 producirte er sich, von Petersburg nach Erlebung seltsamer Schicksale zurückkehrend, abermals in Weimar, bemühte sich um Theilnahme an dem Mittwochskränzchen, um darin seine gesellschaftlichen Talente leuchten zu lassen, und hatte auch bald einige weibliche Mitglieder zu seinen Gunsten gestimmt. Da machte ihm Goethe einen Strich durch die klug angelegte Rechnung. Er setzte zu den Statuten des Kränzchens einen Zusatzartikel durch, demgemäß kein Mitglied ohne Beistimmung aller übrigen einen Fremden oder Einheimischen einführen durfte, und reizte den eiteln Mann obendrein durch das ihm bald hinterbrachte Witzwort, es helfe dem Kotzebue der Zutritt zum weltlichen Hofe von Japan nichts, wenn ihm der geistliche verschlossen bleibe. Dazu kam noch, daß Goethe das Drama „Die deutschen Kleinstädter" von Kotzebue nur stark beschnitten auf der Bühne zulassen wollte, während er die Stücke der verhaßten Schlegel unverkürzt aufführte. Hierüber erbittert, beschloß Kotzebue, sich an Goethe durch eine Verherrlichung Schiller's zu rächen, und hoffte dadurch zugleich das Bündniß Beider mitsammt ihrem Mittwochskränzchen zu sprengen.

Zu dem Ende bereitete er auf den 5. März 1802 ein Fest zu Ehren Schiller's vor, das auf dem neu dekorirten Stadthause begangen werden sollte. Scenen aus Schiller's besten Tragödien, im Kostüm der handelnden Personen gesprochen, sollten die Haupthandlung einleiten. Die Gräfin von Egloffstein übernahm die Rolle der Jungfrau von Orleans, Amalie von Imhoff die der

Maria Stuart, Schiller's Freundin Sophie Mereau aus Jena Partien des Glockenliedes, Andere Anderes. Kotzebue gedachte zweimal, zuerst als Vater Thibaut, dann als Meister im Lied von der Glocke zu erscheinen. Als solcher hatte er die aus Pappe verfertigte Form der Glocke mit einem mächtigen Hammer entzweizuschlagen. Wie sie zersprang, sollte Schiller's Büste überraschend zum Vorschein kommen, und in diesem Augenblick der eingeladene Dichter selbst von schöner Hand gekrönt werden. Schon war die ganze Weimarische Societät in Aufregung; man beschäftigte sich eifrigst mit dem Kostüm und der Rolleneinübung. Dem zu Feiernden war nicht wohl zu Muth bei der Sache; er fühlte das Verfängliche der ihm zugedachten Rolle, und nahm doch auch Anstand, sich den Huldigungen so vieler ihm werthen Personen zu entziehen. Ein paar Tage vor dem 5. März äußerte er in Goethe's Hause: „Ich werde mich wohl krank melden," worauf Goethe — nichts erwiderte.

Die Vorbereitungen waren nun so weit gediehen, daß man brieflich den Bibliotheksvorsteher um die Schiller'sche Originalbüste von Dannecker bat. Aber da lautete zu Aller Bestürzung die Antwort ablehnend; „man habe noch nie eine Gypsbüste von einem Fest unbeschädigt zurückbekommen; zudem sei es zweifelhaft, ob Schiller sich durch die pappene Glocke so geehrt fühlen werde, als man anzunehmen scheine." Noch größer war der Schrecken, als am 4. März der Bürgermeister die Schlüssel des Stadthauses verweigerte und im Namen des Magistrats erklärte: das Aufschlagen des theatralischen Gerüstes im Saal sei unzulässig; dieser sei erst frisch eingerichtet und dekorirt, und könne zu einem so tumultuarischen Beginnen nicht eingeräumt werden. Alle Vorstellungen und Bitten waren vergebens, das Fest war vereitelt. Als der unbewegliche Bürgermeister zufällig am 6. März den Rathstitel erhielt, äußerte Frau von Wolzogen: „Man hätte billig in sein Diplom Rath Piccolomini schreiben sollen."

Goethe freute sich, wie es scheint, noch in späten Jahren bei Abfassung der Annalen darüber, den Meister der Intrigue Kotzebue übermeistert zu haben. Aber mit Recht urtheilte Hoffmeister, Goethe würde hier edler erschienen sein, wenn er, das Ränkespiel belächelnd, den Huldigungsakt gebilligt und sogar gefördert hätte. Auch wäre dies klüger gewesen; denn der Vorfall rief in der kleinen Residenz durch alle Schichten der Gesellschaft Mißstimmung gegen ihn hervor. Das Kränzchen löste sich auf, und es gelangen ihm, wie er selbst ge-

steht, seitdem nie wieder Gesänge jener Art.*) Zu Schiller blieb jedoch sein Verhältniß ungestört. Scherzend schrieb ihm dieser: „Der 5. März ist mir glücklicher vorübergegangen, als dem Cäsar der 15." Zum Erstaunen für die kleinen Geister verfolgte das Dichterpaar, als wäre nichts vorgefallen, einträchtig seine hohen Zwecke weiter.

Auf Goethe's Seite stellten sich diesen Zwecken noch immer allerlei Hemmnisse entgegen. Der im vergangenen Winter verstorbene Hofrath Büttner hatte der Universität Jena eine umfassende Bibliothek und mehrere Apparate hinterlassen, die geordnet und katalogisirt werden mußten. Goethe hatte als Vorsteher aller wissenschaftlichen Anstalten des Staats bei der „Aufkämmung dieses Wirrkopfes" viel Sorgen und Mühe. Dazu kam der Bau einer Bühne zu Lauchstädt. Das dortige Sommertheater, von Bellomo möglichst ökonomisch eingerichtet, wollte nicht mehr genügen. Schon dem theilnehmenden Publikum aus Halle und Leipzig war man ein würdigeres Lokal schuldig. So entwarf denn Goethe mit den Architekten Gentz und Rabe einen Plan, und der Bau ward sofort kräftig in Angriff genommen. Im März lag das akkordirte Holz noch eingefroren bei Saalfeld, und am 26. Juni wurde schon das fertige neue Haus mit dem von Goethe gedichteten allegorischen Vorspiel Was wir bringen eingeweiht.

Ehe Goethe sich gegen Mitte Juni mit den Seinigen und Meyer auf einige Wochen nach Lauchstädt begab, fand noch in seinem Hause die Konfirmation seines Sohns August durch Herder statt, der so freundlich gewesen war, den Konfirmanden privatim vorzubereiten. Goethe war dem alten Freunde höchst dankbar für „die liberalere Weise der Einführung in die christliche Gemeinde".

Während des Aufenthalts in Lauchstädt las er mit Friedr. Aug. Wolf, der von Halle herübergekommen war, das Theophrastische Büchlein von den Farben, und hatte die Genugthuung, drei Konjekturen, die er darin gewagt hatte, von dem großen Philologen acceptirt zu sehen. Wolf's Besuch zu erwidern, machte er einen Ausflug nach Halle, ließ sich durch die Erinnerung an die Xenien nicht abhalten, auch dem darin hart mitgenommenen Komponisten Reichardt in dem benachbarten romantischländlichen Giebichenstein einen Besuch abzustatten, und hörte, gastfreundlich aufgenommen,

*) Im Jahr 1810 entstand wieder eine Gruppe von Gesellschaftsliedern, freilich nicht ganz des nämlichen Charakters.

manche seiner Lieder mit Reichardt's Melodien von der wohlklingenden Stimme seiner ältesten Tochter vortragen.

Im September und Oktober hatte Goethe daheim die nun zum vierten Mal stattfindende Ausstellung von Zeichnungen und Preisvertheilung vorzubereiten. Der Schlußmonat des Jahrs wurde ihm durch den Verlust eines jüngst gebornen Kindes getrübt. „Bei uns geht es nicht gut," lautet ein Billet an Schiller vom 19. Dec., „wie Sie mir wohl gestern in der Oper anmerkten. Der neue Gast wird schwerlich lange verweilen, und die Mutter, so gefaßt sie sonst ist, leidet an Körper und Gemüth. Sie empfiehlt sich Ihnen bestens und fühlt den Werth Ihres Antheils." Das Kind starb bald nachher. Um Weihnachten schied Meyer, der zu Anfange des nächsten Jahrs sich mit einem Fräulein von Koppenfels vermählte, aus Goethe's Hause; doch dauerte seine enge Verbindung mit Goethe fort.

Die strenge Winterkälte, womit das Jahr 1803 begann, hemmte Goethe's persönlichen Verkehr mit Schiller. Beide hielten daheim eine strenge Quarantaine und korrespondirten miteinander in Billetten, wie Goethe sich ausdrückt, „gleich jenem verliebten Paar über den Schirm." Die Hauptursache ihrer Zurückgezogenheit lag aber darin, daß Schiller sich beeilte, seine Braut von Messina zu beendigen, und Goethe unterdessen heimlich seine natürliche Tochter förderte. Dennoch vermochte der Naturforscher in ihm nicht, den Besuch Chladni's, des Akustikers, abzulehnen, der ihm sein neu ausgearbeitetes Werk brachte und zwei Wochen lang blieb. Im Februar verlangte die Vorbereitung der Aufführung von Schiller's Braut Goethe's angestrengte Theilnahme. Am 10. März fand die erste Probe, am 19. die Vorstellung, am 26. eine Wiederholung mit glänzendem Erfolge statt. Acht Tage später brachte Goethe zu Aller Ueberraschung seine natürliche Tochter auf die Bühne. Von den Schauspielern sorgfältig eingeübt, fand das Stück besonders in seiner letzten Hälfte lebhaften Anklang. Schiller bewunderte die hohe Symbolik in der Behandlung des Gegenstandes, die alles Stoffartige vertilge und Jegliches als Glied eines idealen Ganzen erscheinen lasse. Auch Herder war davon erbaut, und sogar dessen Frau nannte es Anfangs ein hohes, klassisches Produkt, das Höchste und Schönste, was Goethe je gemacht, ein Licht der Kunst, vor dem das Schiller'sche Irrlicht erlösche, meinte aber nicht lange nachher, es werde sich wohl die Wolfsnatur des Wolfgang in der Fortsetzung der Trilogie kundgeben. Körner stellte dem Stück eine un-

günstige Aufnahme beim größern Publikum in Aussicht. Der Erfolg gab ihm Recht; in Berlin wurde das Stück ausgepfiffen.

Gleichwohl gingen Goethe's und Schiller's theatralische Bestrebungen ihren Gang fort. Viel Vorarbeit förderte zunächst die Aufführung der Jungfrau von Orleans, bereitete aber auch dem Verfasser am 23. April einen glänzenden Triumph. Der Plan, durch Bearbeitung einheimischer wie ausländischer Dramen ein Repertoire für die Bühnen Deutschlands zu schaffen, wurde festgehalten. Schiller übernahm es, die Hermannsschlacht von Klopstock bühnengerecht zu machen, fand sie aber ganz ungeeignet. Auf den fruchtbaren französischen Lustspieldichter aufmerksam geworden, wählte er aus dessen Werken das Intriguenstück Encore des Ménechmes, dem er in der Uebersetzung den Titel „Der Neffe als Onkel" gab, und das Charakterlustspiel Médiocre ou rempant, ou le moyen de parvenir, woraus er in sehr freier Uebertragung den Parasiten schuf. Goethe entschloß sich zu einer Bühnenbearbeitung des Götz.

Vorläufig hielt ihn aber noch Manches davon ab. Des Gutes zu Oberroßla, das ihm viele Störungen bereitet hatte, entledigte er sich zwar schon im Mai 1803 durch vortheilhaftes Abstehen an den Pachter; aber die Farbenlehre lag ihm wie eine schwere Schuld auf. Um sie abzuwälzen, begab er sich am 14. Mai nach Jena. Hier verkehrte er diesmal viel mit dem Dichter Voß, dessen häusliches Leben ihn anheimelte, und suchte sich durch Unterhaltung mit ihm über Metrik und Prosodik aufzuklären.

Gegen Anfang Juni rief ihn ein Besuch Zelter's nach Weimar zurück. Die Anwesenheit desselben gab nicht blos kleinen Konzerten, die er seit einiger Zeit in seinem Hause ausführen ließ, einen belebenden Anstoß, sondern auch für eine Reorganisation des Theaterorchesters ging ihm Zelter mit Rath und That zur Hand. Zudem entlockte ihm das Bewußtsein, an dem neugewonnenen Freunde einen liebevoll eindringenden Tonsetzer für jede singbare Produktion zu haben, wieder einige Lieder und balladenartige Gedichte, worüber Näheres im folgenden Kapitel. Zelter schied nach vierzehntägigem Aufenthalt. Diese zwei Wochen legten den Grund zu einem dauernden und innigen Verhältniß. Was unserm Dichter einst Breitkopf, André, Kayser vorübergehend waren, das ward ihm jetzt Zelter für immer, — ein Ergänzungsorgan seines Wesens für die Tonkunst, so wie er an Meyer eines für die bildende Kunst besaß. Beide Freunde blieben ihm, Meyer durch fast täglichen Umgang, Zelter durch regen Briefwechsel und öfteren Besuch, zeitlebens

treu verbunden; und gleichsam zum Beweise ihrer Unzertrennlichkeit folgten beide dem hingegangenen Dichter bald nach.

Unterdessen hatte die Sommersaison des Lauchstädter Theaters begonnen. Das neue Haus, gut geschulte Schauspieler, sorgfältig eingeübte Stücke, wie Schiller's Braut von Messina, die natürliche Tochter, die Andria des Terenz (ein Maskenstück, zu dessen Bearbeitung Goethe beim vorigjährigen Besuch Halle's den Kanzler Niemeyer gewonnen hatte), zogen von Halle, Leipzig und anderswoher ein sehr gebildetes Publikum herbei. Goethe verweilte dort nur so lange, als zur Erledigung des Geschäftlichen nöthig war, und machte dann noch einen Ausflug nach Halle, Giebichenstein, Merseburg und Naumburg, auf welchem er manche werthe Bekanntschaft wieder auffrischte.

In der zweiten Hälfte Juni und im Juli beschäftigte er sich ohne Lust und Liebe mit der Umarbeitung des Götz. Da sich drei junge Männer von unverkennbarem Talent für die Bühne, Grimmer, Grüner und Pius Alexander Wolff, bei ihm gemeldet hatten, entschloß er sich, mit denselben gründliche „Didaskalien" vorzunehmen. Es erwuchsen hieraus die in seinen Werken (Bd. 35, S. 435 ff.) enthaltenen Regeln für Schauspieler, die jedoch erst 1824 durch Eckermann ihre jetzige Gestalt erhielten.

In große Bestürzung versetzte unsern Dichter im August 1803 die Nachricht, daß die Jenaer Allgemeine Literaturzeitung in ihrem Bestande bedroht sei. Die Universität Jena überhaupt machte ihm seit einiger Zeit schwere Sorgen. Vorzügliche Lehrer, wie Loder, Paulus, Hufeland, Schelling, ließen sich nach andern Hochschulen hinüberlocken. Nun machte gar Professor Schütz Anstalten, die Allgemeine Literaturzeitung mit nach Halle zu nehmen. Dem glaubte Goethe wehren zu müssen. Er veröffentlichte eine Anzeige, daß die Literaturzeitung mit dem neuen Jahr in Jena forterscheinen werde, und erließ im Verein mit Schiller eine Einladung zur Mitwirkung an eine Reihe ausgezeichneter Männer. Zur Uebernahme der Redaktion wurde der Hofrath Eichstädt gewonnen, der bisher schon sich lebhaft an der Zeitschrift betheiligt hatte. Goethe durfte nun den Rest des Jahres hindurch nicht feiern, wenn die Zeitung das nächste Jahr in würdiger Gestalt antreten sollte, um so mehr, als diesen Sorgen und Mühen vieles andere Störende zur Seite lief, z. B. die Kunstausstellung, die Theaterschule, deren Schülerzahl im Herbst auf ein Dutzend anwuchs, die Einübung von Shakespeare's Julius Cäsar, der am 1. Okt. über die Bretter ging u. s. w.

Jenem Plane gemäß, den ganzen Komplex von Veröffentlichungen, die Kunstausstellung betreffend, in die Literaturzeitung aufzunehmen, arbeitete Goethe gegen Jahresschluß einen großen Aufsatz für die Zeitschrift aus, der in zwei Theile zerfiel: 1) die Beurtheilung der ausgestellten Konkurrenzstücke, 2) die Belebung der Polynotischen Reste.*) Der letztere Theil, ein Versuch, Polygnot's Gemälde der Lesche zu Delphi in Gedanken zu restauriren, sollte eine Reihe ähnlicher Arbeiten einleiten. Goethe und Meyer dachten, auf diesem Wege fortschreitend, durch successive Behandlung des Pausanias und Plinius, besonders auch der Philostrate, den Künstlern förderlich zu werden und zugleich den Alterthumsforschern in die Hände zu arbeiten.

Gegen Ende des Jahrs erlitt Goethe einen Verlust, der ihn schmerzlich berührte, aber ungleich schmerzlicher getroffen hätte, wenn er einige Jahre früher eingetreten wäre. Herder starb nach längerm Hinsiechen den 18. Dec. 1803. Kränklichkeit und das Gefühl, daß aus ihm nicht geworden war, was er unter andern Verhältnissen hätte werden können, verstärkten in seiner letzten Lebenszeit alles Herbe, Verneinende, Verletzende, was in seinem übrigens so edeln Gemüth lag, so daß Goethe schon seit drei Jahren seinen Umgang fast gänzlich mied. Sie sahen sich zuletzt im Frühling dieses Jahrs in Jena, wo sie beide im Schloß wohnten. Goethe wünschte und hoffte damals eine Wiederannäherung. Sie wechselten dort, wie Goethe sich ausdrückt, „anständige Besuche". Eines Abends fand sich Herder bei ihm ein und entwickelte „mit Ruhe und Reinheit" die Vorzüge der natürlichen Tochter zu des Verfassers höchster Freude, endigte aber seine Kritik „mit einem zwar heiter ausgesprochenen, aber höchst widerwärtigen Trumph", wie es in den Annalen heißt, „wodurch das Ganze, wenigstens für den Augenblick, vor dem Verstande vernichtet wurde". Goethe sah ihn an, ohne ein Wort zu erwidern, und die vielen Jahre ihres Zusammenseins traten ihm in diesem Symbol erschreckend entgegen.

Noch vor Jahresschluß erweiterte sich Goethe's häuslicher Zirkel durch den Eintritt des Dr. Riemer, der eine Zeit lang in W. v. Humboldt's Familienkreise gelebt hatte. Goethe nahm ihn als Lehrer seines Sohns August in's Haus auf. Es wird sich weiterhin

*) Vgl. den Aufsatz Polynot's Gemälde in der Lesche zu Delphi (Goethe's W. Bd. 31, S. 118—147).

zeigen, was für eine bedeutende Acquisition er an ihm, besonders für seine poetischen Zwecke, gemacht hatte.

Das Jahr 1804 begann für unsern Dichter mit unliebsamen Störungen. Schon am 14. December war die berühmte Frau von Stael, „das beweglichste, streitfertigste und redseligste und zugleich gebildetste und geistreichste weibliche Wesen," wie Schiller sie nannte, auf ihrer Wanderfahrt durch Deutschland in Weimar angelangt, dem Punkt, auf den sie es besonders abgesehen zu haben schien. Sie kam Goethen sehr ungelegen; denn er war eben in Jena mit Arbeit für die Literaturzeitung beschäftigt. Der Herzog ließ ihn berufen; allein er erklärte in einem Briefe an Schiller, nicht kommen zu können; die böse Jahrszeit lasse ihm nur gerade so viel physische Kraft, als seine Arbeit erfordere; in Jena werde ihm Frau von Stael willkommen sein und einen bürgerlichen Tisch bei ihm finden; aber bei solchem Wetter zu fahren, sich anzuziehen, bei Hof und in Societät zu erscheinen, das sei rein unmöglich. Dennoch fand er sich am 24. Dec. in Weimar ein und stattete der Französin einen Besuch ab. Im Lauf des Januars 1804 hielt er längere Zeit Klausur und sah Frau von Stael nur einige Male in seinem Hause; später verkehrte er mehr mit ihr, auch in Hofkreisen.

Unterdessen hatte sie mit ihrem Reisegefährten Benjamin Constant in dem Stillleben der kleinen Residenz eine große Bewegung hervorgerufen. Eine festliche Gesellschaft reihte sich an die andere, und seit Mitte Januar gab sie auch selbst Diners und Konzerte. Ihr Aufenthalt dehnte sich durch viele Wochen aus. Das nähere Bekanntwerden mit Goethe lag ihr besonders am Herzen. Sie mochte sich ihn als einen etwas älter gewordenen Werther gedacht haben, und war erstaunt über seine Ruhe, Gesetztheit und — rotondité, wie sie sich einmal ausdrückte; auch begriff sie nicht, qu'un esprit supérieur tel que lui puisse être si mal logé. Mit naiver Offenheit gestand sie ihm, sie werde jedes seiner Worte drucken lassen, und trug dadurch nicht zur Belebung seiner Unterhaltung bei. Ihre eigentliche Lust und Leidenschaft war ein gesellschaftliches Philosophiren, selbst über Dinge, die, wie Goethe sagt, „nur zwischen Gott und dem Einzelnen zur Sprache kommen sollten." Dergleichen weckte in ihm die alte Neigung zu paradoxen Geistessprüngen auf, wodurch er sie oft ganz außer Fassung brachte. Auch ärgerte es ihn, daß sie über die bedeutendsten Gesprächsgegenstände keinen Augenblick ruhigen Nachdenkens gestattete, sondern jedesmal verlangte, man solle so schnell bei der Hand sein, als gälte es,

einen Federball aufzufangen. Bisweilen trieb Goethe sie in einem Streitgespräch muthwilliger Weise arg in die Enge. Riemer hörte einst, als sie bei Goethe zu Besuch war, beide in einem Zimmer, das gerade unter dem seinigen lag, in lautem Gespräch begriffen. Die Französin tobte und kreischte so heftig, daß Riemer meinte, sie werde, die dünne Zimmerdecke durchbrechend, wie eine zornige Fee zum Dach hinausfahren; und Goethe sagte ihm nachher, es habe beinahe den Anschein gehabt, so fest habe er sie von allen Seiten mit seinen Gründen „eingemauert". Er sehnte sich zuletzt herzlich nach ihrer Abreise. Schiller, dem sie, wie er Körnern klagte, gleichfalls „die Poesie fast ganz ableitete", schrieb, als sie endlich am 29. Febr. aufgebrochen war, in einem Billet an Goethe, es sei ihm zu Muth, als habe er eine große Krankheit ausgestanden.

Erquicklicher waren für Goethe die Unterhaltungen mit Benjamin Constant, dessen Grundsätze sich, wie es in den Annalen heißt, „durchaus in's Sittlich-Politisch-Praktische auf philosophischem Wege richteten". Auch Joh. Müller hatte während der Anwesenheit der Französin stark zwei Wochen (vom 22. Jan. bis zum 7. Febr.) in Weimar verweilt und einige Abende bei Goethe in Gesellschaft des Herzogs zugebracht. Ferner kam Voß auf einige Tage von Jena herüber, dessen Sohn Heinrich man an das Weimarer Gymnasium zu ziehen gedachte. Vor dem Antritt seines Lehramts wohnte der junge Voß vom 12. Febr. an neun Tage lang, und gegen Ende März abermals zehn Tage in Goethe's Hause als „Stubengenoß und Vicehofmeister seines Sohnes August", und schloß sich mit innigster Zuneigung nicht blos an den Hausherrn, sondern auch an die Schiller'sche Familie an.

Zwischen all diesen Besuchen füllte Goethe die freien Stunden möglichst durch nützliche Beschäftigung aus, gelangte aber zu keiner Produktion von der Art, wie sein eben jetzt den herrlichen Tell vollendender Freund sie allen Störungen und einem der Auflösung entgegengehenden Körper zum Trotz schuf. Sonntags versammelte Goethe gewöhnlich seine Schüler im Vorlesen und Deklamiren um sich; Donnerstags empfing er Frau von Stein und andere Damen, zuweilen auch die Herzogin, denen er allerlei Interessantes vorlegte und besprach. Als Schiller's Tell beendigt war (den 18. Febr.), nahm er sich der Vorbereitungen zur Aufführung desselben mit einem Eifer an, der nicht größer hätte sein können, wenn das Werk sein eigenes gewesen wäre. Gleichzeitig griff er wieder den Götz an, um ihn, wie er an Zelter schrieb, „zu einem Bissen zusammen-

zukneten, den das deutsche Publikum auf einmal hinunterschlucken könnte," quälte sich aber mit wiederholten Unterbrechungen an der genußlosen Arbeit bis tief in den Herbst ab. Dazwischen nahm die neue Literaturzeitung seine Aufmerksamkeit und Thätigkeit in Anspruch. Seine lyrische Ader schien ganz vertrocknet. Nicht ein einziges Gedicht ward ihm durch die Verbindung mit Zelter entlockt; und selbst der auf den 9. Nov. 1804 bevorstehende festliche Einzug der neuvermählten Erbprinzessin Maria Paulowna, der liebenswürdigen russischen Kaisertochter, vermochte ihn nicht zu einem theatralischen Gelegenheitsgedicht anzuregen. Im Gefühl seiner gänzlichen poetischen Unfruchtbarkeit wollte er zuerst sich auf der Bühne gar nicht „in Unkosten setzen". Als er aber allerseits die großartigsten Anstalten zum Empfange der Fürstin machen sah, ward es ihm einige Tage vor ihrer Ankunft ängstlich zu Muth, daß er allein sich auf nichts gerüstet hatte; und da er selbst umsonst seine Einbildungskraft anstrengte, wandte er sich um ein kleines Vorspiel für den Festabend an Schiller, welcher in vier Tagen eine seiner freundlichsten Dichtungen, die Huldigung der Künste, ersann und ausführte. Das Fest brachte Goethen, wie mehrern Geheimräthen, den Titel Excellenz.

Unthätig jedoch konnte Goethe nie sein. Müßiggang war bei ihm, wie Schiller an Humboldt schrieb, „nur ein Wechsel der Beschäftigung". So unternahm er denn noch im Spätjahr 1804 zwei (im nächsten Kapitel zu besprechende) Arbeiten, die aber erst 1805 beendigt wurden: eine treffliche Charakteristik Winckelmann's und die Uebersetzung eines von Diderot hinterlassenen Manuskripts, Rameau's Neffe betitelt.

Mit trüben Ahnungen trat er in's Jahr 1805. Als er am Neujahrsmorgen einige Glückwunschzeilen an Schiller richtete, fand er beim Durchlesen des Geschriebenen, daß er Glück „zum letzten neuen Jahr" gewünscht hatte. Erschreckt zerriß er das Blatt, und konnte sich beim Schreiben eines neuen kaum enthalten, das ominöse Wort abermals zu gebrauchen. Er vertraute noch am nämlichen Tage der Frau sein Vorgefühl, daß er oder Schiller im angetretenen Jahr scheiden müsse. Grund zu Besorgniß war bei Beiden genug. Schon im Januar befanden sie sich unwohl. Im Februar befiel sie fast gleichzeitig eine ernstliche Krankheit. Goethe's Leiden war, nach der Ansicht des Arztes Stark, eine Nierenkolik. Sie war mit Krämpfen verbunden und kehrte monatlich wieder. Schiller, von einem heftigen Fieber ergriffen, fühlte sich, wie er den 22. Febr.

an Goethe schrieb, „bis auf die Wurzeln erschüttert", kam jedoch in den ersten Märztagen dem Freunde mit einem Besuch zuvor. Der junge Voß war Zeuge des rührenden Wiedersehens. Sie umarmten sich stumm mit langem herzlichen Kuß und knüpften dann schnell ein heiteres Gespräch an, ohne ihrer Krankheit zu erwähnen. In der Nacht vom 7. auf den 8. März hatte Goethe wieder einen Anfall seines Uebels, desgleichen am 11. April. Am 29. April war es, wo die beiden Freunde zuletzt einander sahen. Schiller stand im Begriff, mit seiner Schwägerin Karoline von Wolzogen in's Theater zu gehen, als Goethe zum Besuch eintrat. Goethe fühlte sich nicht wohl genug, den Freund in's Theater zu begleiten, und wollte ihn doch auch nicht davon zurückhalten. So schieden sie vor der Hausthür voneinander auf Nimmerwiedersehen.

Schiller erkrankte noch denselben Abend von Neuem auf's Heftigste, Goethe mußte seines eigenen Uebels wegen das Haus hüten. Eine böse Ahnung lag schwer auf ihm. Heinrich Voß fand ihn in dieser Zeit einmal im Garten mit Thränen in den Augen. Der junge Hausfreund, der Schiller oft sah, erzählte ihm Vieles von dem Kranken, was er mit Fassung anhörte. „Das Schicksal ist unerbittlich und der Mensch wenig!" war Alles, was er sagte, und einige Augenblicke darauf ging er zu einem andern Gesprächsgegenstande über. Er fühlte, daß er den Gedanken an Schiller meiden mußte, wenn er sich selbst aufrecht halten wollte.

Am Abend des 9. Mai, wo Schiller starb, war Meyer bei ihm, als man draußen das Hinscheiden meldete. Meyer ward hinausgerufen, hatte aber nicht den Muth, in's Zimmer zurückzukehren, sondern ging weg ohne Abschiedsgruß. Die Einsamkeit, worin sich Goethe befand, die Verwirrung, die er überall wahrnahm, das Bestreben, ihm auszuweichen, Alles ließ ihn Schlimmes erwarten. „Ich merke wohl," sprach er endlich zu seiner Christiane, „Schiller muß sehr krank sein," und war den Rest des Abends hindurch in sich gekehrt. Es ist charakteristisch für ihn, daß er nicht wagte, sich Gewißheit zu verschaffen, und Alles still in sich verarbeitete.*) Andern Morgens sagte er zu Christiane: „Nicht wahr, Schiller war gestern sehr krank?" Christiane brach in Schluchzen aus. „Er ist todt?" fragte er mit Festigkeit. Sie gestand weinend die Wahrheit. „Er ist todt!" wiederholte er und bedeckte die Augen mit der Hand. Auch in den nächstfolgenden Tagen wichen seine Angehörigen

*) Aehnlich benahm sich seine Mutter um diese Zeit; s. I, 11 f.

und Freunde einem Gespräch mit ihm über Schiller aus, und er selbst fühlte sich einem solchen nicht gewachsen.

Sobald er sich etwas ermannt hatte, sah er sich nach einer auf ein großes Ziel gerichteten Thätigkeit um. Sein erster Gedanke war, Schiller's Demetrius zu vollenden. Der Plan des Stücks war ihm vollkommen lebendig, weil der mittheilsame Freund darüber von der ersten Konzeption der Idee an mit ihm Alles besprochen hatte. Er gedachte, mit dieser Arbeit jenes Ineinanderverschränken ihrer Geister, dem wir in den Xenien, den Votivtafeln, den Balladen, den Gesellschaftsliedern begegneten, noch einmal, und diesmal auf seinem höchsten Gipfel zu zeigen. Ihre gemeinschaftliche Thätigkeit für das deutsche Theater sollte ihren krönenden Abschluß finden in einem gemeinsam ausgeführten großartigen dramatischen Werke, dessen gleichzeitige Darstellung auf allen deutschen Theatern die schönste und würdigste Todtenfeier des großen Hingeschiedenen werden mußte.

Gewiß ein herrlicher, begeisternder Gedanke! Aber dem Leser braucht kaum gesagt zu werden, daß er nicht zur Ausführung kam. Wie hätte Goethe, der als Dichter schon vor Jahren den Höhepunkt seiner Kraft überschritten hatte, ein Werk wie Demetrius, ein Produkt des noch im vollsten Aufstreben begriffenen jüngern Dichters, ergänzen können? Wie hätte er, der, wie sich uns bald zeigen wird, jetzt in seinen eigenen Götz keine auch noch so kleine Scene hineinzudichten vermochte, die nicht auf gesunkene Kraft deutete, nicht unverkennbar sich als späteres, schwächeres Einschiebsel darstellte, wie hätte er die Töne finden sollen zum Fortklingen der gewaltigen tragischen Akkorde des Demetrius? Wie durfte sein weiches Gemüth, das nach seinem eigenen Geständniß dem ersten wahren Trauerspiel erliegen würde, sich an eine so mächtig ergreifende Tragödie wagen? Das empfand er alles gewiß selbst, als er an die Ausführung des Plans ging; und es war eine irrthümliche Erinnerung, wenn er in spätern Jahren glaubte, nur aus „Uebereilung, Ungeduld und Eigensinn" den Vorsatz aufgegeben zu haben.

Ganz ohne Todtenopfer ließ er jedoch den großen Freund nicht. Mehrseits dringend ersucht, das Andenken des Verewigten auf der Bühne zu feiern, wandte er sich an Zelter und bat ihn um einige Musikstücke feierlichen Styls, denen er einen angemessenen Text unterzulegen gedachte. Zelter äußerte Bedenken; bei einer Gelegenheit wie diese, meinte er, dürfe man nicht flicken, sondern müsse

aus dem Ganzen schneiden. In Folge dessen besann Goethe sich eines Andern. Er beschloß, Schiller's Glockenlied dramatisch darzustellen, und schrieb dazu den herrlichen Epilog: „Und so geschah's! Dem friedenreichen Klange u. s. w." Die erste Aufführung fand am 10. Aug. 1805 auf der Lauchstädter Bühne statt. Als die Schauspielerin Wolff bei Goethe den Epilog einübte, ward er bei einer Strophe von Rührung so überwältigt, daß er sie bei der Hand ergreifend innezuhalten bat, und in den Schmerzensruf ausbrach: „Ich kann, ich kann den Menschen nicht vergessen!"

Drittes Kapitel.

Die Achilleis. Projektirtes Naturgedicht. — Dramatisches: Zweiter Theil der Zauberflöte. Paläophron und Neoterpe. Was wir bringen. Voltaire's Mahomet und Tancred übersetzt. Bühnenbearbeitung des Götz. Die natürliche Tochter. — Kleinere Gedichte: Weissagungen des Bakis. Die Musageten. Am Flusse. Deutscher Parnaß. Spiegel der Muse. Erste Walpurgisnacht. Stiftungslied. Zum neuen Jahr. Generalbeichte. Tischlied. Schäfers Klagelied. Hochzeitlied. Frühzeitiger Frühling. Sehnsucht. Magisches Netz. Dauer im Wechsel. Frühlingsorakel. Selbstbetrug. Kriegserklärung. Trost in Thränen. Nachtgesang. Die glücklichen Gatten. Wanderer und Pächterin. Ritter Kurt's Brautfahrt. Der Rattenfänger. — Prosaschriften: Der Sammler und die Seinigen. Diderot's Versuch über die Malerei übersetzt. Schema über den Dilettantismus. Temperamentenrose. Schema über die physiologischen Farben. Cellini's Selbstbiographie übersetzt. Rameau's Neffe (von Diderot) übersetzt. Winckelmann.

Wenn im Vorhergehenden Goethe's poetische Thätigkeit von 1798 bis 1805 als eine dramatischlyrische charakterisirt wurde, so ist dies allerdings für den weitaus größern Theil dieses Zeitraums zutreffend; doch spielt in den Anfang desselben noch aus den vorhergehenden Jahren die Neigung zum Epos herüber. Ende 1797 war er über der Lektüre der Ilias auf den Gedanken gekommen, zu untersuchen, ob zwischen Hektor's Tod und der Abfahrt der Griechen von der troischen Küste noch ein episches Gedicht liege. Anfangs schien es ihm, als seien dort nur tragische Sujets zu

finden; namentlich hielt er den Tod des Achilles für einen herrlichen Stoff zu einer Tragödie. Aus seinen Briefen an Schiller im Mai 1798 sehen wir aber, daß damals schon die dramatische Behandlung aufgegeben war. „Die Achilleis," schrieb er den 18. Mai, „ist ein tragischer Stoff, der aber wegen einer gewissen Breite eine epische Behandlung nicht verschmäht. Er ist durchaus sentimental und würde sich in dieser Eigenschaft zu einer modernen Arbeit qualificiren." Um eine Dichtung hervorzubringen, die sich an die Ilias einigermaßen anschlöße, wollte er den Altmeister des Epos auch in dem, was getadelt werde, nachahmen, und sich auch das zu eigen machen, was ihm selbst nicht behage. Darauf antwortete Schiller sehr richtig, was ihm bei Homer mißfalle, dürfe er durchaus nicht absichtlich nachahmen; er glaube ihm nichts Besseres wünschen zu können, als daß er seine Achilleis, so wie sie in seiner Imagination existire, blos mit sich selbst vergleiche, und bei Homer nur Stimmung suche. Erst im Frühjahr 1799 ging Goethe ernstlich an die Ausführung. Am 16. März hatte er fünf Gesänge motivirt und von dem ersten 180 Hexameter geschrieben; am 27. waren 350 Verse fertig, und am 2. April, wo er den vollendeten ersten Gesang an Schiller übersandte, beschloß er eine „kleine" Pause zu machen, die leider zu einer unendlichen wurde.

Man hat es bedauert, daß Goethe, nachdem er in Hermann und Dorothea einen vaterländischen Stoff so glücklich dargestellt hatte, sich einen so fernliegenden Gegenstand aussuchte, der selbst bei der vortrefflichsten Behandlung die größere Leserwelt würde kalt gelassen haben. Allein wer darf nach einem verhältnißmäßig kleinen Fragment über die Wirkung eines so groß angelegten Ganzen urtheilen? Und warum hätte ein Dichter, der in der Iphigenie mit einem antiken Stoff einen die heutige Welt so tief erfassenden Gehalt zu verbinden vermochte, nicht ein Gleiches durch epische, wenn auch schwerlich durch dramatische Behandlung bei diesem Sujet leisten sollen? Die Achilleis gerieth wohl hauptsächlich deßhalb in's Stocken, weil im Jahr 1799 die wiedererwachte Neigung zum Drama ihm die ganze epische Gattung verleidete.

Aus demselben Grunde kam auch die durch Knebel's Uebersetzung des Lucrez angeregte Idee eines großen Naturgedichts nicht zur Ausführung, womit er sich 1798 und 1799 trug. Es sollte in dieser Dichtung, wie er in der Elegie Metamorphose der Pflanzen die Quintessenz seiner botanischen Studien lyrischdidaktisch ausgesprochen hatte, in viel größerm Maßstabe

der Ertrag seiner naturwissenschaftlichen Studien überhaupt episch-didaktisch verwerthet werden.

Ich halte es für bedauernswerth, daß Goethe der epischen Gattung nicht treu blieb, in welcher ein Dichter noch in späterm Alter Erfreuliches leisten kann. Wie sehr es ihn auch nach einem Felde der Poesie hinzog, auf dem er Schiller eine herrliche Frucht nach der andern gewinnen sah, ihm gönnte die Muse des Drama's keinen Lorbeer mehr, wie in frühern Jahren. Sein Faust, den er ein paarmal (im September 1800 und im Februar 1801) wieder aufnahm, wich jedesmal andern Interessen. Seines Versuchs, einen Zweiten Theil der Zauberflöte zu dichten, so wie zweier dramatischen Gelegenheitsstücke, Paläophron und Neoterpe und Was wir bringen ist schon im Vorhergehenden gedacht worden. Eine etwas eingehendere Betrachtung möge der Uebertragung der Voltaire'schen Stücke Mahomet und Tancred, der Bühnenbearbeitung des Götz und besonders dem neuen Originalwerk, der natürlichen Tochter, gewidmet werden.

Durch Zusendung eines Theils der Uebersetzung des Mahomet ward Schiller in der ersten Hälfte des Oktober 1799 überrascht. Schiller fand, daß wenn einmal der Versuch gemacht werden sollte, das Repertoire der deutschen Bühnen durch ein französisches Stück zu bereichern, Mahomet die beste Wahl gewesen sei; die Behandlung habe weniger von der specifisch französischen Manier, als man anderswo finde. In dieser Manier erblickte er die Hauptklippe für den Uebersetzer. Zerstöre man sie in der Uebertragung, so bleibe zu wenig Poetischmenschliches übrig; behalte man sie bei, und suche ihre Vorzüge auch in der Uebersetzung geltend zu machen, so werde man das Publikum verscheuchen. Er erläuterte dies durch die Eigenschaft des Alexandriners, sich in zwei gleiche Hälften zu theilen, und durch die Natur des Reims, der aus je zwei Alexandrinern ein Couplet macht. Alles werde dadurch, nicht blos die Sprache, sondern auch der innere Geist des Stücks, Charaktere, Gesinnung und Betragen der Personen, unter die Regel des Gegensatzes gestellt. Bekanntlich ließ sich aber Schiller durch diese Bedenken nicht abhalten, später mit der Phädra des Racine ähnlich zu verfahren, wie jetzt Goethe mit dem Mahomet. Beide wählten statt des eintönigen, pendelartig oscillirenden gereimten Alexandriners den frei sich bewegenden reimlosen jambischen Quinar, und beiden gelang es, dadurch jenes französische Gepräge des Gegensatzes und Ebenmaßes zu verwischen, ohne die Treue der Uebertragung stark

zu verletzen. Beide drückten aber auch der Uebersetzung den Stempel ihres eigenthümlichen Styls auf, so daß die Sprache der Schiller'schen Phädra eben so sehr an Wallenstein und Maria Stuart, wie die des Goethe'schen Mahomet an Iphigenie und Tasso erinnert. Schiller machte in Betreff der Sceneneintheilung und der ganzen Oekonomie des Mahomet mehrere Aenderungsvorschläge, worauf Goethe sich aber nur wenig einließ.

Größere Aenderungen beabsichtigte Goethe bei der gegen Ende Juli 1800 begonnenen Uebersetzung des Tancred. Am 1. Aug. hatte er den Schluß des zweiten Akts und die beiden folgenden Akte mit Ausnahme des Endes beider zu Stande gebracht, und damit, wie er schrieb, „sich der edlern Eingeweide des Stücks bemächtigt." Schon in diesen Partien, berichtete er, habe er es bei der bloßen Uebersetzung nicht bewenden lassen, sondern „hier und da ein wenig mehr gethan". Das Uebrige, das er einstweilen „auf einen frischen Angriff" zurückgelegt habe, glaube er noch mehr beleben, und namentlich dem Anfang und dem Ende größere Fülle geben zu müssen. Das Stück sei recht eigentlich ein Schauspiel, denn Alles werde darin zur Schau gestellt; und diesen Charakter gedenke er noch mehr hervorzuheben. Als öffentliche Handlung verlange das Stück nothwendig Chöre; diese wolle er ihm geben, werde sich aber darin „sehr nüchtern verhalten", um nicht den Eindruck des Ganzen zu zerstören. Sieht man sich hierauf das Original an und vergleicht es mit der Uebersetzung, so zeigen sich blos in der ersten Scene des zweiten Akts einige Aenderungen und Zusätze, und die beabsichtigten Chöre fehlen. Die Hinzufügung der letztern wurde durch das Drängen Iffland's vereitelt, welcher, als Goethe im December 1800 „einen frischen Angriff" auf das Stück machte, es zur Feier des 18. Jan. 1801 für das Berliner Theater verlangte.

Waren Goethe's Verehrer ungehalten, daß er Zeit und Kraft an die Bearbeitung französischer Stücke vergeudete, so versöhnte er sie keineswegs durch die 1803 unternommene Bühnenbearbeitung des Götz. Veranlaßt wurde sie, wie schon angedeutet, gleich den eben besprochenen Uebersetzungen durch den Plan, im Verein mit Schiller allmälig ein würdiges Repertoire für die Bühnen Deutschlands herzustellen. Jene zweite Bearbeitung des Götz, das Schauspiel (vgl. II, 50 ff.), genügte nicht Goethe's nunmehrigen Anforderungen an ein bühnengerechtes Drama, und so beschloß er, sich an dem Jugendwerk, wie fern es auch seiner jetzigen Denk-,

Empfindungs- und Ausdrucksweise lag, nochmals zu versuchen. Er arbeitete daran bis tief in das Jahr 1804 hinein ohne rechte Liebe, „penelopeisch," wie er an Zelter schrieb, indem er das, „was er gewoben hatte, immer wieder aufdröselte." Was ihm besonders zu schaffen machte, war die Länge des Stücks, die über dem Streben, es theatralischer zu machen, eher zu- als abnahm. In der umgearbeiteten Gestalt kam es zuerst am 8. Dec. 1804 auf die Bühne. Im Jahr 1809 versuchte er eine Theilung in zwei Stücke, Adelbert von Weislingen, Ritterschauspiel in vier Aufzügen, und Götz von Berlichingen, Ritterschauspiel in fünf Aufzügen betitelt, kehrte aber nach mehrmaligen Umgestaltungen zuletzt zu der Redaktion zurück, die in seinen Werken (Bd. 35, S. 1 ff.) unter dem Titel Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand, Schauspiel in fünf Aufzügen vorliegt.

Vergleichen wir diese dritte Bearbeitung, die ich kurz das Bühnenstück nenne, mit der zweiten, dem Schauspiel, so fallen uns sogleich Aenderungen der Eintheilung in Akte, Zusätze, Weglassungen, Umformungen von Charakteren, verschiedene Färbung des Ausdrucks an vielen Stellen auf. Beispielsweise schließt im Bühnenstück der erste Akt nicht, wie im Schauspiel, mit Weislingens Entlassung aus der Gefangenschaft bei Götz, sondern mit der durch Karl und Marie vermittelten Versöhnung von Götz und Weislingen. Dadurch wird der Uebelstand am Schluß des ersten Aktes, den ich bei der Charakteristik des Schauspiels (II, 54) andeutete, noch gesteigert; denn nun schließt der Akt, ohne irgendwelche Spannung im Zuschauer zu hinterlassen. Die humorreichen Scenen am Hofe zu Bamberg, der witzige Liebetraut, das massive Weinfaß von Fulda sind ausgeschieden worden; so sehr war es dem Dichter um eine kompaktere, einheitlichere dramatische Handlung zu thun. Ueberall sieht man, wie er sich bemüht hat, wenigstens die stärksten Verstöße gegen die Gesetze der Zeit- und Ortseinheit zu beseitigen. Auf eine bessere Motivirung des Handelns der Personen ist große Sorgfalt verwendet. Ich mache nur auf Sickingen's Heirathsantrag (Akt III, Scene 7 am Schluß) und auf Götzen's Uebernahme der Hauptmannsstelle bei den rebellischen Bauern aufmerksam. Läßt uns der Dichter im Schauspiel noch im Zweifel über den Beweggrund dieser Uebernahme, so zeigt er im Bühnenstück auf's Deutlichste, daß Götz nicht durch Furcht, sondern durch seine Sehnsucht nach Thätigkeit und zumeist durch die Vorstellung des Unheils, das er

verhindern konnte, sich bewegen ließ. Ferner sind mehrere Charaktere entweder weiter ausgemalt, oder in einzelnen Zügen verändert. So löst sich Selbitz, der im Schauspiel als eine Nebensonne des Götz von matterm Glanz erscheint, im Bühnenstück durch komische Charakterzüge von der Gestalt des Haupthelden entschiedener ab. Er erscheint hier als ein treuherziger Hans Ohnesorge, durch Würfelspiel bis auf's Hemd geplündert. Auch Götzens Charakter und der seiner Frau haben eine andere Färbung bekommen. Die Elisabeth des Bühnenstücks, die sich in Akt II, Scene 8 mit Selbitz in spielend coupirtem Dialog unterhält, ist nicht mehr Götzens schlichte, einfache Hausfrau. Besonders weitgreifend sind die Umbildungen im Charakter der Adelheid. In der ersten Bearbeitung und auch noch im Schauspiel beruhte ihre Zaubermacht vorherrschend auf ihren äußern Reizen, welche der Dichter natürlich, soweit er sich nicht auf die Schauspielerin verläßt, nur indirekt, d. h. durch ihre Wirkung auf die Umgebung darstellen kann; im Bühnenstück ist ihr eine liebenswürdige, verführerische Etourderie geliehen, die sich direkt darstellt und uns jenen Zauber begreiflicher macht.

In der Ausdrucksweise stechen die neu hineingedichteten Partien seltsam gegen die alten ab, so daß das Bühnenstück dem sprachlichen Kolorit nach durchaus den Eindruck des Zusammengestückten macht. Es ist merkwürdig, in welchem Grade der Dichter in spätern Jahren unfähig war, auch nur in dergleichen kurzen Einschiebseln den jugendlichen Genius zurückzubeschwören. Man sollte denken, der warme Geist und Ton des Ganzen hätte ihn für einige Augenblicke aus dem frostigen Bannkreise des Alters emporheben müssen. Wie schlecht stimmt es zu den naiven, kräftigen Tönen der Jugenddichtung, wenn im Bühnenstück Marie ihren Bruder und Weislingen mit den Worten zusammenführt: „Nähert euch, versöhnt, verbindet euch! Einigkeit vortrefflicher Männer ist wohlgesinnter Frauen sehnlichster Wunsch;" oder wenn Götz bei Tisch die Seinigen apostrophirt: „Von diesem spärlichen Mal wendet den Blick hinauf zu euerem Vater im Himmel! . . . Laßt uns, meine Kinder, nach guter alter Sitte bei Tische nur des Erfreulichen gedenken. Und wenn uns diesmal die Gefahr zusammenbringt, so laßt uns erwägen, daß Lebensgenuß ein gemeinsam Gut ist, dessen man sich nur in Gesellschaft erfreuen kann." Und selbst, wo der Dialog in den neuen Scenen frischer und lebendiger ist, haftet ihm doch etwas Geziertes und Feines an, das an den Dichter der natürlichen Tochter erinnert. So konnte diese dritte Bearbeitung schon ihres un-

harmonischen Gesammteindrucks wegen weder Andern noch dem Dichter zur Befriedigung gereichen. „Ueberdies blieb," wie er selbst sagt, „das Stück immer noch zu lang. In zwei Theile getheilt, war es unbequem, und der fließende historische Gang hinderte durchaus ein stationäres Interesse der Scenen, wie es auf dem Theater gefordert wird."

Den schwachen Erfolg des umgearbeiteten Götz und der übersetzten französischen Stücke wußte Goethe zu verschmerzen. Härter traf es ihn, daß auch Die natürliche Tochter, dieses im Geheimen mit so großer Liebe gepflegte Geisteskind, nur bei Wenigen Verständniß und Theilnahme fand. Anziehender für das große Publikum wäre die Dichtung ohne Zweifel geworden, wenn er die auftretenden historischen Personen, so wie Ort und Zeit der Handlung, bestimmter bezeichnet hätte; aber dazu konnte er sich seiner nunmehrigen poetischen Richtung gemäß nicht entschließen. Vergleicht man das Werk mit der Quelle, den Memoiren der Prinzessin Stephanie Louise von Bourbon-Conti, so erkennt man, wie er den Stoff überall aus dem Konkreten und Individuellen heraus in's Abstrakte und Ideale geläutert hat. Statt geschichtlicher Personen erscheinen typische und symbolische Gestalten. Die in der Quelle gegebenen Charaktere sind großentheils gänzlich umgeformt. So ist z. B. die Hofmeisterin des Dramas, die liebevolle Erzieherin Eugeniens, in den Memoiren eine zwar feingebildete, aber hartherzig ränkevolle junge Wittwe Delorme, ganz der Partei des Halbbruders der Prinzessin, des Grafen von Marche, zugethan. Um ihre Hand bewarb sich ein Herr Jacquet, Officier des königlichen Hauses, aus welchem der Dichter mit bedeutender Umbildung des Charakters den Sekretär des Herzogs geschaffen hat. Am weitesten entfernt sich der Gerichtsrath des Dramas von seinem geschichtlichen Vorbilde, dem Prokurator Antoine Louis B., einem gefühllosen, geizigen, bigotten, abstoßend häßlichen Menschen. Die Heirath der Prinzessin mit ihm wurde den Memoiren zufolge durch die unwürdigsten Mittel erzwungen, wogegen der Dichter seine Heldin dem Gerichtsrath aus den edelsten Beweggründen die Hand reichen läßt. Der Weltgeistliche, der Mönch, der Gouverneur, die Aebtissin sind rein symbolische Figuren.

Während so der Dichter mit dem Stoff ganz autonom schaltete, ließ er sich anderseits nicht leicht einen Zug aus dem Gegebenen entschlüpfen, der seinen Zwecken förderlich sein konnte. Die Zerwürfnisse des Königs und seiner Großen, das offenbare Geheimniß

von der Abkunft der Prinzessin, die Zärtlichkeit des Vaters und der Haß des Halbbruders gegen sie, die Uneinigkeit der Fürstin von Bourbon-Conti mit ihrem Sohn, die Huld des Königs gegen die Prinzessin, die Vorbereitungen zu ihrer Vorstellung bei Hofe, ihre ritterlich männliche Erziehung und vieles andere Geschichtliche ist in die Dichtung herübergenommen.

Die wichtigste Veränderung aber, die Goethe mit seinem Stoff, einer in das Gebiet herkömmlicher Hof- und Familienränke gehörigen Begebenheit, vornahm, besteht darin, daß er ihn aus seiner ursprünglichen Enge und Unbedeutsamkeit heraushob und zum Träger eines großartigen weltgeschichtlichen Gegensatzes machte. Die natürliche Tochter fällt in den Kreis der auf die französische Revolution bezüglichen Dichtungen Goethe's. Eugeniens Loos ist der Erisapfel, zwischen zwei Parteien geworfen, die nur auf einen Anlaß harren, um wild in Bürgerkrieg zu stürmen und König und Vaterland an den Rand des Verderbens zu bringen. Goethe bereitete sich in diesem Sujet, wie er selbst sagt, ein Gefäß, in welches er seine Ansicht der Revolution, ihres Ursprungs und Verlaufs, wie ihrer Folgen niederlegen wollte. Auf epischem Felde hatte er bereits durch Hermann und Dorothea mit dem grauenhaften Phänomen sich abgefunden. Die Art, wie er es auf dramatischem Gebiet versucht hatte, genügte ihm nicht mehr; er vermißte in den betreffenden Stücken besonders „den geziemenden Ernst". Durch Schiller's glänzende Erfolge im höhern Drama gespornt, schickte er sich nunmehr an, den gefundenen Gegenstand, so wie es die hineinzulegende Bedeutsamkeit verlangte, in einer Tragödie, und zwar in einer T r i l o g i e zu behandeln. An eine solche cyklische Darstellung hatte er schon einmal bei seiner Iphigenie gedacht, und bei seiner Theilnahme an Schiller's Wallenstein sich noch mehr damit befreundet. Aber sein Werk sollte dem Begriff der Trilogie vollständiger genügen. Jedes seiner projektirten drei Stücke sollte für sich ein selbständiges Drama, und alle drei zusammen sollten ein höheres Ganze bilden. In diesem höhern Organismus, wenn er fertig geworden wäre, würde sich das vorliegende Stück nach Goethe's eigener Erklärung als die E x p o s i t i o n dargestellt haben.

Ueber die beabsichtigten beiden andern Stücke sagt Goethe in den Annalen, das zweite habe auf dem Landgut, dem Lieblingsaufenthalt Eugeniens, spielen sollen, das dritte in der Hauptstadt, wo mitten in der größten Verwirrung das wiedergefundene Sonett zwar kein Heil aber doch einen schönen Augenblick würde hervor-

gebracht haben. Dazu stimmt aber nicht das in Goethe's Werken (Bd. 34, S. 347 ff.) veröffentlichte Schema der Fortsetzung, worin schon der dritte Akt uns in die Hauptstadt führt. Wahrscheinlich stammt das Schema aus einer Zeit, wo der Dichter, weil man dem ersten Stück zu große Ausführlichkeit vorgeworfen hatte, die Absicht hegte, den ursprünglich auf die zwei andern Dramen vertheilten Stoff in Eines zusammenzudrängen.

Die Nichtvollendung des Ganzen ist zu bedauern. Freilich ein lebendiges, bewegungsreiches, markiges Bild der Revolutionsepoche war von Goethe in diesen Jahren nicht mehr zu erwarten; jene Fülle und Energie der Darstellungskraft, womit er einst die Volksscenen seines Egmont gemalt hatte, war versiegt. Aber welches Licht würde er über das dunkle Getriebe jener Epoche ausgegossen, mit welchem Scharfblick die wirksamsten Faktoren aus dem verworrenen Knäuel herausgefunden, mit welcher Kunst die verwickelten Erscheinungen übersichtlich gruppirt, und welche Fülle von Weisheit, von Lehren und Warnungen in sein Werk verwebt haben! Die Ursache der Nichtvollendung sah er selbst in dem „großen, unverzeihlichen Fehler, daß er seinem alten, geprüften Aberglauben zuwider mit dem ersten Theil hervortrat, ehe das Ganze fertig war.“ Allein es ging ihm wohl hier wieder, wie einst beim Elpenor, als er damals bis zur Entwickelung des eigentlich tragischen Charakters der Dichtung gelangt war (vgl. III, 29). Dem Stoff für den weitern Verlauf der Tragödie, diesen tieftragischen Auftritten, diesem Gewühl sich drängender und überstürzender Begebenheiten, fühlte sich sein immer apprehensiver werdendes Gemüth, sein immer stärker zu ruhiger Kontemplation neigender Geist nicht mehr gewachsen. Vergebens besuchten ihn noch manchmal die in Gedanken entworfenen liebsten Scenen der Fortsetzung „wie unstete Geister, die wiederkehrend flehentlich nach Erlösung seufzen.“ Sogar nach zwanzig Jahren bekannte er, daß er die Fortsetzung noch immer in Gedanken ausbilde, ohne den Muth zu gewinnen, ihr in Worten Gestalt zu geben. Im Jahr 1831 schrieb er an Zelter, er möge an die natürliche Tochter gar nicht denken; das Ungeheure, das gerade da bevorstehe, dürfe er nicht vor die Seele zurückrufen.

Das fertig gewordene erste Stück läßt, obwohl Theil eines größern Ganzen, doch für sich betrachtet eine genügende künstlerische Abrundung nicht vermissen. Eine mit Körper- und Geistesvorzügen ausgestattete Jungfrau fürstlichen Geschlechts, die ihre Kindheit in halber Verborgenheit verlebt hat, steht auf dem Punkt, zu der ihr

gebührenden glänzenden Stellung erhoben zu werden, da stürzt sie durch schwache eigene Verschuldung, zumeist aber durch Verkettung unglücklicher Umstände von ihrer Höhe herab, und wird gezwungen, sich die Rückkehr zu derselben durch die Ehe mit einem unebenbürtigen, wenngleich edelgesinnten Manne, zu verschließen. Alles vereinigt sich, das Ereigniß zu einem vollkommen tragischen zu machen. Um die Heldin des Stücks ist ein Kreis bedeutender Personen gestellt: ein König, durch manchen Charakterzug an jenen gekrönten Märtyrer erinnernd, der unter der Guillotine sein Leben ließ; ein Herzog, in welchem sich nicht bloß das Bild eines zärtlichen Vaters, sondern zugleich eines hochsinnigen Edel- und Staatsmannes darstellt; ein Graf als Muster treuer Anhänglichkeit an seinen Monarchen. Selbst mehrern Vertretern des bösen Princips, den drei Vermittlern des Gewaltstreichs gegen Eugenie, fehlt es nicht an edeln Charakterzügen. Der Sekretär, der als eine tüchtige praktische Natur die Welt nimmt, wie sie liegt, verschließt sich dabei nicht den zartern Geistes- und Herzensbedürfnissen. Die Hofmeisterin erscheint bei ihrer ungeheuchelten Anhänglichkeit an ihre Zöglingin eher beklagens- als verdammenswerth, wenn die Sophistik eines überlegenen Geistes ihrem widerstrebenden Gefühl jeden Ausweg sperrt. Dem Unterricht, den der Weltgeistliche in den Künsten des Machiavell ertheilt, folgt man mit der Theilnahme, die jede selbständige energische Wirksamkeit eines vielumfassenden Verstandes erregt.

Ungeachtet solcher Vorzüge hat man der Dichtung seit ihrem Erscheinen wenig Lob gespendet. Man fand und findet sie zu gedehnt, zu wenig theatralisch, zu vornehm und diplomatisch gehalten, „marmorglatt und marmorkalt." Den Vorwurf zu großer Gedehntheit lehnt Goethe selbst nicht ab; er meint, weil er das Stück unter allerlei „Tumulten" nur stoßweise habe ausführen können, sei es ihm widerfahren, die eben vorliegende Partie zu breit zu behandeln. Bei der Frage, ob das Stück theatralisch sei, kommt das Publikum, wofür es geschrieben ist, in Betracht. Eine Zuschauermasse, die sich nur durch eine lebhaft spannende Handlung, eine rasche Folge effectvoller Scenen, ein Getümmel bunter Erscheinungen angesprochen fühlt, wird das Stück für untheatralisch erklären; bildungsreiche Zuhörer, die eine feine und geistreiche Entfaltung seelischer, den innersten Tiefen der menschlichen Brust abgelauschter Vorgänge mit Interesse verfolgen, werden anders urtheilen. Vornehm und diplomatisch ist allerdings die Haltung an vielen Stellen; aber mit

Recht fragt Rosenkranz, ob denn der erste Theil der Trilogie füglich anders werden konnte. Mußte nicht das Tumultuarische, der Kraftdrang ungebändigter Naturen der Fortsetzung vorbehalten bleiben, da wo Handwerker und Krieger auftreten, wo alle Bande der gesellschaftlichen Ordnung gesprengt sind? Wer dem Stück Wärme und Pathos abspricht, möge doch nur einmal die Partie des dritten Akts, wo der Herzog durch den Weltgeistlichen die erdichtete Geschichte von Eugeniens Tod erfährt, recht auf sich wirken lassen. Manchem ungerechten Vorwurf, den man dem Dichter gemacht hat, liegt das richtige Gefühl zu Grunde, daß Goethe hier in seiner symbolisirenden Manier zu weit gegangen ist. Wir wissen, wann die Neigung zum Symbolischen in der Poesie zuerst recht stark bei ihm hervortrat (vgl. III, 207 f.). Seitdem befestigte sich in ihm dieser Hang; und wie entschieden und andauernd er auch weiterhin diese Richtung verfolgte, wird sich uns später in der Mythik der Pandora, der Allegorik des Epimenides, der Symbolik des zweiten Theils des Faust zeigen.

Zu den in diesem Zeitraum entstandenen kleinern Gedichten Goethe's übergehend, widme ich zunächst ein paar Worte den Weissagungen des Bakis, diesem seltsamen Produkt seiner Muse, das in seinem Tagebuch zuerst unter dem 23. März 1798 notirt ist. Die Dichtung besteht aus 32 Doppeldistichen höchst verschiedenen und räthselhaften Inhalts. Wie Riemer berichtet, hatte der Dichter ursprünglich die Absicht, auf jeden Tag im Jahr ein solches Doppeldistichon zu machen, damit das Ganze „eine Art Stechbüchlein“ würde, das man so gebrauchen könnte, wie Andere (z. B. seine Mutter) sich der Bibel und des Gesangbuchs, oder die Alten ihres Homer's und Virgil's bedienten, um aus einem auf's Gerathewohl aufgeschlagenen Verse ein Omen zu entnehmen. Vielleicht hatten ihn die Xenien auf den Einfall gebracht. Bei diesen war für das Dichterpaar ein Hauptspaß das Hin- und Herrathen des Publikums gewesen, auf wen denn eigentlich dieses oder jenes Distichon gemünzt sei. Da lag nun der Gedanke nicht fern, wie damals aus der literarischen, so jetzt aus der politischen Welt und dem geselligen und sittlichen Leben der räthselsüchtigen Lesewelt eine Schüssel neuer Nüsse zum Knacken aufzutischen. Uebrigens hing der Gedanke auch mit zwei uns bekannten tiefgewurzelten Neigungen zusammen, mit seiner Freude am Versteckenspielen und dem von der Mutter ererbten Hange, in zufälligen Begegnissen etwas Bedeutungsvolles zu erblicken. Die Erklärung des Einzelnen in meinem Kom-

mentar zu Goethe's Gedichten bestätigt, was Riemer angedeutet hat: „Da ihre (der Weissagungen) Abfassung in die Zeit der französischen Revolution fällt, so ist manches auf die Zeitgeschichte Anspielende darin;" und weiterhin: „Doch ist nicht Alles Weissagung und Räthsel; Vieles ist räthselhaft ausgedrückte praktische Welt- und Lebensweisheit."

Wenn ich die uns eben vorliegende Zeitperiode 1798—1805 als eine dramatischlyrische bezeichnete, so ist hinzuzufügen, daß in den ersten vier Jahren (1798—1801) die Lyrik sehr schwach vertreten war. Das eben besprochene barocke Gedicht ist kaum ein lyrisches zu nennen. Drei Lieder, die Goethe 1798 zum Musenalmanach für das folgende Jahr beisteuerte, möchte ich aus Gründen, die in meinem Kommentar entwickelt sind, als Produkte einer frühern Zeit betrachten. Die Data, unter denen sie 1798 in Goethe's Tagebuch angemerkt sind, bezeichnen wohl nur die Tage, wo er sie für den Almanach retouchirte. Es sind die Lieder: Die Musageten, Am Flusse und Deutscher Parnaß. Ist meine Ansicht von der Entstehungszeit derselben richtig, so erklärt sich auch, warum er sie gegen seine Gewohnheit im Almanach pseudonym (Justus Amman unterzeichnet) veröffentlichte. Er hatte das Publikum so sehr gewöhnt, in seinen Liedern Ausflüsse seines augenblicklichen Lebens zu sehen, daß er sich nicht entschließen konnte, solche Denkmäler einer überwundenen Entwickelungsepoche unter seinem Namen mitzutheilen.

Von dem Gedicht Spiegel der Muse (in Goethe's Kalender unter dem 22. März 1799 als Die Muse und der Bach notirt) ist schon die Rede gewesen, desgleichen von der in demselben Jahr entstandenen Ersten Walpurgisnacht, einem zwischen der Ballade und der Kantate stehenden Gedicht. Goethe schrieb darüber 1831 an Mendelssohn-Bartholdy: „Dies Gedicht ist im eigentlichen hochsymbolisch intentionirt. Denn es muß sich in der Weltgeschichte immerfort wiederholen, daß ein Altes, Geprüftes, Beruhigendes durch auftauchende Neuerungen gedrängt, geschoben, verrückt und, wo nicht vertilgt, doch in den engsten Raum eingepfercht wird." Der Gegenstand ist allerdings höchst bedeutsam und aus der Epoche des vielleicht tiefsten geistigen Konflikts unserer Nation entnommen; die Ausführung ist meisterhaft.

In lebhaftern Fluß kam Goethe's lyrische Ader erst wieder gegen Ende 1801 durch das damals gestiftete Gesellschaftskränzchen. In dem Stiftungsliede zum 11. Nov. 1801 „konnten sich," wie der Dichter versichert, „die Glieder der Gesellschaft, als unter

leichte Masken verhüllt, gar wohl erkennen." Für uns wird es schwer, die gemeinten Personen zu errathen, und dadurch das Gedicht weniger genießbar. Das Lied zum neuen Jahr, für den Sylvesterabend 1801 gedichtet, zeigt stellenweise schon die Wendung zum Manierirten, Gesuchten und Unklaren, deren im Eingange dieses Bandes gedacht worden. Dagegen gehört die im Frühjahr 1802 entstandene Generalbeichte, worin das Weltkind Goethe mit offener Keckheit allem sittlichem Rigorismus entgegentritt, auch in der sprachlichen und metrischen Behandlung zu seinen musterhaftesten Gedichten. Das Tischlied („Mich ergreift, ich weiß nicht wie") wurde zum 22. Febr. 1802 gedichtet, wo der Erbprinz zum letzten Mal an dem Kränzchen Theil nahm. Schiller feierte den Abend durch sein Lied „Dem Erbprinzen von Weimar, als er nach Paris reiste." Man braucht nur die beiden Lieder zu vergleichen, um eine recht lebendige Anschauung der Charakterverschiedenheit beider Dichter zu gewinnen. Schiller's Gedicht ist ernst, herzlich, von vaterländischem und sittlichem Pathos durchwärmt. Goethe's Lied, mit leichter Anspielung über den Abschied des Prinzen hinweggehend, steigert die Freude des Augenblicks durch Hervorhebung dessen, was den Gesellschaftskreis beglückt. Nach Falk's Angabe verdankt auch das anmuthige Gedicht Schäfers Klagelied dem Mittwochskränzchen seine Entstehung. Dasselbe dürfte vom Hochzeitslied gelten, einem balladenartigen Gedichte, von dem Zelter bei seiner Anwesenheit zu Weimar im Frühjahr 1802 schon die fünf Anfangsstrophen hörte. Interessant ist es, von seinem Werth abgesehen, auch als ein Zeugniß von Goethe's Theilnahme an den Bestrebungen der Romantiker, insofern sie die kunstreichen Formen der Italiener und Spanier auf die deutsche Poesie zu übertragen suchten. Goethe wollte zeigen, daß man dieses thun könne, ohne damit, wie es bei den Romantikern oft der Fall war, dem natürlichen Redefluß und überhaupt dem Genius der deutschen Sprache zu nahe zu treten. Er goß über sein Gedicht eine verschwenderische Fülle von Klangfiguren, von Alliterationen, Assonanzen, Reimen und Binnenreimen aller Art aus, und verlieh ihm dadurch ein zauberisches, zum Gegenstande vortrefflich passendes Kolorit. Der Stoff gehörte seiner eigenen Erklärung nach zu den uralten Sagen, die er „vierzig bis fünfzig Jahre lebendig und wirksam im Innern erhielt und einer reinern Form entgegenreifen ließ." — Die von ihm für das Kränzchen gedichteten Lieder erschienen zuerst (mit einigen andern in diesen Kreis nicht recht passenden zusammengestellt) in dem „Taschenbuch auf das

Jahr 1804, herausgegeben von Goethe und Wieland," unter dem Titel Der Geselligkeit gewidmete Lieder.

Nicht bloß für das Gesellschaftslied, sondern für die gesammte lyrische Gattung belebte sich Goethe's Stimmung in den Jahren 1802 und 1803, und das haben wir wohl größtentheils seiner nähern Verbindung mit dem kompositionswilligen Zelter zuzuschreiben. Eine ganze Reihe theils ächt lyrischer, theils balladenartiger Gedichte entstand damals, welche sämmtlich zuerst in dem eben erwähnten Taschenbuch für 1804 erschienen, und also der Entstehung nach spätestens in's Jahr 1803 fallen. Es gehören dahin: Frühzeitiger Frühling, Sehnsucht, Magisches Netz, Dauer im Wechsel, Frühlingsorakel, Selbstbetrug, Kriegserklärung, Trost in Thränen, Nachtgesang, Die glücklichen Gatten, Wanderer und Pächterin, Ritter Kurt's Brautfahrt, Der Rattenfänger. Das letztgenannte Gedicht ist nach einer Notiz von Riemer ein Ueberbleibsel aus einem verloren gegangenen gleichnamigen Kinderballet der frühern Weimarischen Zeit, erfuhr aber wahrscheinlich vor der Veröffentlichung im Taschenbuch eine Ueberarbeitung. — Vom Herbst 1803 an trat wieder eine Stockung in Goethe's lyrischer Produktivität ein.

Ueber die Prosaschriften Goethe's von 1798 bis 1805 muß ich mit kurzen Andeutungen hinweggehen. Eine seiner ansprechendsten kunstphilosophischen Arbeiten ist Der Sammler und die Seinigen, ein kleines Produkt von novellistisch-epistolarischer Form, an dessen Komposition Schiller stark betheiligt war, dessen Ausführung aber unserm Dichter ganz angehört. Goethe gedenkt desselben in einem Briefe an Meyer vom 27. Nov. 1798 als einer vor acht Tagen mit Schiller zur Sprache gekommenen und in einigen Abendsitzungen schematisirten Arbeit. Das Ganze läuft zuletzt in die damals bei ihm in Gunst stehende schematische Form aus. Abgeschlossen wurde das Schriftchen erst 1799. Seine Aufgabe ist zu zeigen, daß die ächte Kunstwahrheit und Kunstschönheit in der Mitte liege zwischen zwei Extremen, zwischen Ernst und Spiel. Ungefähr gleichzeitig entstand eine Arbeit, die eben so sehr mit Goethe's Interessen für bildende Kunst, als mit seinen chromatischen Studien zusammenhing: Diderot's Versuch über die Malerei, übersetzt und mit Anmerkungen begleitet. Was ihn zu der Arbeit bewog, sagt er selbst in dem einleitenden „Geständniß." Zu einer geordneten Darstellung der Hauptmaximen der bildenden Kunst habe er lange kein Herz fassen können; da sei ihm, als er sich eben

zum Entwurf einer allgemeinen Einleitung in die bildende Kunst anschickte, Diderot's Werkchen zufällig wieder in die Hand gekommen, und sogleich habe er statt eines didaktischen Vortrags ein Streitgespräch mit dem Verfasser über den Inhalt des Schriftchens begonnen. So entstand die Uebersetzung mit Anmerkungen durchflochten, die eben so viel Raum wie der Text einnehmen.

Im Frühling 1799 besprach Goethe in den Abendkonferenzen mit Schiller den Plan zu einem Schema über den Dilettantismus, das sich als eine verwandte Arbeit dem „Sammler und die Seinigen anreihte." Es ward beschlossen, daß jeder der beiden Kunstfreunde ein Schema ausarbeite. Beide haben sich erhalten. Goethe's Entwurf enthält mehr Thatsächliches und treffende Einzelbemerkungen, wogegen Schiller's tabellarische Uebersicht (zuerst durch Hoffmeister veröffentlicht) sich durch begriffsmäßige Bestimmtheit auszeichnet. So trat auch in diesen Kleinigkeiten die Differenz ihrer Naturen hervor. Noch etwas früher entstand ein anderes gemeinsam entworfenes Schema, eine Temperamentenrose, nach Art einer Windrose gezeichnet, in Goethe's Kalender unter dem 20. und 22. Januar 1799 notirt. In demselben Winter schickte er an Schiller, der auch auf des Freundes chromatische Forschungen einging, ein Schema über die physiologischen Farben „zur Beherzigung als Basis ihrer Disceptationen."

Der Uebersetzung der Theophrastischen Schriften über die Farben ist schon gedacht. Ungleich wichtiger ist die Uebersetzung der Selbstbiographie des Benvenuto Cellini, die schon im Februar 1796 begonnen und nach und nach bruchstückweise in die Horen eingerückt, aber erst 1803 durch einen Anhang vervollständigt und in einer besondern Edition veröffentlicht wurde. Der Anhang verbreitet sich über die gleichzeitigen Künstler und ihren Einfluß auf Cellini, gibt eine übersichtliche Schilderung der damaligen Zustände von Florenz, charakterisirt Cellini und sein Talent, berichtet über seine letzten, in der Selbstbiographie nicht behandelten Lebensjahre, wie über seine hinterlassenen Kunstwerke und Schriften, und theilt aus den letztern Einiges mit. Die Uebertragung ist, wie leicht und fließend sie sich bewegt, doch im Ganzen treu und gibt den naiven Ton des Originals sehr glücklich wieder. Die Eintheilung in Kapitel gehört dem Uebersetzer an. Längere Perioden hat er bisweilen aufgelöst und stellenweise eine minder interessante Partie weggelassen. Von den vorangehenden und eingeflochtenen Poesien des Verfassers ist nur Weniges „durch Gefälligkeit eines Kunstfreundes," wie Goethe

sagt, übertragen. Nach seinem eigenen Bekenntniß ward er durch das Studium der Florentinischen Kunstgeschichte, wozu ihn Meyer's Briefe aus Italien anregten, auf Cellini aufmerksam und unternahm die Uebersetzung, um sich recht in jener Geschichte einzubürgern. Festgehalten bei der Arbeit ward er aber ohne Zweifel durch Cellini's Persönlichkeit, durch seine frische, gesunde Naturwüchsigkeit. Zudem vergegenwärtigte die Schrift ihm das geliebte Italien und die Freiheit des Daseins, die auch er dort gekostet, und führte ihm einen Mann vor, dem ein Glück vergönnt war, nach welchem er von Jugend auf gelechzt hatte, das Glück, der bildenden Kunst mit Erfolg sein Leben zu widmen.

Ganz gegen Ende des vorliegenden Zeitraums ward Goethe nochmals veranlaßt, eine Schrift Diderot's, und zwar eine ungedruckte, das Gespräch Rameau's Neffe, zu übersetzen. Er bekam das Manuskript von Schiller, dem es sein Schwager von Wolzogen aus Petersburg zur Uebersetzung und Herausgabe zugesandt hatte. Im ersten Entwurf schickte Goethe die Uebersetzung den 24. Jan. 1805 an Schiller. Den Hauptinterlocutor, den Neffen des Musikers Rameau, charakterisirt Schiller treffend als „das Ideal eines Schmarotzers, eines Heroen dieser Klasse, der, indem er sich schildert, zugleich die Satyre der Societät und der Welt macht, worin er lebt und gedeiht.“ Ueber Inhalt und Bedeutung der Schrift gibt Goethe in den angehängten Anmerkungen Auskunft. Da Rameau's Neffe zwischen allerlei Tollheiten manche treffenden Gedanken über Musik äußert, so benutzte Goethe, dessen Interesse für die Tonkunst sich durch Zelter ungemein gesteigert hatte, die Anmerkungen auch dazu, seine eigenen Ansichten über zwei entgegengesetzte Behandlungsweisen dieser Kunst auszusprechen. Die Uebersetzung erfuhr das seltsame Schicksal, von zwei jungen Schriftstellern 1821 unter dem Titel Le Neveu de Rameau, ouvrage posthume et inédit par Diderot rückübersetzt und für das Original ausgegeben zu werden. Die Bemühungen des Herausgebers von Diderot's sämmtlichen Werken, Brière, führten zur Auffindung einer Kopie der Urschrift. Da aber die Rückübersetzer bei ihrer Behauptung blieben und die gefundene Kopie für untergeschoben erklärten, so ward 1823 auch Goethe zum Zeugniß aufgerufen, durch dessen Erklärung die Streitfrage zu Brière's Gunsten ihre Erledigung fand.

Dieser Arbeit Goethe's zur Seite ging die ausgezeichnete Schrift über Winckelmann (G.'s W. Bd. 30, S. 1 ff.). Den Anlaß dazu gaben Winckelmann's Briefe an Berendis, welche die Herzogin

Amalia unserm Dichter mit der Erlaubniß der Herausgabe überliefert hatte. Berendis, mit Winckelmann von einem Aufenthalt in Seehausen her befreundet und seitdem in Korrespondenz stehend, war 1783 in Weimar als Kammerrath und Chatouillier der Herzogin Mutter gestorben und hatte ihr die Winckelmann'schen Briefe hinterlassen. Die Briefe sind nicht in Goethe's Werke, aber wohl dessen Einleitung dazu aufgenommen, eines der schönsten Dokumente seines Talents für die Biographie. Indem er den von Jugend auf verehrten Mann schildert, entwickelt er zugleich in meisterhafter Weise die Bedingungen, welche die Wiedergeburt des griechischen Geistes in jener Zeit ermöglichten. Freilich ward ihm dies dadurch erleichtert, daß er hier eine Seite seines eigenen Lebensganges zeichnete. Was er in den Abschnitten „Antikes, Heidnisches, Schönheit, Gewahrwerden griechischer Kunst u. s. w." sagt, das hatte er alles selbst erlebt und empfunden. Beendet wurde die Arbeit im ersten Vierteljahr 1805 in den Zwischentagen schwerer Krankheitsanfälle.

Viertes Kapitel.

1805: Besuche von F. A. Wolf und Jacobi. Ausflug nach Halle und Helmstädt. Dr. Gall. Hofrath Beireis. Der tolle Hagen. — 1806: Aufenthalt in Karlsbad. Schlacht von Jena. Trauung mit Christiane Vulpius. — 1807: Tod der Herzogin-Mutter. Aufenthalt in Karlsbad. Bekanntschaft mit K. Friedr. Reinhard. Gründung einer Singschule. — 1808: Eberwein. Zachar. Werner. Nochmaliger Besuch von Karlsbad. Goethe's Mutter stirbt. Zusammenkunft mit Napoleon. — 1809: Annäherung an die Romantiker. — 1810: Zwei Gedichte zu Maskenzügen. Neue Gruppe von Gesellschaftsliedern. Aufenthalt in Karlsbad. Gedichte an die Kaiserin von Oestreich. Nachkur in Töplitz. Bekanntschaft mit Ludwig Napoleon. Gedicht an den Prinzen von Ligne. — 1811: Plan einer Selbstbiographie. Eingehen der Singschule. Bekanntschaft mit Sulpiz Boisserée. Besuch von Karlsbad. Prolog. Bühnenbearbeitung von Shakespeare's Romeo und Julie. Zerwürfniß mit Jacobi.

Je tiefer Goethe die Lücke empfand, die Schiller's Tod in sein Inneres gerissen hatte, um so willkommener war ihm in den Tagen der schmerzlichsten Trauer der Besuch des Philologen Friedr.

Aug. Wolf, damals Professor in Halle. Dieser traf am 30. Mai 1805 mit einer in frischem Jugendreiz prangenden Tochter ein, wurde von Goethe gastlich aufgenommen, und trat zu ihm während des jetzigen Zusammenseins in ein näheres Verhältniß. Zu den vielen Richtungen, nach denen hin unsers Dichters Geist forschte und thätig war, gehörte auch die philologische. Die antike Kunst, Homer, Aristophanes, die griechischen Tragiker, Aristoteles, Properz, Tibull, Catull, mit denen allen er, wie wir wissen, sich angelegentlich beschäftigte, seine naturwissenschaftlichen Forschungen (ich erinnere nur an Theophrast) führten ihn auf philologische Gebiete. Da war es ihm nun hochwillkommen, gleichsam zur Erweiterung und Ergänzung seines Wesens sich mit einem Meister des Fachs enge zu verbünden, der ihm für die Philologie das werden konnte, was ihm bereits Meyer für die bildende Kunst, Zelter für die Musik war. Freilich ein so inniger Freundschaftsbund, wie mit diesen beiden, entwickelte sich nicht aus dem Verhältniß; dazu besaß Wolf's Geist und Charakter nicht Anschmiegsamkeit genug, so wie Goethe anderseits nicht der Mann war, leicht in den Gedankengang eines andern selbständigen Geistes einzugehen. Indeß rief selbst die dem Gast eigene Polemisirlust diesmal bei Goethe keine Mißstimmung hervor, erheiterte ihn vielmehr, da Wolf auch ein munterer Lebemann war, und richtete ihn aus der tiefen Trauer um den großen Todten auf. Als Wolf nach vierzehntägigem Verweilen heimgekehrt war, schrieb Goethe an Zelter: „Die Gegenwart dieses so höchst tüchtigen Mannes hat mich in jedem Sinne gestärkt."

Bald nachher, gegen Ende Juni, beglückte ihn der Besuch seines alten Jugendfreundes Jacobi, der, seitdem er seinem anmuthigen Pempelfort entfloh, manches sorgenvolle Jahr durchlebt hatte, und jetzt einem Ruf an die Münchener Akademie der Wissenschaften folgte. Goethe erzählt, es sei bei ihrem Wiedersehen nach so langer Zeit sogleich das alte unbedingte liebevolle Vertrauen in seiner ganzen Klarheit und Reinheit, bald aber in der Unterhaltung „ein wunderbarer Zwiespalt" hervorgetreten. „Wir liebten uns," sagt er, „ohne uns zu verstehen. Nicht mehr begriff ich die Sprache seiner Philosophie, er konnte sich in der Welt meiner Dichtung nicht behagen. Wie sehr hätte ich gewünscht, als dritten Mann hier Schiller zu sehen, der als Denker mit ihm, als Dichter mit mir in Verbindung gestanden und gewiß eine schöne Vereinigung vermittelt hätte, die sich zwischen den Ueberlebenden nicht mehr bilden konnte. In diesem Gefühl begnügten wir uns, den alten Bund treulich und liebevoll

zu bekräftigen, und von unsern Ueberzeugungen, unserm philosophischen und dichterischen Thun und Lassen nur im Allgemeinsten wechselseitige Kenntniß zu nehmen." So gereichte ihm dieser Besuch zwar durch warme Freundestheilnahme zu Trost und Erquickung, rief ihm aber zugleich wieder die Größe des jüngst erlittenen Verlustes vor die Seele.

Im Sommer begab er sich, von seinem Sohn August begleitet, nach Lauchstädt, wo auch Freund Zelter sich einfand und ihm Schiller's Lied von der Glocke für die dramatische Aufführung arrangiren half. Von dort machte er eine Exkursion nach Halle zu Wolf, dem er einen Gegenbesuch versprochen hatte, ward von ihm auf's gastlichste bewirthet, und lernte diesmal den Freund auch als Lehrer kennen. Von Wolf's liebenswürdiger Tochter geleitet, hörte er mehrmals, hinter einer Tapetenthür lauschend, seinem geistreich anregenden Vortrage zu. In den ersten Augusttagen eröffnete Dr. Gall eine Reihe von Vorlesungen in Halle über Schädellehre. Goethe, dem diese Lehre sehr zusagte, weil sie sich seiner Art der Naturbetrachtung annäherte, besuchte die Vorlesungen fleißig, und als er in diesen Tagen wieder einen Anfall von Nierenkolik bekam, schaffte Gall den Apparat jeder Lektion in sein Krankenzimmer und theilte ihm privatim seine Beobachtungen mit. Auch in Gesellschaftskreisen verkehrte Goethe viel mit dem interessanten Manne, der seinerseits nicht minder Gefallen an dem Dichter fand, und nach Untersuchung seines Stirnbaus versicherte, er könne nicht den Mund aufthun, ohne einen Tropus auszusprechen, und sei eigentlich zum Volksredner geboren.

Nach Gall's Abreise unternahm er mit seinem Reisegefährten August und Wolf eine Tour nach Helmstädt, der damaligen Braunschweigischen Landesuniversität, um den wunderlichen Raritätensammler Hofrath Beireis „in seinem Hamsternest aufzusuchen." In Helmstädt wurden sie von den Professoren (Henke, Pott, Lichtenstein, Crell, Bruns, Bredow u. a.) höchst ehrenvoll empfangen. An einer stattlichen Abendtafel hatte man dem Dichterfürsten und dem großen Philologen je einen Kranz zugedacht. Goethe dankte der Schönen, die ihm den seinigen aufsetzte, mit einem Kuß, der feurig erwidert wurde; der eigensinnige Philologe sträubte sich gegen seine Schöne, so daß sie sich beschämt mit dem Kranze zurückzog. Die ausführliche Schilderung der barocken Persönlichkeit des alten Beireis, so wie seiner reichen und bunten Sammlung von Automaten, Naturalien, Gemälden, Münzen u. dgl., die er den berühmten Gästen

bereitwillig zeigte, möge der Leser, der sich dafür interessirt, in Goethe's Annalen unter 1805 nachsehen.

Die Rückfahrt der Reisenden ging über Halberstadt. Auf dem Wege dorthin machten sie einen Abstecher nach der Nienburg, dem heerdenreichen Wohnsitz eines adeligen Landraths, der in der ganzen Gegend seines seltsamen emancipirten Betragens wegen der tolle Hagen genannt wurde. Auch dieser lustigen Expedition hat Goethe in den Annalen eine eingehende Schilderung gewidmet. Eine Ergänzung hat das farbenreiche Gemälde durch den Hauslehrer des tollen Edelmanns gefunden, der später als Pfarrer gleichfalls seine Memoiren schrieb. Ich habe dessen Erzählung in den frühern Auflagen dieser Schrift mitgetheilt, muß ihr aber ihres Umfangs wegen hier die Aufnahme versagen.

In Halberstadt suchte Goethe mit Wolf die Wohnung des 1803 hingeschiedenen Dichters Gleim auf, beschaute mit Interesse darin den sogenannten Freundschaftstempel, eine Sammlung von Portraits der zahlreichen Zeitgenossen, mit denen der menschenfreundliche Mann in näherer Beziehung gestanden hatte, begrüßte auch seine ablebende Nichte auf ihrem Siechbett, die einst unter dem Namen Gleminde die Zierde eines Dichterkreises gewesen war, und betrachtete zum ernsten Abschluß der Wallfahrt noch im Hausgarten Gleim's Grabstätte. Die Weiterreise berührte den Harz. Als er jetzt zum dritten Mal in seinem Leben längs der rauschenden, von Granitfelsen eingefaßten Bode hinanstieg, kam ihm recht lebendig die Veränderung zum Bewußtsein, die seit jener Zeit, wo er die Ode Harzreise im Winter sang, in ihm vorgegangen war. Damals, fand er, hatte er an und in den Gegenständen sich selbst empfunden, hatte sein Glück und Leid auf sie übertragen; jetzt betrachtete er sie mit dem selbstlosern Blick des Naturforschers, der das Subjekt zurücktreten, und dem Objekt sein Recht widerfahren läßt. Anfangs empfand er den Unterschied schmerzlich; zuletzt aber meinte er sich doch glücklich schätzen zu müssen, daß, während sich ihm der dichterische Blick allmälig verdunkelte, das Auge des Naturforschers dafür um so heller ward.

Den Rest des Jahres 1805 widmete er denn auch vorzugsweise den Naturwissenschaften. Er versammelte nach der Heimkehr regelmäßig Mittwochs Vormittags einen kleinen Kreis von Zuhörern um sich, dem er die Resultate seiner naturwissenschaftlichen Forschungen vortrug. „Der Mittwoch," schrieb er den 7. Dec. an Knebel, „treibt mich immer an, über das Ganze und Einzelne zu denken, und fördert mich sehr."

So war das Jahr 1806 herangerückt, abermals für ihn ein verhängnißvolles Jahr. Es begann unter kriegerischen Aspekten. Preußische Truppen rückten ein. Der Geburtstag der Herzogin, der 30. Januar, wurde noch glänzend, wenngleich mit düstern Vorahnungen, gefeiert. Der unvergleichliche Trompeterchor des preußischen Regiments Ostin erschien in einem Halbkreis auf der Bühne zum Festgruß und gab bewundernswürdige Proben seiner Kunst. An Goethe'schen Stücken kamen in der diesmaligen Theatersaison Stella (zum ersten Mal mit tragischer Katastrophe), Götz und Egmont zur Aufführung. Auch Schiller's Lied von der Glocke mit dem ganzen Apparat des Gießens und dem ergreifenden Epilog unsers Dichters wurde wiederholt.

Die erste Jahreshälfte widmete Goethe besonders einer Durchsicht seiner Werke behufs einer neuen Ausgabe und der Mitarbeit an der Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung. Gegen Ende Juni begab er sich auf ärztlichen Rath in Begleitung Riemer's und eines Majors von Hendrich, der die Reisesorgen übernahm, nach Karlsbad. Die Trink- und Badekur bekam ihm so wohl, daß er bereute, sie nicht früher gegen das Uebel gebraucht zu haben, das er in seiner gewöhnlichen duldenden Indolenz lange hatte hinschleichen lassen. Er gab sich in Karlsbad, wie er an Zelter schrieb, „einer völligen Tagdieberei" hin; nur fühlte er sich durch die ganze Umgegend zum Mineralogisiren gereizt, welches denn auch wieder an die Tagesordnung trat. Im Gefühl der Wiederkehr seiner Gesundheit hätte er hier ein glückliches Leben geführt, wenn nicht täglich und stündlich einlaufende Nachrichten Sorgen um das Vaterland aufgeregt hätten. Der anwesende Fürst Heinrich Reuß XIII. enthüllte ihm mit diplomatischer Umsicht das Unheil, von welchem Thüringen und ganz Deutschland bedroht war.

In der ersten Augusthälfte verließ er Böhmen. Auf der Rückreise über Hof las er in Zeitungen die Nachricht von der Auflösung des deutschen Reichs. Kaum war er zu Hause angelangt, da sah man das drohende Kriegsgewitter im Heranmarsch gewaltiger Heerhaufen sich nähern. Die Preußen setzten die Befestigung Erfurts eiligst fort; der Herzog Karl August bereitete sich als preußischer General zur Abreise vor. Goethe begab sich den 26. Sept. auf einige Zeit nach Jena, um eine dort aus Karlsbad angelangte geognostische Sammlung auszupacken und zu katalogisiren. Als er am 6. Okt. nach Weimar zurückkehrte, fand er Alles in Aufregung und Bestürzung. „Die großen Charaktere," erzählt er selbst, „waren

gefaßt und entschieden; man fuhr fort zu überlegen, zu beschließen. Wer bleiben, wer sich entfernen sollte, war die Frage." Die Herzogin Mutter, der Erbprinz und die Erbprinzessin verließen die Stadt; die Herzogin Louise entschloß sich zu bleiben. Zu großer Ermuthigung der geängstigten Bürger unter allen Schrecken und Gefahren ausharrend, bewahrte sie eine wahrhaft fürstliche Fassung.

Dienstag den 14. Okt. Morgens sieben Uhr wurden die Bewohner Weimar's durch den Kanonendonner der Schlacht von Jena aufgeschreckt. In Goethe's Hausgarten vernahm man den Schall pelotonweise. Weil er sich allmälig verminderte und zuletzt verstummte, setzte man sich um drei Uhr zu Tisch, als plötzlich ganz in der Nähe Kanonenschüsse erdröhnten. Der Tisch ward eiligst abgeräumt; Goethe verließ das Zimmer. Riemer fand ihn gleich darauf im Hausgarten auf und ab gehen. Die Franzosen sandten von den Höhen oberhalb Weimar Kanonenkugeln in die Stadt; einige pfiffen über Goethe's Haus weg. Die Retirade der Preußen ging dicht hinter dem Hausgarten vorbei; man sah die blinkenden Bayonette der Flüchtigen über der Gartenmauer vorbeifliegen. Unter Schrecken und Spannung war etwa eine Stunde vergangen, als eine ängstliche Stille auf den Straßen und dem Platz vor Goethe's Hause eintrat. Da kamen wenige französische Husaren nahe an's Frauenthor gesprengt, und spähten nach dem Feinde; bald folgte ein größerer Trupp. Ein junger französischer Husarenofficier ließ sich bei Goethe melden, der ihn sogleich nach dem Schloß begleitete; es war ein Herr von Türkheim — Lili's Sohn. Goethe ließ vom Schloß in's Haus sagen, ein Marschall*) werde mit einigen Reitern bei ihm einquartirt und dadurch sein Haus vor der Plünderung bewahrt. Die Reiter erschienen bald und lagerten sich ermüdet auf die Streu im Bedientenzimmer. Inzwischen herrschte Raub und Mißhandlung in der Stadt; einige Häuser gingen in Brand auf. Viele Weimaraner flüchteten sich in Zimmer des Goethe'schen Hinterhauses.

Noch stand unserm Dichter eine schlimme Nacht bevor. Vom Schloß zurückgekehrt, hatte er den Marschall, für den eine stattliche Tafel bereit stand, nicht mitgebracht. Man erwartete den hohen Gast vergebens bis tief in die Nacht, und hielt unterdessen das

---

*) Reimer und Ludecus nennen den Marschall Ney, Frau von Stein Augereau, Knebel den Marschall Lannes. Goethe hatte zuerst den General Victor im Quartier.

Haus gegen Eindringlinge verriegelt. Goethe begab sich zur Ruhe. Um Mitternacht donnerten heftige Kolbenschläge an die Thüre. Zwei kleine Kerle, Tirailleurs, von der sogenannten Löffelgarde, verlangten Einlaß. Als man Gegenvorstellungen machte, drohten sie die Fenster einzuschlagen. Man öffnete ihnen die Thüre und setzte ihnen Wein vor, dem sie weidlich zusprachen. Dann verlangten sie stürmisch den Hausherrn zu sehen. Goethe, obwohl schon umgekleidet und im weiten Schlafrock, den er scherzend den Prophetenmantel zu nennen pflegte, schritt die Treppe herunter und flößte ihnen durch seine würdige Gestalt und Miene Respekt ein, so daß sie wieder höfliche Franzosen wurden und mit ihm anstießen. Nachdem er sich zurückgezogen hatte, setzten sie der Flasche von Neuem zu, stiegen dann, ein Bett verlangend, die Treppe hinan, auf der sie den Hausherrn hatten kommen und gehen sehen, drangen in sein Schlafzimmer ein, und brachten, vom Wein erhitzt, sein Leben in Gefahr. Christiane Vulpius rief mit großer Geistesgegenwart sofort einen der in's Hinterhaus Geflüchteten zu Hülfe, verjagte mit seinem Beistand die Tobenden und verriegelte die Thüren des Zimmers und Vorgemachs. Am Morgen kam ein General als Einquartierung, und sogleich trat eine Schutzwache vor das Haus.

Das Dankgefühl gegen Christiane, die sich überhaupt in dieser Schreckenszeit mit rühmlicher Entschlossenheit und Umsicht benahm, mochte dazu beitragen, in Goethe den gewiß schon oft erwogenen Gedanken an eine kirchliche Trauung mit ihr zum Entschluß zu zeitigen. Auch glaubte er wohl seinem nunmehr fast siebenzehnjährigen Sohne diesen Schritt schuldig zu sein. Goethe neigte zum Hinausschieben von Unangenehmem, handelte aber schnell, wo für liebe Angehörige Gefahr im Verzug war. Der Augenblick zur Ausführung seines Vorhabens war sehr glücklich ergriffen. Jedermann war in jenen Tagen mit den eigenen und allgemeinen Kalamitäten zu sehr beschäftigt, um einem Vorfall, der sonst allerdings große Sensation erregt hätte, viel Aufmerksamkeit zu widmen. Am 19. Okt., dem ersten Sonntag nach der Jenaer Schlacht, fuhren Goethe und Christiane mit ihrem Sohn und Riemer als Zeugen zur Jakobskirche und wurden in der Sakristei durch den Oberkonsistorialrath Günther getraut. Die Freunde Goethe's billigten in der Mehrzahl den Schritt; einzelne freilich, darunter sogar Charlotte von Schiller, fühlten sich peinlich davon berührt.

Das Kriegsgewitter brauste über Weimar rasch hinweg, auf seinem weitern Zuge ein mächtiges Königreich zertrümmernd. Goethe

bot seine ganze Kraft auf, um nach allen Seiten, so viel ihm möglich war, Hülfe, Rath und Trost zu spenden. Die bedrohlichen Zustände ringsumher nahm er für sich als eine Mahnung, Alles, was er der Welt noch zu bieten vermochte, ihr rasch zu überliefern. Am 26. Dec. schrieb er an Zelter: „In den schlimmsten Stunden, wo wir um Alles besorgt sein mußten, war mir die Furcht, meine Papiere zu verlieren, die peinlichste; von der Zeit an schick' ich zum Druck fort, was nur gehen will . . . und so will ich von meinem geistigen Dasein zu retten suchen, was ich noch kann, da Niemand weiß, wie es mit dem übrigen werden wird."

Weimar erfreute sich bald der Rückkehr des geliebten Landesherrn. Karl August war von Preußen selbst aufgefordert worden, sich dem Sieger zu unterwerfen, der ihm „aus Achtung für die Herzogin" Verzeihung zusagte. Sein Staat mußte sich dem Rheinbunde anschließen. Allein der edle, offene Fürst war noch eine geraume Zeit mit Horchern, sogar an seiner Tafel, umstellt. Man hatte ihn bei dem französischen Machthaber angeschwärzt, weil er seine ehemaligen Waffengenossen in ihrer Mittellosigkeit unterstützt, dem braven Blücher 4000 Thlr. vorgeschossen, dienstunfähig gewordene preußische Officiere in Civilämtern angestellt hatte. Als Falk eines Tages einen darauf bezüglichen Bericht unserm Dichter vorlas, gerieth dieser in leidenschaftlichen Zorn und unterbrach ihn mit Feuerworten, die uns Falk aufbewahrt hat. Mögen sie immerhin nicht buchstäblich wiedergegeben sein, wenn nur der Geist, der sie durchweht, von Goethe stammt, so haben wir in ihnen eines der sprechendsten Zeugnisse seiner deutschen Gesinnung und Anhänglichkeit an den fürstlichen Freund.

Anfangs 1807 waren die Weimarischen Zustände über Erwarten beruhigt. Dazu hatte besonders Goethe das Seinige beigetragen, der immer, wie sich selbst, so auch seine Umgebung aus lähmender Trauer möglichst schnell aufzurichten suchte. Wie er in seinem Hause die herkömmlichen wöchentlichen Zirkel wieder eröffnete, so hatten sich gegen den Schluß des vorigen Jahres auch andere Gesellschaftskreise zu beleben begonnen. Die Abendgesellschaften der Hofräthin Schopenhauer (Mutter des Philosophen Arthur Schopenhauer) versammelten bereits seit dem November jeden Donnerstag (später auch Sonntags) die Elite der Weimarischen Societät, darunter manchmal fürstliche Personen und Fremde von Bedeutung. Goethe fand sich oft in diesen Zirkeln ein und belebte, wenn er guter Stimmung war, die ganze Gesellschaft durch seine Unterhaltung.

Weil Frau Schopenhauer wußte, daß er bisweilen nicht aufgelegt zum Gespräch war, so stand für ihn ein Tisch mit Zeichenapparat bereit, an dem er mitunter schweigsam Platz nahm und Landschaftskizzen entwarf.

Im ersten Vierteljahr 1807 widmete er seine Aufmerksamkeit vorzüglich dem Theater und nahm sich der Ausbildung der jüngern Schauspieler mit erhöhtem Eifer an. Seine theatralischen Zöglinge bereiteten ihm in dieser Saison einen unverhofften Genuß. Sie hatten zuweilen bei ihm den Tasso gelesen, daneben aber das Stück unter sich sorgfältig eingeübt, und baten ihn nun um eine Aufführung desselben. Er sträubte sich lange, weil er die Dichtung für ganz untheatralisch hielt, und gab zuletzt halb unwillig nach. Um so mehr fühlte er sich durch den großen Beifall, den das Stück im Theaterpublikum erntete, überrascht und angenehm beschämt.

In das Wiederaufleben des Weimarischen Frohsinns kam den 10. April 1807 eine tief betrübende Störung durch den Tod der Herzogin Amalia, welcher Goethe, wie alle Weimaraner, so manche frohe Stunde des Lebens verdankte. Er widmete ihrem Andenken einen Aufsatz.*) In den Annalen charakterisirt er ihn selbst als „eilig, mehr in Geschäftsform als in höherm Sinne abgefaßt.“ Der Herzog ließ Abdrücke desselben anfertigen und von allen Kanzeln im Lande nach einer zu haltenden Gedächtnißpredigt ablesen.

Schwer niedergedrückt von dem Todesfall, begab sich Goethe, weil ihm die vorjährige Kur im Karlsbad so gut bekommen war, dorthin schon gegen Ende Mai. Anfangs wurde durch die herkömmliche Art, die Heilquellen zu gebrauchen, sein Befinden verschlimmert; nach zwei Wochen aber führte eine von Dr. Kapp aus Leipzig verordnete Abänderung der Kurmethode eine andauernde Besserung herbei. In einsamen Stunden beschäftigte er sich damit, „Geschichtchen und Märchen,“ die er lange im Kopf getragen,**) zu diktiren, Landschaften zu zeichnen und zu illuminiren, seine geologischen Ansichten über die dortige Gegend zusammenzustellen und eine Sammlung von Gebirgsarten zu kommentiren. Die größern Gesellschaften mied er, weil sie ihm nichts als Jeremiaden ent-

---

*) S. G.'s W. Bd. 27, S. 416, wo er nicht passend als „Rede“ bezeichnet ist.

**) Sie wurden den später zu besprechenden Wanderjahren eingeflochten.

gegenbrachten, die ihm, „obgleich von großen Zeitübeln veranlaßt, doch, in der Gesellschaft gehört, nur als hohle Phrasen vorkamen.“ Mit einzelnen Badegästen aber und mit engern Kreisen pflog er einen anregenden Verkehr. Der Fürstin Solms, nachmals Königin von Hannover, las er seine jüngsten Produktionen vor. Mit dem Königl. Sächsischen Oberhofprediger Reinhard unterhielt er sich über ethische Fragen, mit Bergrath Werner über Mineralogie; dem anwesenden Klaviervirtuosen Himmel widmete er ein schmeichelhaftes Gedichtchen, An Uranius überschrieben (G.'s W. VI, 72). Bei der reizenden Fürstin Bagration machte er die längst gewünschte Bekanntschaft des heitern und geistreichen Prinzen Ligne, und fand hier auch den Hofrath von Gentz, der ihm über die geheimern Vorgänge der jüngsten Kriegsbegebenheiten vertraulichen Aufschluß gab. Zu einem dauerhaften und fruchtbaren Verhältniß entwickelte sich die hier angeknüpfte Bekanntschaft mit einem andern Reinhard, dem französischen Residenten Grafen Karl Friedr. von Reinhard, der mit seiner Gattin, einer geb. Reimarus, und Kindern in Karlsbad Erholung von schweren Erlebnissen suchte. Im französischen Staatsdienst hoch gestiegen, war er von Napoleon, der ihn nicht liebte, aber zu gebrauchen wußte, auf einen gefährlichen Posten nach Jassy geschickt, dort nach einiger Zeit von den Russen aufgehoben, mit den Seinigen weit umhergeschleppt, endlich auf energische Vorstellungen freigegeben worden. Er unterhielt mit Goethe seit ihrem Zusammentreffen einen regen Briefwechsel, aus dem ich weiterhin manchmal schöpfen werde.

Bei der Rückkehr von Karlsbad ward Goethe von einem Gesangständchen empfangen. Das stimmte recht zu seinem in Böhmen gefaßten Entschluß, eine kleine Singschule oder „freiwillige Hauskapelle,“ wie er sie oft nannte, zu gründen. Seit geraumer Zeit war er von aller Musik wie abgeschnitten gewesen, und das empfand er jetzt doppelt schmerzlich. Je tiefer die Welt in Kriegsgetümmel zu versinken drohte, je leidenschaftlicher widmete er sich der Pflege der Friedenskünste. So suchte er denn auch, im Sinne der Zelter'schen Singakademie, freilich nur „als fernen Abglanz derselben,“ einen Singverein zu gründen, der wöchentlich einmal mehrstimmige, besonders geistliche Gesänge einüben sollte. „Ich möchte das Säculum,“ schrieb er an Zelter, „sich selbst überlassen, und mich in's Heilige flüchten.“ Zelter schickte von den Musikalien seiner Akademie einige leichtere Sachen, empfahl Gesangstücke von Haydn, und rieth auch weltliche heitere Lieder vorzunehmen. Am 15. Sept. konnte ihm

Goethe bereits die Eröffnung seines kleinen Instituts berichten, dessen Mitglieder sich regelmäßig Donnerstags zu Uebungen und Proben und einem meistens nachfolgenden heitern Souper versammelten, worauf dann am nächsten Sonntag bei ihm vor einer eingeladenen Gesellschaft die Ausführungen, mit einem Frühstück verbunden, statt fanden.

Daneben versäumte er nicht, dem Theater eine rege Sorgfalt zuzuwenden. Was ihm besonders Lust und Muth dazu gab, war der große Beifall, den die Weimarische Truppe im Mai bis in den August zu Leipzig in einer Reihe von Gastvorstellungen geerntet hatte. Eingeleitet wurden sie durch Goethe's schönen Prolog „Wenn sich auf hoher Meeresfluth ein Schiff" (G.'s W. VI, 411). Jetzt, nach glücklicher Wiedervereinigung der fürstlichen Familie, feierte er die Eröffnung der Weimarischen Wintersaison am 19. Sept. durch ein in klangreichen Trimetern und Trochäen verfaßtes Vorspiel (G.'s W. VI, 301 ff.). Näheres hierüber, sowie über die dem letzten Jahresviertel angehörige dramatische Dichtung Pandora im folgenden Kapitel, wo sich auch zeigen wird, daß unsern Dichter jetzt einmal wieder während eines Aufenthalts in Jena (vom 11. Nov. bis zum 15. Dec. 1807) eine lyrische Stimmung anwandelte und plötzlich eine wahre „Sonettenwuth" ergriff.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß einige dieser Sonette ihm durch eine tiefe Neigung zu Minna Herzlieb, geb. 22. Mai 1789, Tochter eines Oberpfarrers zu Züllichau, Adoptivtochter des kinderlosen Buchhändlers Frommann in Jena, eingegeben wurden. Auf sie bezieht sich auch, was Goethe von der Pandora und den Wahlverwandtschaften bekennt, daß in beiden sich das schmerzliche Gefühl der Entbehrung ausdrücke, und Niemand an dem Roman eine tief leidenschaftliche Wunde verkennen werde, „die im Heilen sich zu schließen scheue." Er hatte Minna als Kind schon oft in Jena gesehen; jetzt begegnete er der zur reizenden Jungfrau Erblühten manchmal im Frommann'schen Hause. Entferntere Beziehungen zu ihr unterhielt er noch lange. Am 22. Mai 1817 schickte er ihr mit einem Exemplar seiner kleinen Gedichte die Verse Zum Geburtstag (G.'s W. VI, 113). Seit 1821 lebte sie mit dem Jenaer Professor Walch in einer nicht glücklichen Ehe, die 1853 getrennt wurde. Sie starb 1863 in einer Heilanstalt für Gemüthskranke. Wie Goethe's Verhältniß zu ihr gewesen, läßt sich nur vermuthen. Seit fast zwanzig Jahren sittlich, seit einem Jahr auch kirchlich gebunden, aber in seinen Geistes- und Herzensansprüchen nicht be-

friedigt, ließ er diesen innern Zwiespalt in der Dichtung sich abspiegeln, aber gewiß ohne je dem Gedanken an eine Lösung seiner Ehe ernstlich Raum zu geben.

Es hat aber auch Bettina, die Tochter der frühe von Goethe geliebten Maximiliane Brentano, den Anspruch erhoben, die Muse seiner Liebessonette gewesen zu sein. Sie war, wie uns bekannt (vgl. Thl. I, S. 7) viel um Goethe's Mutter. Im April 1807 besuchte sie ihn und bezeugte ihm auf eine schwärmerische Weise ihre leidenschaftliche Zuneigung. Im November kam sie mit ihrer Schwester, der Frau von Savigny, wieder. Goethe äußerte sich über sie am 11. Dec. in einem Gespräch mit Riemer „nicht eben als leidenschaftlicher Liebhaber, sondern nur als Bewunderer ihres geistreich barocken Wesens." Im Jahr 1811 erschien sie als Frau von Arnim nochmals in Weimar und fand bei Goethe ein freundliches Entgegenkommen; aber nach etwa vierwöchentlichem Aufenthalt kam es in Folge eines beleidigenden Wortes, das sie sich gegen Goethe's Gattin erlaubt hatte, zu einem förmlichen Bruch zwischen ihm und dem Arnim'schen Ehepaar. Man bestreitet jetzt allgemein jeden Zusammenhang zwischen Goethe's Sonetten und seinem Verhältniß zu Bettinen. Der wahre Sachverhalt dürfte aber wohl der sein, daß er Bettina's enthusiastische Liebe zu ihm, auf die er nur eine Zeit lang spielend einging, und seine wahre und dauernde Neigung zu Minna Herzlieb in den Sonetten auf ähnliche Weise verwob, wie einst in Werther's Leiden die Verhältnisse zu Maximiliane und Lotte. Daraus würde sich denn auch erklären, warum in dem supponirten Thatsächlichen dieses kleinen Sonettenromans sich keine rechte Harmonie zeigt, und die Geliebte bald als abwesend, bald als gegenwärtig, bald als zurückhaltend, bald als leidenschaftlich zugethan erscheint.

Ich gehe zum Jahr 1808 über. Das erste Drittel desselben verlebte Goethe in dem herkömmlichen Wechsel künstlerischer und wissenschaftlicher Thätigkeit. Zur glücklichen Entwickelung seiner Singschule trug die eifrige Mitwirkung des jungen Musikers Franz Karl Adelbert Eberwein bei. Goethe schickte ihn im August Behufs weiterer Ausbildung nach Berlin zu Zelter, und übertrug ihm später die Direktion seiner kleinen Anstalt. Für die bildende Kunst wurde Goethe's Interesse mitunter durch artistische Zusendungen neu belebt. So schickte ihm der Oberbibliothekar Aretin zu München treffliche Steindrücke nach Dürer'schen Handzeichnungen als Geschenk. Auf die Poesie ward er fortwährend durch die Anwesenheit von Zachar. Werner hingelenkt, der vier Monate lang (bis in den

April 1808) in Weimar verweilte. Mit Beziehung auf ihn schrieb er den 11. Jan. an Jacobi: „Es kommt mir, einem alten Heiden, ganz wunderlich vor, das Kreuz auf meinem eigenen Grund und Boden aufgepflanzt zu sehen, und Christi Blut und Wunden poetisch predigen zu hören, ohne daß es mir gerade zuwider ist." Für den 30. Januar, den Geburtstag der Herzogin, bereitete er mit großer Sorgfalt eine Aufführung von Werner's Tragödie Wanda vor. Diese Annäherung an die Romantiker, die bald noch deutlicher hervortreten wird, kann uns nicht befremden; sie erklärt sich ja aus der seine spätere Lebenszeit charakterisirenden Vorliebe für die symbolische Poesie und dem wachsenden Umfang seiner geistigen Interessen. Dazwischen machten sich jedoch mitunter die in der klassischen Periode gewonnenen Ueberzeugungen geltend. In einem Brief an Zelter vom 30. Okt. 1808 gestand er, daß ihn ein halb Dutzend jüngerer Dichter: Werner, Oelenschläger, Arnim, Brentano u. s. w. trotz großer Anlagen durch ihr Treiben zur Verzweiflung bringe; Alles gehe bei ihnen in's Form- und Charakterlose; keiner wolle begreifen, daß die höchste und einzige Operation der Kunst, wie der Natur, die Gestaltung sei, und in der Gestalt die Specifikation. Hätte er nur auch selbst diesen Satz in seiner poetischen Praxis besser vor Augen behalten!

Die nun fast herkömmliche Reise nach Karlsbad trat er auch in diesem Jahre wieder früh (den 12. Mai) an. Die ersten vierzehn Tage widmete er dort der Fortführung seiner Pandora. Dann aber gab er sich einem muntern geselligen Leben hin. In der Umgebung der anmuthigen Herzogin von Kurland traf er den Dichter Tiedge und die Präsidentin von der Recke. Noch vertrauter war er in dem Kreise der Familie von Ziegesar, worin Pauline Gotter und Frau von Seckendorf, geb. von Uechtritz, seine lebhafte Theilnahme erregten. Naturwissenschaftliche Gespräche pflog er mit Bergrath Werner und dem Sohne seines verewigten Freundes, Bergrath Siegmund Aug. Wolfgang von Herder. Im Juli machte er mit der Familie Ziegesar einen paarwöchentlichen Ausflug nach Franzensbrunn, auf welchem der Kammerberg bei Eger (vgl. G.'s W. Bd. 40, S. 186 ff.) ihm ein großes Interesse abgewann. Am 24. Juli nach Karlsbad zurückgekehrt, ward er eine Zeitlang wieder zur bildenden Kunst hingezogen. Sein römischer Freund Bury fand sich auf einige Tage ein, und malte sein Portrait in kleinem Format; und der Dresdener Landschaftsmaler Kaaz verwandelte die dilettantischen Skizzen des Dichters in ansprechende Bilder.

Als er im September nach Weimar zurückkehrte, versetzte ihn die Nachricht von dem Tode seiner Mutter in tiefe Trauer. Sie starb den 13. Sept. in ihrem achtundsiebenzigsten Lebensjahre.*) Seine Frau reiste nach Frankfurt und ordnete dort die Erbschaftsangelegenheiten, wie er an Knebel schrieb, „auf eine glatte und nobele Weise.“ Nicht lange vor dem Tode der Mutter hatte er seinen Sohn August auf die Universität Heidelberg geschickt, wo er bei den frühern Jenaischen Freunden Voß und Thibaut die liebevollste Aufnahme fand. Auf der Durchreise durch Frankfurt hatte August die Großmutter besucht, und der Primas beiden ein Fest veranstaltet.

Goethe hatte nicht lange Zeit, sich dem Gefühl seines schmerzlichen Verlustes hinzugeben; denn der nahe bevorstehende Monarchen-Kongreß in Erfurt nahm ihn bald stark in Anspruch. Am 24. Sept traf der Großfürst Konstantin in Weimar ein, am nächsten Tage der Kaiser Alexander. Am 27. verfügten sich die Herrschaften nach Erfurt zum Kaiser Napoleon, der ihnen bis Münchenholzen entgegenkam. Goethe folgte dem Rufe des Herzogs dorthin zwei Tage später. Da befand er sich nun bei Levers, Diners und Thees mitten in einer zahlreichen bunten und bewegten Welt. Am 30. war große Tafel beim Herzog Karl August. Am 1. Okt. wohnte Goethe dem glänzenden Lever bei, welches Napoleon gab. Hohen Genuß gewährte ihm die Aufführung der Racine'schen Stücke Andromache und Britannikus und des Voltaire'schen Oedipus, in denen der geniale Talma vor einem „Parterre von Königen“ spielte. Nach jeder Vorstellung drückte Goethe dem Herzog begeisterungsvoll sein Staunen über die Leistungen der Schauspieler aus.

Am 2. Okt. ward er von Napoleon zur Audienz beschieden. Der Kaiser saß, an einem großen runden Tisch beim Frühstück; rechts etwas entfernt vom Tisch stand Talleyrand, links ziemlich nahe Daru, mit dem er eben über Geschäftliches sprach; weiterhin Berthier, Savary u. A. Auf einen Wink Napoleons näherte sich Goethe. Der Kaiser betrachtete ihn aufmerksam und sagte: Vous êtes un homme! Goethe machte nur eine stumme Verbeugung: „Wie alt sind Sie?“ fragte der Kaiser. „Sechszig Jahre,“ antwortete Goethe. „Sie haben sich gut erhalten. Sie haben Tragödien geschrieben,“ fuhr der Kaiser fort. Als Goethe das Nothwendigste erwidert hatte, nahm Daru das Wort, der mit der

*) Vgl. Thl. I, S. 8 und 13.

deutschen Literatur etwas bekannt war, sprach sich lobend über Goethe's Leistungen aus und erwähnte seiner Uebersetzung des Voltaire'schen Mahomet. „Es ist kein gutes Stück," fiel der Kaiser ein und erörterte ausführlich, wie es unschicklich sei, daß der Weltüberwinder von sich selbst eine so ungünstige Schilderung mache. Dann lenkte er das Gespräch auf den Werther, den er genau kannte, und in seiner Feldbibliothek nach Aegypten mitgenommen hatte. Nach verschiedenen Bemerkungen, die Goethe als richtig anerkennen mußte, tadelte er es, daß Werther's innere Zerstörung nicht ausschließlich aus seiner unglücklichen Liebe, sondern nebenher noch aus gekränktem Ehrgeiz abgeleitet sei — ein Vorwurf, den vor vielen Jahren schon Herder gegen den Roman erhoben hatte. Goethe gestand mit heiterm Gesicht, daß er die Ausstellung richtig finde, meinte jedoch, es sei vielleicht dem Dichter zu verzeihen, wenn er sich eines nicht leicht zu entdeckenden Kunstgriffs bediene, um gewisse Wirkungen hervorzubringen, die er auf einfachem natürlichen Wege nicht erreichen zu können glaube. Der Kaiser schien damit zufrieden, lenkte die Unterhaltung auf die dramatische Gattung zurück, und kam dabei auf die Schicksalsstücke zu sprechen. Er mißbilligte sie. „Sie gehören in eine dunklere Zeit," sagte er; „was will man jetzt mit dem Schicksal? Die Politik ist das Schicksal." Darauf sich zu Daru zurückwendend, setzte er, während Goethe sich etwas zurückzog, das geschäftliche Gespräch eine Zeit lang fort. Plötzlich stand er auf, ging auf Goethe zu, schnitt ihn durch eine Art Manöver von den übrigen Anwesenden ab, und befragte ihn mit gedämpfter Stimme nach allerlei Persönlichem, ob er verheirathet sei, Kinder habe u. dgl., ferner nach seinen Verhältnissen zum herzoglichen Hause, nach der Herzogin Mutter, der Herzogin Louise u. s. w. Der Kaiser, der sich in der Unterhaltung zu gefallen schien, übersetzte sich meist Goethe's Antworten in seine eigene entschiedenere Ausdrucksweise. Seine Art der Beifallsbezeugung war sehr mannigfaltig. Selten hörte er unbeweglich zu, sondern nickte entweder nachdenklich, oder sagte oui, c'est bien u. dgl. Wenn er selbst ausgesprochen hatte, pflegte er hinzuzufügen: Qu'en dit Mr. Goet? Als Goethe sich verabschiedete, wandte sich der Kaiser zu Daru und Berthier mit den Worten: Voilà un homme!

Am 4. Okt. kehrte Goethe nach Weimar zurück, um für den nahe bevorstehenden Besuch Napoleons noch einige theatralische Vorkehrungen zu treffen. Am 6. Okt. führten dort die französischen Schauspieler den Tod Cäsar's von Voltaire auf; Talma spielte den

Brutus. Auf einem großen Hofball unterhielt sich Napoleon wieder lange mit Goethe und sprach sich bei dieser Gelegenheit für eine scharfe Begränzung der dramatischen Gattungen aus. Je suis étonné, sagte er, qu'un grand esprit tel que vous n'aime pas les genres tranchés. Weiterhin äußerte er: „Die Tragödie müßte die Schule der Fürsten und Völker sein, das wäre ihre würdigste Aufgabe. Sie z. B. sollten den Tod Cäsar's schreiben, und zwar besser als Voltaire. Man müßte der Welt zeigen, wie Cäsar sie beglückt haben würde, wenn man ihm Zeit gelassen hätte, seine hochsinnigen Ideen zu verwirklichen.' Kommen Sie nach Paris, ich fordere es von Ihnen. Sie werden da eine größere Anschauung der Welt gewinnen und überreichen Stoff zu poetischen Schöpfungen finden."

Eine Woche später ging unserm Dichter das Kreuz der Ehrenlegion zu, damals noch eine bedeutende Auszeichnung; den russischen St. Annenorden hatte er schon das Jahr vorher erhalten. Goethe wußte die gewonnene Anschauung einer so großartigen Persönlichkeit, wie die Napoleons, zu schätzen, war aber herzlich froh, als er nach dem Abfluß des rauschenden und blendenden Prachtstromes sich wieder seinen Arbeiten zuwenden konnte, die ihn über die verwirrenden und beunruhigenden Tagesinteressen emportrugen.

Mit diesen beschäftigt, brachte er das ganze Jahr 1809 ohne einen größern Ausflug theils in Weimar, theils in seinem Jenaischen Asyl zu. Einen Aufenthalt in Karlsbad verhinderten die Kriegsbewegungen. Die Früchte seines diesjährigen Fleißes werden im folgenden Kapitel zur Sprache kommen; ich gedenke hier nur seiner jetzt immer deutlicher hervortretenden Annäherung an die Romantiker. Seit Jahren schon deuteten einzelne Symptome darauf hin, daß sein poetischer Geschmack einen universellern Charakter annahm, daß ihm die Alten und Shakespeare nicht mehr die einzigen Leitsterne für die Dichtung waren. Im Jahr 1800 begann ihn Calderon lebhaft zu interessiren; 1804 machte Calderon's Standhafter Prinz einen so gewaltigen Eindruck auf ihn, daß er an Schiller schrieb: „Ich möchte sagen, wenn die Poesie ganz aus der Welt verloren ginge, so könnte man sie aus diesem Stück wieder herstellen." Ein Symptom noch ältern Datums, wie wir wissen, war der Uebergang von der plastischen Darstellungsweise der Alten zu einer allegorischen und mitunter mystischen. Dann kam die „Bekehrung zum Sonett" und überhaupt die Lust zur Anwendung mannigfaltiger Dichtungsformen, wie sie die romantische Schule liebte. Jetzt, im Jahr 1809, sehen wir ihn, den begeisterten Ver-

ehrer der antiken Poesie, in die Betrachtung mittelalterlicher und nordischer Dichtungen vertieft. In seiner Mittwochsgesellschaft war schon seit dem November 1808 Lektüre und Unterhaltung vorzugsweise der romantischen Vorzeit gewidmet. Goethe erfreute die Mitglieder der Gesellschaft durch eine nach dem Original aus dem Stegreif vorgetragene, immer besser gelingende Uebersetzung der Nibelungen. „Der Werth des Gedichtes," schrieb er an Knebel, „erhöht sich, je länger man es betrachtet. Es lohnt wohl der Mühe, sein Verdienst recht in's Klare zu setzen; denn die modernen Liebhaber desselben, die Herren Görres und Konsorten, ziehen nur dichtere Nebel über die Nibelungen!" Daran schloß sich weiterhin die Lektüre von König Rother, Tristan und Isolde und ähnlichen Dichtungen. Auf dem Gebiet der Kritik hatte Goethe mit den Romantikern den Berührungspunkt, daß sie, wie er, gegen das falsche Natürlichkeitsprincip Opposition machten, welches sich besonders in Kotzebue's Stücken kund gab.*) Was ihn aber von den Romantikern unterschied und geschieden hielt, das war seine fortdauernde Ueberzeugung, daß bei den Alten höhere und reinere Normen der Poesie und Kunst überhaupt, als irgendwo, zu finden seien. In der Skulptur und Malerei hielt er diese Ueberzeugung fest; weniger in der Architektur; in der Poesie gelangte er allmälig zu der Ansicht, aus den edelsten Elementen des Antiken und Modernen, des Klassischen und Romantischen, lasse sich durch Amalgamirung und Verschmelzung ein Höheres bilden, das in keiner der beiden besondern Richtungen zu erreichen sei.

Das Jahr 1810 nennt Goethe selbst „ein bedeutendes Jahr, abwechselnd an Thätigkeit, Genuß und Gewinn." Im Januar und Februar nahmen ihn zwei Hoffeste in Anspruch. Die Gedichte, die er dazu spendete, spiegeln sein eben besprochenes Interesse an der Poesie des frühen Mittelalters ab. Zum 30. Jan., dem Geburtstage der Herzogin Louise, dichtete er die schönen Stanzen Die romantische Poesie (G.'s W. VI, 203 ff.). Ein Minne-

*) Unter Goethe's „Invektiven" lautet eine gegen Kotzebue's Anhänger:
Ihr möchtet gern den brüderlichen Schlegeln
Mit Beil und Axt den Reisekahn zerstücken;
Allein sie lassen euch schon weit im Rücken
Und ziehen fort mit Rudern und mit Segeln.
Zwar wär' es billig, diesen frechen Vögeln
Auch tüchtig was am bunten Zeug zu flicken;
Doch euch, ihr Musenlosen, wird's nicht glücken,
Drum, Flegel, bleibt zu Haus mit euren Flegeln!

sänger und ein Heldensänger, von einem Herold eingeführt, eröffnen und schließen die Reihe der Gestalten, und erklären auch alle übrigen. Letztere sind theils allegorische und symbolische Figuren, theils Personen mittelalterlicher Dichtungen, wie Brunehild, Siegfried, Otnit u. s. w. Dieser große Redoutenaufzug wurde am 16. Febr., dem Geburtsfeste der Grostfürstin Maria Paulowna, wiederholt, und ihm ein neuer, ein Maskenzug russischer Nationen (G.'s W. VI, 212), angeschlossen, eigentlich ein Theil eines größern Ganzen, Völkerwanderung betitelt, wozu außer Goethe noch Einsiedel, Knebel, Voigt, Riemer u. A. Beiträge geliefert hatten.

Entsprangen diese Poesien aus Goethe's Interesse für Dichtungen der Vergangenheit, so erwuchs aus dem frischen Leben um diese Zeit eine neue Gruppe von Gesellschaftsliedern. Seit 1802 und 1803, wo ihm jenes rittermäßig konstituirte Kränzchen eine Reihe „der Geselligkeit gewidmeter Lieder" entlockt hatte, war dieses Feld der Lyrik von ihm unangebaut gelassen worden. Jetzt gab ihm seine unter Leitung des von Berlin heimgekehrten Eberwein aufblühende Singschule oder „freiwillige Hauskapelle" den Anstoß zu Gesellschaftsliedern, freilich von etwas anderm Charakter, als jene ältere Gruppe. Wir werden sie im folgenden Kapitel kennen lernen. Die rechte Lust zu solchen Produktionen flößte ihm Freund Zelter ein. Goethe wußte voraus, daß Alles, was er in dieser Gattung dichtete, nicht bloß sogleich an Zelter einen liebevoll eingehenden Tonsetzer finden, sondern auch in dessen Singakademie zu meisterhafter Aufführung gelangen werde. Der fleißig korrespondirende Freund verfehlte nicht, über die Aufführungen und ihre Wirkung ausführlich und lebendig zu berichten; und so fühlte sich Goethe, der am liebsten für den frischen Genuß dichtete, ermuthigt und zu weiterm Schaffen angeregt.

Auf der Bühne ließ er jetzt die Musik etwas zurücktreten, setzte aber mit den recitirenden Schauspielern die Uebung in schönem Vortrage, besonders in rhythmischem, eifrig fort. Wie hoch bereits die Fertigkeit darin gesteigert war, zeigte Der vierundzwanzigste Februar von Z. Werner, der an dem vom Titel bezeichneten Tage aufgeführt wurde. Die Reinheit und Sicherheit der Darstellung ließ das Zurückstoßende des Stoffs beinahe verschwinden.

Nachdem Goethe sich während der nächsten Monate in der Jenaischen Einsamkeit der lange getragenen Bürde seiner Farbenlehre entledigt hatte, trat er am 16. Mai wieder die Reise nach Karlsbad an. Auch diesmal fehlte es dort nicht an Zerstreuung

und Erheiterung. Sein Freund F. A. Wolf fand sich ein, ferner die Familie Körner aus Dresden. Als einen Gewinn für das ganze Leben betrachtete er die Bekanntschaft der Kaiserin von Oestreich, die er hier machte. Kaum mag er für eine andere Frau eine höhere Verehrung empfunden haben, als für die Kaiserin Louise, Tochter des Erzherzogs Ferdinand von Oestreich-Este; und ihrerseits blieb dieses Gefühl nicht unerwidert. Sie ließ ihm in Folge dieser Begegnung eine prachtvolle goldene Dose mit einem Brillantenkranz und dem Namen Louise darin zustellen und sandte ihm später ein Prachtexemplar der Werke des Abbate Bondi. In den Annalen sagt er unter dem Jahr 1816: „Der Tod der Kaiserin von Oestreich versetzte mich in einen Zustand, dessen Nachgefühl mich niemals wieder verlassen hat.“ Vier Gedichte, die er ihr während ihres diesjährigen Aufenthalts in Karlsbad widmete, werden noch zur Sprache kommen.

Anfangs August entschloß er sich, weil ihm diesmal die Kur in Karlsbad nicht wohl bekam, zur einer Nachkur in Töplitz, wo Zelter sich bereits seit einiger Zeit befand. Auch hier machte er die Bekanntschaft eines gekrönten Hauptes. Er wohnte mit Ludwig Napoleon, dem Könige von Holland, in demselben Hause, nur durch die Schlafzimmerthüre getrennt, verkehrte viel mit ihm, und fühlte sich von ihm lebhaft angezogen, freilich in ganz anderer Weise, als von seinem gigantischen Bruder. Wo Goethe des Königs gedenkt, geschieht es immer in Ausdrücken hoher Zuneigung. Seinen Freunden in Töplitz pflegte er zu sagen: „Man verläßt den König von Holland nie, ohne sich besser zu fühlen.“ Anderswo nennt er ihn den „grundedeln Ludwig“. Für unsere Zeit, die einen Ludwig Napoleon in die Geschicke Europa's so verhängnißvoll eingreifen sah, mag ein ausführlicheres Urtheil Goethe's über den König von erhöhtem Interesse sein. Er gab es in einem Gespräch mit Falk ab, der es aus treuem Gedächtniß aufgeschrieben zu haben versichert. Goethe sagte unter Anderm:

„Ludwig ist die geborene Güte und Leutseligkeit, wie sein Bruder Napoleon die geborene Macht und Gewalt ist. Sonderbar überhaupt sind die Eigenschaften unter diesen Brüdern gemischt und vertheilt. Lucian z. B. verschmähte ein Königreich und beschäftigte sich zu Rom mit der Kunst. Mit dem sanften Ludwig scheint die Niederlegung eines zweiten Königreichs in so stürmischen Zeiten, wie die unsrigen, geboren zu sein. Milde und Herzensgüte bezeichnen jeden seiner Schritte. Sonach ist es keineswegs Eigensinn, was ihn zu dieser auffallenden Handlung dem Bruder gegenüber bewog; vielmehr ist Ludwig einer der sanftmüthigsten, friedfertigsten Charaktere, die ich kennen lernte; nur, was freilich daraus folgt, daß ihm alles Ungerechte, Ungesetzmäßige, Unbarmherzige gleichsam von Natur zuwider ist.“

In Töplitz traf Goethe auch den Prinzen Ligne wieder, und fand ihn, wie früher in Karlsbad, „immer heiter, geistreich, allen Vorfällen gewachsen, als Welt- und Lebemann überall willkommen.“ Des Dichters Ankunft feierte der Prinz durch einen poetischen Willkommengruß, der sich erhalten hat. Goethe erwiderte ihn durch die in seine Werke (VI, 76) aufgenommenen Verse An den Prinzen von Ligne.

Neugekräftigt durch die Töplitzer Nachkur, traf Goethe den 3. Okt. in Weimar wieder ein. Trotzdem war das letzte Jahresviertel, wie so häufig die Zeit der schwindenden Sonne, für ihn sehr unergiebig. „Jeder Tag,“ schrieb er an Zelter, „verschlingt das Bischen Thätigkeit, so wie das Gute und Ueble, was er bringt.“

Das Jahr 1811 läßt uns den Eintritt Goethe's in's Greisenalter entschieden erkennen, und zwar in dem Beginnen einer Selbstbiographie, des Werks Aus meinem Leben, Wahrheit und Dichtung. „Wenn Jemand sein Leben zu schreiben anfängt,“ sagt Rosenkranz, „so hat er den Hochpunkt seiner Wirksamkeit im Rücken. Goethe erfand von hier ab nichts mehr, er setzte nur fort. Er war ein ganz normaler Mensch in der Reinheit, mit welcher sich bei ihm die Altersstufen folgten. Der Greis lebt nicht mehr in so schroffer Opposition mit der Welt, wie der Jüngling; nicht in so energischem Kampf mit der Gegenwart, wie der Mann. Er hat das Maß seiner Kräfte kennen gelernt; er hat in den Thaten, die er vollbracht hat, ein relatives Genüge gefunden. Er wird kontemplativ, quietistisch, tolerant, diplomatisch, pädagogisch, redselig, erinnerungssüchtig.“ Den Plan einer Selbstbiographie trug Goethe schon zwei Jahre mit sich herum, den Anstoß zum Beginn der Ausführung gab ihm eine Biographie Hackert's, die er im Anfange dieses Jahres beendigte. Auf beide Schriften werde ich zurückkommen.

Das Theater entwickelte sich erfreulich; namentlich steigerte sich zusehens das Talent des trefflichen Schauspielers Pius Alex. Wolff. Eine Aufführung von Calderon's Standhaftem Prinzen gelang über alle Erwartung Goethe's. Dagegen begann ihm seine freiwillige Hauskapelle Verdruß und Sorge zu machen. Noch im November des vorigen Jahrs hatte er an Zelter berichtet: „Die wöchentliche musikalische Zusammenkunft, so gering die Anstalt auch sein mag, verschafft mir doch das unschätzbare Vergnügen, das ich sonst entbehren müßte, Ihre trefflichen Arbeiten wiederholt zu vernehmen.“ An dem Tage, wo er dieses schrieb, wurde seine neue Ballade

Johanna Sebus und Schiller's Gunst des Augenblicks, beide von Zelter komponirt, aufgeführt. Nunmehr, am 18. März 1811, schrieb er ihm: „Wie es bei Ihnen in der Singakademie geht, seh' ich im Bilde. Erziehe man sich nur eine Anzahl Schüler, so erzieht man sich fast ebenso viele Widersacher." Es hatten sich in der Gesellschaft Koterien gebildet, welche darauf ausgingen, den Uebungen eine amüsantere Seite abzugewinnen, welche „das Heilige gemein, das Schwere leicht, das Ernste lustig zu machen strebten." Goethe ließ Anfangs Mai, um sich für den Karlsbader Aufenthalt vorzubereiten, in den Uebungen des Singvereins eine Pause eintreten, und war schon damals entschlossen, sie nicht wieder zu beginnen.

Die Vorbereitungen zur Karlsbader Reise wurden durch einen folgenreichen Besuch unterbrochen. Schon vor einem Jahr hatte Reinhard berichtet, ein junger Kölner, Sulpiz Boisserée, Miterbe eines angesehenen Handlungshauses, durch eine in Paris gemachte Bekanntschaft halb Mäcen, halb Jünger von Friedr. Schlegel geworden, Besitzer einer Sammlung altdeutscher Gemälde, beabsichtige eine Beschreibung des Kölner Doms nebst der Geschichte des Baus mit bereits fertig liegenden Zeichnungen von geschickter Künstlerhand herauszugeben, wünsche aber vorher Goethe'n die Zeichnungen vorzulegen. Goethe, damals durch Mancherlei bedrängt, auch durch des jungen Mannes „Schlegelianismus" etwas ungünstig gestimmt, hatte den Besuch einstweilen abgelehnt, sich aber erboten, das zu unternehmende Werk sorgfältig zu prüfen. Nach der Durchsicht der eingesandten Zeichnungen gab er an Reinhard vertraulich ein Urtheil darüber ab, das zugleich seine Stellung zu der von den Romantikern angebahnten „Rücktendenz zum Mittelalter" offen darlegt. Er erklärte Boisserée's Bemühungen für höchst lobenswerth und rechnete den ihm vorgelegten Grundriß des Doms zum Interessantesten, was er seit Langem von Architektonischem gesehen habe, fügte aber hinzu: „Am wunderbarsten kommt mir dabei der deutsche Patriotismus vor, der diese offenbar saracenische Pflanze als auf seinem Grund und Boden entsprungen darstellen möchte (und das hatte er doch einst selbst gethan!). Mir kommt das ganze Wesen wie ein Raupen- und Puppenzustand vor, in dem die ersten italienischen Künstler auch gesteckt, bis endlich Michel Angelo, indem er die Peterskirche koncipirte, die Schale zerbrochen und als wundersamer Prachtvogel sich der Welt dargestellt hat. Ich verarge es indessen unsern jungen Leuten nicht, daß sie bei dieser mittlern Epoche verweilen, und sehe dieses Phänomen sogar als ein nothwendiges an."

Man sieht, er ließ sich die Neigung der Jugend zum Mittelalter als eine nicht zu überspringende Stufe zu einer höhern Kunstanschauung gefallen. Wenn sie's aber zu toll trieb, ward es ihm schwer, nicht grob zu werden, so z. B. gegen Achim von Arnim, den er liebte. Als dieser ihm seine Gräfin Dolores zugeschickt hatte, schrieb er an Reinhard: „Wenn ich einen verlorenen Sohn hätte, so wollte ich lieber, er hätte sich bis zum Schweinekoben verirrt, als daß er sich in den Narrenwust dieser letzten Tage verfinge."

Bei solcher Sinnesweise kann die vornehm kühle Art, wie Boisserée nach seiner Schilderung beim ersten Besuch von Goethe aufgenommen ward, nicht befremden. Der gravitätische Geheimerath mit gepudertem Kopf, die Ordensbänder am Rock, reichte ihm beim Abschied kaum zwei Finger. Aber die Nachwirkung von Boisserée's gewinnender Persönlichkeit führte rasch eine Annäherung herbei. „Mit Herrn Sulpice," schrieb Goethe an Reinhard, „habe ich mich sehr wohl vertragen. Mit tüchtigen Männern fährt man immer besser gegenwärtig, als abwesend. Ich gestehe gern, daß in seinem Umgange eine für mich schon verblichene Seite der Vergangenheit sich wieder aufgefrischt, daß ich Manches durch ihn erfahren, und daß ich seine Behandlungsart gar wohl Ursache habe zu billigen. Haben Sie also Dank, daß Sie mir einen so hübschen Mann zugewiesen." Die Verbindung mit Boisserée gestaltete sich allmälig zu einem „treuen Sinnes- und Herzensbunde" und bildete ein wohlthätiges Gegengewicht gegen den Verkehr mit Meyer und die in Italien empfangenen Eindrücke der antiken Kunstdenkmäler.

Der diesjährige Aufenthalt in Karlsbad, wohin Goethe den 13. Mai abreiste, hatte für ihn, wie er an Zelter schrieb, „eine eigene Physiognomie." Weil er seine Frau mitgenommen hatte, und für sie eine Equipage hielt, kam er selbst öfter, als in frühern Jahren, in's Freie hinaus, und ergötzte sich wieder frisch an der Gegend, da er sie durch Augen sah, denen sie neu war. Auch war in Folge einer Herabsetzung des Papiergeldwerthes in Oestreich der Werth des Silbergeldes sehr gestiegen, was denen, die solches mitbrachten, sehr zum Vortheil gereichte. Es wurde dadurch bei den Kurgästen Lebenslust und Leichtsinn gesteigert, und auch Goethe nebst Frau blieb nicht ganz unangesteckt. Dieses Treiben bekam ihm so gut, daß er auf eine Nachkur in Töplitz verzichtete. Er verließ Karlsbad früher als gewöhnlich, gegen Ende Juli, weil Theaterangelegenheiten noch während des Sommers seine Heimkehr verlangten.

In Halle war ein neues Schauspielhaus gebaut worden, das

für die Sommersaison dieselben Vortheile, wie die Lauchstädter Bühne, bot. Die Weimarische Truppe sollte darin vom August an spielen. Zur Einweihung des Hauses am 6. Aug. dichtete Goethe den schönen Prolog „Daß ich mit bunten Kränzen reichlich ausgeschmückt“ (G.'s W. VI, 413). Auch für die Wintersaison in Weimar, welche diesmal durch Iffland's Besuch besonders glänzend zu werden versprach, hatte er noch manche Vorbereitungen zu treffen. Um dem erwarteten Gast etwas Neues von Bedeutung bieten zu können, beschloß er Shakespeare's Romeo und Julie für die Bühne umzuformen, eine Arbeit, womit er, wie sich im nächsten Kapitel zeigen wird, keinen glücklichen Griff that.

Schließlich sei noch erwähnt, daß eine Schrift Jacobi's „Von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung,“ die ihm der Freund Anfangs December zusandte, durch ihren Inhalt ihn tief verletzte, weil sie seiner ganzen Weltanschauung geradezu widersprach. Sie gab ihm den Anstoß zu dem unten zu besprechenden Gedichte Groß ist die Diana der Epheser (G.'s W. II, 186 f.), wodurch sich Jacobi seinerseits gekränkt fühlte, und sein Verhältniß zu Goethe tief erschüttert wurde.

Fünftes Kapitel.

Lyrisches: Rechenschaft. Ergo bibamus. Genialisch Treiben. Schneidercourage. Sicilianisches Lied. Schweizerlied. Finnisches Lied. An Uranius. An den Prinzen von Ligne. Vier Gedichte an Tischbein. Drei Gedichte an Sylvien. Epilog zu Schiller's Glocke. Vier Gedichte an die Kaiserin von Oestreich. Sonette. Der Goldschmiedsgesell. Das Tagebuch. Groß ist die Diana der Epheser. Wirkung in die Ferne. Johanna Sebus. — Kantate Rinaldo. — Dramatisches: Vorspiel zum 19. Sept. 1807. Pandora. Fragmente eines Dramas Eginhard. Bearbeitung von Shakespeare's Romeo und Julie. — Novellen und der Roman Die Wahlverwandtschaften. — Biographisches: Philipp Hackert. Plan und Anfang einer Selbstbiographie. — Verschiedenes: Naturwissenschaftliches. Tabelle der Tonlehre. Recensionen. Uebersetzung von Joh. Müller's französischer Rede über Friedrich den Großen.

Der literarische Ertrag der Jahre 1805—1811 aus Goethe's Leben nimmt sich in der obigen Inhaltsangabe reich und bunt genug

aus, enthält aber dessen, was tief in die Nation eingedrungen ist, verhältnißmäßig wenig. Hätte man nach Ablauf des siebenjährigen Zeitraums die Frage, welche Produktion die bedeutendste desselben sei, an Goethe und seinen Leserkreis gerichtet, so würde die Antwort sehr verschieden gelautet haben. Er hätte sicher ein wissenschaftliches Werk, die Farbenlehre, das Publikum dagegen eine Dichtung, die Wahlverwandtschaften, genannt, und die Volksstimme hätte diesmal wohl Recht gehabt. Zu seinen Liedern und Balladen kamen noch mehrere Nachschößlinge hinzu; aber manchen fehlte die Farbenfrische und Lebenswärme der frühern Erzeugnisse ihrer Art. Am ansprechendsten sind einige Gelegenheitsgedichte und eine neue Gruppe von Gesellschaftsliedern. In den dramatischen Produkten beginnen Abstraktion, Allegorie und Symbolik die ächte poetische Darstellung zu verdrängen. Zum Epos kehrte Goethe nicht wieder zurück. Der Plan, den Tell in Hexametern auszuführen, tauchte noch einmal auf, um sogleich für immer zu verschwinden. Dagegen erwärmte er sich für die Novellen- und Romandichtung. Gleichzeitig erwachte die Neigung zu biographischen Darstellungen. In den Naturwissenschaften hielt er besonders die Optik und Chromatik im Auge. Im Nachfolgenden werde ich wieder zuerst seine dichterischen Erzeugnisse, dann die Prosaschriften durchgehen.

Zu der neuen Gruppe von Gesellschaftsliedern gab ihm, wie schon erwähnt, seine Singschule den Anstoß. Daß die Gruppe nicht zahlreicher ward, erklärt sich zum Theil aus dem kurzen Bestehen des Singvereins. Es gehört dahin das 1810 entstandene Gedicht Rechenschaft oder „Pflicht und Frohsinn," wie es Goethe zuerst benennen wollte. Zelter komponirte es sofort zur Aufführung am 10. März (1810), dem Geburtstage der Königin Louise. Die Anlage des Gedichtes ist für ein Gesellschaftslied äußerst vortheilhaft. Wie das Volksepos und das ächte Volkslied darum so tief in die Nation eindringen, weil sie nicht Erzeugnisse eines Einzelnen, sondern des dichtenden Volksgeistes sind: so würde auch das Gesellschaftslied am treuesten den Geist und die Stimmung eines geselligen Kreises abspiegeln, wenn dieser sich an der Produktion desselben betheiligt hätte. Das war auch Goethe's Ansicht. Der Dichter hatte den Grundton anzuschlagen, der zündende Funke sollte auf Diesen oder Jenen in der Gesellschaft hinüberspringen und neue Flammen hervorlocken. „Suchen Sie," schrieb er den 10. März 1810 an Zelter, „daß jedesmal, so oft das Lied gesungen wird, von irgend einem wohlgelaunten Manne eine neue Strophe

eingeschaltet, oder statt einer andern gesungen werde." Wie glücklich für einen solchen Zweck das Lied angelegt ist, leuchtet ein. Es ist, wie auch das bald nachher entstandene Ergo bibamus (und das Lied Offene Tafel aus dem Oktober 1813), ein Gefäß, in das sich noch mancherlei poetischer Gehalt hineingießen läßt.

Ueber das Ergo bibamus erzählte einst Goethe, es habe Basedow, ein starker Becherheld, in lustiger Gesellschaft zu behaupten gepflegt, das lateinische Wort passe als Konklusion zu allen möglichen Prämissen. Auf die Bemerkung Riemer's, es sei der natürlichste Refrain zu einem Trinklied, erwiderte Goethe: „Nun, versuchen Sie es einmal!" Riemer that es, und sein Versuch ward beifällig aufgenommen. Einige Zeit nachher (spätestens im März 1810) dichtete Goethe selbst sein Ergo bibamus, und Riemer hatte die Genugthuung zu sehen, daß sie in der Wahl des Metrums und einiger Motive übereinstimmten.

Ein Paar in diesen Kreis gehöriger, gleichfalls 1810 entstandener Lieder hat Goethe ihrer knappen, scharf zugespitzten Form wegen später in die Rubrik Epigrammatisch aufgenommen. Es sind die Gedichte Genialisch Treiben, in der Korrespondenz mit Zelter auch als Diogenes bezeichnet und von diesem mit richtigem Takt als Kanon behandelt, worin der Dichter den steten Kreislauf seiner Beschäftigungen, „den Zodiakus oder das Quodlibet seines Lebens" schildert, und das vermuthlich einem Volksliede nachgebildete Gedichtchen Schneidercourage, in der Korrespondenz auch Der Schneider oder Spatzenliedchen genannt. Gleichfalls durch den Singverein angeregt und dem J. 1810 angehörig sind die drei den geselligen Liedern eingereihten Nachbildungen ausländischer Volkslieder: Sicilianisches Lied, Schweizerlied, Finnisches Lied. Das Sicilianische ist eine freie Uebertragung des Anfanges eines längern, L'occhi überschriebenen Gedichtes von Giov. Meli aus Palermo. Das Schweizerlied hat Goethe angeblich ganz (wie einst das Heidenröslein) dem Volksmunde entnommen, vielleicht aber aus dem Liedchen in des Knaben Wunderhorn „Auf'm Bergle bin ich gesessen, Hab dem Vögele zug'schaut" durch weitere Ausführung gebildet*). Das Original des Finnischen Lieds findet

*) Das ist die Art, wie Goethe manches seiner schönsten im Volkston gehaltenen Lieder gewann. Er ließ sich durch ein überkommenes Volkslied in die dichterische Stimmung versetzen, behielt dann gern den Anfang desselben, der die Tonart anschlug, bei, und setzte, den übrigen Inhalt aufgebend, sein Lied mit freier Erfindung fort.

sich mit beigefügter französischer Uebersetzung in A. F. Skjöldebrand's Voyage pittoresque au Cap Nord (Stockholm 1801). Die französische Uebertragung hat, um den Inhalt treuer zu geben, auf Nachbildung der Form verzichtet, Goethe dagegen im Vermaß das Original zum Muster genommen, ohne jedoch den Gleichklang nachzubilden. Die Treue der Uebersetzung verletzte er insofern, als er sich einige Zusammenziehungen und Einschiebsel, nicht gerade zum Vortheil des Ganzen, erlaubte, und eine Art von Parallelismus, der hier wie auch in lettischen, russischen und serbischen Volksliedern herrscht, nicht durchgängig beobachtete.

Unter den Gelegenheitsgedichten entsprechen dem gewöhnlichen Begriff des Wortes ein paar schon im vorigen Kapitel genannte: An Uranius (Kapellmeister Friedr. Heinr. Himmel) und An den Prinzen von Ligne; ferner vier Gedichte an Tischbein aus dem J. 1806 (G.'s W. VI, 73 f.) und drei Gedichte an Silvien (G.'s W. VI, 77 f.). Das größte derselben Zum 21. Juni, Karlsbad 1808 ist Nachbildung eines Originals von Gregor, „Aus Bethlehem nach Herrenhut." Goethe vindicirte aber bekanntlich das Wort Gelegenheitsdichtung in einem umfassendern und höhern Sinne seiner Poesie überhaupt, und wollte damit sagen, daß nur ein tieferer innerer Anlaß, nicht ein zufällig von außen her gegebener, seine dichterische Produktivität aufzuregen gepflegt. Den in solchem Sinn entstandenen Gedichten nähern sich der Epilog zu Schiller's Glocke aus dem Jahr 1805 und vier Gedichte an die Kaiserin von Oestreich aus dem J. 1810, die Goethe ihr im Namen der Karlsbader Bürgerschaft widmete. Sie bilden zusammen ein schön abgerundetes Ganze. Der Kaiserin Ankunft den 6. Juni und Der Kaiserin Abschied den 22. Juni stellen gleichsam den begränzenden Rahmen dar. Der Kaiserin Becher den 10. Juni symbolisirt ihren Aufenthalt, insofern er dem Kurort Karlsbad, Der Kaiserin Platz den 19. Juni, insofern er dem Vergnügungsort galt.

Zu dem zweiten der letztgenannten vier Gedichte bediente er sich der Sonettform. Mit dieser einst von ihm gemiedenen Form hatte er sich schon seit Jahren ausgesöhnt. Es entsprach der wachsenden Ausbreitung seiner geistigen Interessen, auch den Kreis der künstlerischen Formen für seine Poesie möglichst auszudehnen. Nachdem er seine Bedenken gegen die Sonettform in einem Gedicht ausgesprochen, das sich in seinen Werken an der Spitze der Abtheilung Epigrammatisch findet, flocht er 1802 in das Vorspiel „Was

wir bringen" ein Sonett ein*), worin er bekennt: „Der Widerwille (gegen diese Kunstform) ist auch mir verschwunden." Während seines Aufenthalts in Jena im Nov. und Dec. 1807, wo man in den Abendzirkeln bei Knebel, Buchhändler Frommann u. A. häufig Sonette von Klinger, A. W. Schlegel, Gries und dem persönlich anwesenden Zacharias Werner vorlas, ergriff unsern Dichter eine solche Lust an dieser Form, daß er vom Adventstage (dem 29. Nov.) an bis zum 16. Dec. ein ganzes Dutzend Sonette dichtete. Nach Riemer's Angabe entstanden damals im Ganzen zwanzig; wir finden ihrer jetzt siebenzehn an der Spitze des zweiten Bandes seiner Werke. Auf die Beziehung einiger derselben zu Minna Herzlieb ist schon im vorigen Kapitel hingewiesen worden. Das Sonett Nr. 12 schickte Goethe ihr zu Weihnachten 1807. Den Advent 1807, wo er als Mittagsgast im Frommann'schen Hause Minna nach längerer Zeit wiedersah, feierte er in Nr. 16 als Epoche, als adventus dominae, der Herrin Ankunft. Das Schlußsonett ist eine Charade, deren Lösung Herzlieb ist.

Im Uebrigen vermehrte sich die Sammlung seiner kleinern Gedichte während dieses Zeitabschnitts nur wenig. Das liebliche dem Volkston sich annähernde Lied Der Goldschmiedgesell mit seinem durch alle sieben Strophen sich hindurchschlingenden Reim entstand 1808 am 12. Sept. auf der Rückreise von Karlsbad in Hof. Eine Frucht seines Karlsbader Aufenthalts 1810 war ein erotisches Gedicht in Stanzenform, Das Tagebuch, das seines verfänglichen Stoffs wegen sekretirt wurde, jetzt aber veröffentlicht ist. Es schildert den Konflikt aufwallender Leidenschaft mit der ehelichen Treue. Im Augenblick, wo der Gast eine sich hingebende Schöne in die Arme schließen will, tritt ihm das Bild des trauten heimischen Familienkreises vor die Seele, und er entflieht der Versuchung. Ein Gedicht, das gleichfalls eine Zeit lang nur vertraulich mitgetheilt wurde, weil es einen Freund verletzen konnte, ist das am Schluß des vorigen Kapitels erwähnte: Groß ist die Diana der Epheser. Es gehört der Entstehung nach dem Ende 1811, spätestens dem Frühjahr 1812 an. Ueber Jacobi's Schrift sprach Goethe besonders in Briefen an Knebel seinen Unmuth aus. Daß es, wie Jacobi behauptete, einen Gott über der Natur gebe, daß die Natur Gott verberge, der Mensch nur dann Gott offenbare,

*) Auch den Gedichten (II, 229) unter dem Titel Natur und Kunst eingereiht.

wenn er sich mit dem Geist über die Natur erhebe u. s. w., das waren Lehren, worüber Goethe in Entrüstung gerieth. Er weihte sein ganzes Leben der Betrachtung und Bewunderung der Natur, die er sich von der Gottheit erfüllt dachte, und das sollte ein leerer, thörichter, ja scheltenswürdiger Götzendienst sein? Wie immer, wenn er sich einer Herzensbürde entledigen wollte, nahm er seine Zuflucht zur Poesie und schrieb das Gedicht, das Jacobi erst 1813 zu Gesicht bekam. Eine Vorbereitung des Freundes auf dasselbe lag aber schon in einem Briefe, den Goethe am 10. Mai 1812 an ihn richtete. Es heißt darin: „Ich würde die alte Reinheit und Aufrichtigkeit verletzen, wenn ich dir verschwiege, daß mich dein Büchlein ziemlich indisponirt hat. Ich bin nun einmal einer der Ephesischen Goldschmiede*), der sein ganzes Leben im Anschauen und Anstaunen, in Verehrung des wunderwürdigen Tempels der Göttin**) und in Nachbildung ihrer geheimnißvollen Gestalten zugebracht hat, und dem es unmöglich eine angenehme Empfindung erregen kann, wenn irgend ein Apostel seinen Mitbürgern einen andern und dazu formlosen Gott aufdrängen will."

Seiner spätern Balladengruppe fügte Goethe in diesem Zeitraum nur zwei Stücke hinzu: Wirkung in die Ferne 1808 und Johanna Sebus 1809, beide nicht von hervorragendem Werthe. Das erstgenannte möchte eher der Gattung der heitern poetischen Erzählung beizurechnen sein. Goethe hat es nur durch ein schwunghafteres Metrum und lebendige Darstellung der Ballade angenähert. Es ist dadurch aber etwas Disharmonisches in das Ganze gekommen. Der Apparat erscheint für die Aufgabe zu groß, das Gefäß für den Inhalt zu prunkend. Der Anfang „Die Königin steht im hohen Saal, Da brennen der Kerzen so viele" läßt nicht eine so leichte anekdotenmäßige Schlußpointe erwarten. Die Ballade Johanna Sebus findet sich in Goethe's Tagebuch 1809 vom 11. bis 16. Mai mehrmals als „Schön Suschen" angemerkt. Die darin besungene Begebenheit hatte sich im Januar 1809 ereignet. Johanna Sebus, ein Mädchen von siebenzehn Jahren, war die Tochter einer Wittwe aus dem Dorf Brienen bei Griethausen unfern Cleve. Am 13. Jan. setzte ein großer Rheineisgang die Gegend bei Griethausen unter Wasser. Im Hause der Wittwe

*) Vgl. Apostelgeschichte 19, 34, nicht 19, 39, wie das Citat irrthümlich beim Gedichttitel lautet.

**) Die Diana der Epheser war ein Symbol der Fruchtbarkeit der Natur.

Sebus lebte noch eine andere Frau mit drei Kindern. Johanna brachte zuerst ihre Mutter auf's Trockene, und wollte dann die übrigen Hausgenossen retten, ward aber von den wachsenden Fluthen verschlungen. Die französische Behörde setzte ihr 1811 ein Denkmal. Daß Goethe, einem „von Unterrhein her" ausgesprochenen Wunsch willfahrend, den Gegenstand gern besang, begreift sich leicht. Es war dasselbe Thema, das er 1785 in Distichenform behandelt hatte. Gleich dem Herzog Leopold von Braunschweig und „der siebzehnjährigen Guten, Schönen," war auch er, wo seinen Mitmenschen Gefahr drohte, zu aufopfernder Hülfe bereit, wie er denn wiederholt bei Feuersbrünsten sein Leben auf's Spiel setzte. Das Gedicht war früher, weil Zelter es im Kantatenstyl komponirt hatte, den Kantaten eingereiht.

Eine ächte Kantate dichtete Goethe 1811 in dem Rinaldo (G.'s W. VIII, 362 f.). Er schickte den Text im April 1812 an Zelter als „eine kleine Arbeit des vorigen Jahrs," die er für den mit hübscher Tenorstimme begabten Prinzen Friedrich von Gotha gemacht habe. Zelter lobte den Text als höchst zweckmäßig behandelt. „Alles," schrieb er, „ist leicht und frei angedeutet, die Worte sind nicht vorgreifend, und der Musikus hat es wirklich mit der Sache zu thun." Dies war unserm Dichter ein recht nach dem Herzen gesprochenes Lob; denn auch er lebte der Ueberzeugung, es müsse der für den Tonkünstler schreibende Poet „seine Umrisse auf ein weitgewobenes Zeug aufreißen, damit der Musikus vollkommen Raum habe, seine Stickerei mit Freiheit und nach Gutdünken mit starken oder feinen Fäden auszuführen." Das war seit mehr als zwanzig Jahren seine Ansicht. Schon am 6. Febr. 1788 schrieb er aus Italien, der Dichter habe dem Komponisten „durch manche Aufopferungen entgegenzuarbeiten;" das Zeug, worauf gestickt werden solle, müsse „absolut wie Marli gewoben sein."

Auf dem Gebiet des Dramas brachte ihm das J. 1807 zwei kleinere Produktionen ein, zuerst das Vorspiel zur Eröffnung des Weimarischen Theaters nach glücklicher Wiederversammlung der Herzoglichen Familie*). Es ward innerhalb einer Woche erdacht und ausgeführt. Mitten in tobendem

*) Am 7. Sept. hatte die Herzogin die Prinzessin Karoline heimgebracht; am 12. traf der Herzog wieder ein, und Nachmittags wurde die mit ihrem Gemahl nach langer Abwesenheit zurückkehrende Erbprinzessin feierlich empfangen; am 19. Sept. wurde das Theater mit dem Vorspiel wieder eröffnet.

Kriegsgewitter erschien darin als Wunder- und Trostzeichen der Namenszug der Herzogin Louise im Sternbilde, die Zuschauer an jene Beruhigung erinnernd, die ihr muthiges Ausharren in den Tagen der Gefahr der gesammten Bürgerschaft gewährt hatte. Der Schluß der Dichtung verherrlicht das Andenken der verewigten Herzogin Amalia, deren Name sich im Hintergrund in glänzenden Chiffern, umgeben von Glorie, zeigte. Die Sprache bewegt sich feierlich gemessen in antiken Trimetern und in Trochäen; die Darstellung ist nach Goethe's nunmehriger Weise symbolisch. Durch das Ganze geht der ächt Goethe'sche Gedanke, daß aus allgemeiner Zerrüttung sich das Glück des Gemeinwesens am schnellsten und sichersten wieder aufbaue, wenn Jeder an seiner Stelle, im Kleinen wie im Großen, seiner Pflicht mit Begeisterung und Ausdauer lebe.

Ungleich höher intentionirt war die dem letzten Jahresviertel 1807 angehörige Pandora. Goethe schrieb sie zwei jungen Freunden zu Liebe, dem Freiherrn Leo von Seckendorf und dem Dr. Jos. Ludw. Stoll, die bei einem Besuch in Weimar im Sept. 1807 ihn um einen Beitrag zu ihrer in Wien herauszugebenden Zeitschrift Prometheus baten. Er wurde dadurch angeregt, die ihm, wie er sagt, „zur geliebten Fixidee gewordene Mythe des Prometheus" wieder aufzugreifen. Am 11. Nov. 1807 trug er auf einer Fahrt nach Jena die ganze Idee und Tendenz des Stücks seinem Begleiter Riemer so ausführlich und lebendig vor, daß es diesem leid that, sie nicht gleich niederschreiben zu können. Am 19. Nov. las ihm der Dichter den Anfang vor. Im December ward aber die regelmäßige Morgenbeschäftigung mit dem Drama durch jene „Sonettenwuth" und Anderes unterbrochen. Das fertig Gewordene erschien 1808 in der Zeitschrift Prometheus unter dem Titel Pandora's Wiederkunft. Im Sommer 1808 wurde die Arbeit noch einmal aufgenommen und ein Schema des fernern Verlaufs zu Papier gebracht; aber das zerstreuungsvolle Leben der Badesaison verhinderte die Fortsetzung. Dem Stoff nach knüpft die Pandora an jenes ältere dramatische Fragment, den Prometheus, an, stellt aber der rastlos bildenden Thatkraft, wie sie im Prometheus versinnlicht ist, im Epimetheus die sinnige, gefühlvolle Betrachtung gegenüber, welche Vergangenheit und Zukunft mit der Gegenwart verknüpft. In Betreff der Grundidee ist der Vermuthung ein gar weiter Spielraum gelassen, da das in Goethe's Werken (Bd. 34, S. 355 ff.) veröffentlichte Schema sehr räthsel- und lückenhaft, und auch das Ausgeführte, wie Goethe selbst in einem Briefe an Frau

von Grotthuß anerkennt, „abstrus“ gehalten ist. In der metrischen Form durchschlingen sich antike und moderne Elemente; stattliche Trimeter und Trochäen wechseln mit jambischen Quinaren, daktylischen Reimversen zum Theil mit gleitenden Reimen und andern kunstvollen modernen Versen. In der Darstellung ist die Symbolik auf die Spitze getrieben, zugleich aber im Einzelnen eine gewaltige allegorische Bildkraft aufgeboten, welche die der Symbolik meist anhaftende Kälte bedeutend mildert.

Im Zusammenhange mit Goethe's Interesse für Calderon, von welchem er nicht bloß den Standhaften Prinzen, sondern auch Das Leben ein Traum und Zenobia auf die Bühne brachte, steht ein nur fragmentarisch erhaltener dramatischer Versuch. Die Bruchstücke, Eginhard überschrieben, zeigen, wie er Calderon's Sprache und Metrum sich anzueignen bemüht war. Halten wir die Pandora und die Fragmente des Eginhard nebeneinander, und erwägen ferner, wie er gegen Ende 1811 auch Shakespeare's Romeo und Julie „für die Bühne zu koncentriren und von allem Fremdartigen zu reinigen“ versuchte: so stellt sich uns die jetzige Universalität seines Interesses für das Drama in allen Formen recht lebendig vor Augen. Ich habe anderswo im Einzelnen nachgewiesen, daß Goethe das Shakespeare'sche Werk durch seine Bearbeitung zwar überschaulicher und faßlicher gestaltet, auch dem Geschmack und der Empfindungsweise des deutschen Theaterpublikums näher gerückt, aber zugleich durch hinzugedichtete Partien ganz disharmonische Elemente in die Dichtung gebracht, aus mehrern Figuren bedeutende, charakteristische Züge weggelöscht und dem Erscheinen der Idee in ihrer Reinheit und Kraft Abbruch gethan hat. Die Bearbeitung wollte auch außerhalb Weimar nirgendwo recht greifen, war bald von den Repertoires verschwunden und beinahe vergessen, bis das Manuskript durch E. Boas' Bemühungen wieder an's Licht gezogen und 1841 veröffentlicht wurde.

Empfänglicher war das Publikum für Goethe's Leistungen in diesem Zeitraum auf dem Gebiet der Novelle und des Romans. Eine Reihe „kleiner Geschichten und Märchen: Der Mann von fünfzig Jahren, Die neue Melusine, St. Joseph der Zweite, Die gefährliche Wette, Die pilgernde Thörin, Das nußbraune Mädchen, waren als Episoden einem später zu besprechenden größern Werke zugedacht, das unter dem Titel Wilhelm Meister's Wanderjahre alle durch einen romantischen Faden verknüpfen sollte. Mit den fünf erstgenannten Erzählungen beschäftigte sich Goethe

1807 in Karlsbad. Der Mann von fünfzig Jahren, nach Riemer schon 1803 koncipirt, und die neue Melusine gelangten 1807 zur Vollendung. Letztere will Goethe, wie uns bekannt (vgl. Thl. I, S. 183), schon in der Laube zu Sesenheim erzählt haben; im Briefwechsel mit Schiller kommt sie als „das Weibchen im Kasten" vor. Wie sie, wurde wahrscheinlich auch der Mann von fünfzig Jahren ursprünglich ohne Beziehung auf die Wanderjahre koncipirt. Die pilgernde Thörin, eine freie Uebertragung der französischen Novelle La folle en pélerinage (vgl. III, 218), kam erst 1808 in Karlsbad zum Abschluß. Das nußbraune Mädchen ist eine Frucht des Karlsbader Aufenthalts im J. 1810. Unausgeführt blieb der Plan einer Erzählung Der Sultan wider Willen, womit er sich besonders 1806 beschäftigte. Vier Frauen von ganz verschiedenem Charakter, jede in ihrer Art liebenswürdig, sollten sich Einem Manne zuwenden, und alle ihn lebhaft anziehen.

Gleich den oben genannten Novellen waren auch die Wahlverwandtschaften ursprünglich für die Wanderjahre als ein einzuwebendes untergeordnetes Kunstwerk bestimmt, dehnten sich jedoch, weil der Gegenstand zu bedeutend und zu tief mit des Dichters eigenen Lebenserfahrungen verflochten waren, zu einem größern selbständigen Ganzen, einem Roman, aus. Goethe entwarf ihn 1807, begann ihn 1808 in den böhmischen Gebirgen und vollendete ihn 1809. Das Werk erschien im Oktober 1809 bei Cotta in zwei Bänden. In den Annalen sagt Goethe: „Niemand verkennt an diesem Roman eine tief leidenschaftliche Wunde, die im Heilen sich zu schließen scheut, ein Herz, das zu genesen fürchtet." Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Gemüthskämpfe, welche Minna Herzlieb's Verhältniß zu dem ehelich Gebundenen hervorriefen, in dem Roman sich abspiegeln.

Die Wahlverwandtschaften sind als Goethe's letzter abgerundeter Roman zu betrachten; denn die Wanderjahre sind mehr ein Sammelwerk, ein Aggregat erzählender Partien. Eröffnete er seine Laufbahn als Romandichter im Werther mit einem Gemälde des Streits zwischen Liebe und Brautstand, so schloß er sie jetzt mit der Darstellung des Konflikts von Liebe und Ehestand, und schloß sie glänzend. Die Wahlverwandtschaften sind eben so, wie Werther's Leiden, ein aus tiefer Menschenkenntniß geschöpftes Leben; nur waltet in dem Jugendwerk mehr der Instinkt des Genies, im Werk des Sechszigjährigen mehr ein heller Verstand und ein sicheres Kunstbewußtsein. Dort spinnt sich die Handlung in einem bürgerlichen

Kreise, hier in vornehmern Ständen ab, die sich seitdem dem Verfasser erschlossen haben. Dort, wie hier, verdankt er die Lebenswärme, die alle Adern der Dichtung durchströmt, eigenen Erfahrungen; aber in dem Werk des Alters sind diese mehr verhüllt, und die poetischen Spiegelbilder den Gestalten und Erlebnissen der Wirklichkeit unähnlicher. „In den Wahlverwandtschaften," sagte Goethe zu Eckermann, „ist kein Strich, der nicht erlebt, aber auch kein Strich gerade so, wie er erlebt worden." In Werther's Leiden ist der Fortschritt rascher, jugendlicher, dramatischer; die Wahlverwandtschaften schreiten mit epischer Ruhe und Besonnenheit ihrem Ziele zu. Demgemäß ist auch die Sprache gehaltener und gemessener, obwohl es ihr nicht an Wärme und Lebendigkeit fehlt, besonders wo das Walten und Wirken tiefaufgeregter Leidenschaft (z. B. Thl. I, Kap. 13 im Anfange) geschildert wird. Bei eingehenderer Vergleichung beider Romane würden sich uns, wie noch manche Gegensätze, so auch Aehnlichkeitspunkte zeigen, z. B. das Zerfallen beider in zwei Theile, und das ähnliche Verhalten beider Hälften zueinander. Nur auf Ein Gemeinsames gehe ich etwas näher ein, den gleichen Tadel, den man gegen die Natur ihres Sujets und dessen sittlich nachtheilige Wirkungen erhoben hat.

Als durchgehender Gedanke liegt den Wahlverwandtschaften, wie schon gesagt, der Konflikt zwischen Liebe und Ehe zu Grunde. Goethe hörte es ungern, wenn man bei seinen Werken nach einer Grundidee fragte. „Die Deutschen sind wunderliche Leute," sagte er zu Eckermann; „sie machen sich durch ihre tiefen Gedanken, die sie überall suchen und hineinlegen, das Leben schwerer als billig. Ei! so habt endlich einmal die Courage, euch den Eindrücken hinzugeben!" Aber er schloß seine noch weit ausgeführte Philippika gegen das Aufsuchen eines Grundgedankens mit den Worten: „Das einzige (?) Produkt von größerm Umfang, wo ich mir bewußt bin nach Darstellung einer durchgreifenden Idee gestrebt zu haben, wären etwa meine Wahlverwandtschaften." An der Art nun, wie er diese durchgreifende Idee dargestellt hat, nimmt man nicht minder Anstoß, wie an der Art und Weise, womit er einst im Werther den Konflikt zwischen Liebe und Brautstand behandelte. Man fragt, warum er, wenn einmal die Liebe im Streit mit der Ehe dargestellt werden sollte, der Kollision nicht eine andere Lösung von entschieden sittlicher Tendenz gegeben. Konnten nicht auch die Hauptpersonen, Eduard und Ottilie, wie dies wenigstens in schwächerm Grade das Paar zweiten Ranges (der Hauptmann und Charlotte) thut, den ent-

schlossenen Kampf des Willens gegen die Leidenschaft darstellen? Konnten sie nicht zuletzt sich hingebungsvoll dem Sittengesetz unterwerfen und die Heiligkeit der ehelichen Verbindung anerkennen? Darauf würde Schiller, wenn er das Erscheinen des Werks erlebt hätte, geantwortet haben: Der Triumph des Sittengesetzes erscheint nicht bloß im Siege des Willens über die Neigung, sondern auch, und zwar noch erschütternder, in dem aus dem Schuldbewußtsein entspringenden tiefen Schmerz. Wer das leugnet, muß gerade die herrlichsten und ergreifendsten Dichtungen aller Zeiten und Völker vor dem sittlichen Forum verurtheilen.

Aber hat nicht der Dichter in der Schilderung der Kollision die Leidenschaft zu hinreißend dargestellt, der Liebe zu reizende Farben geliehen, zum Nachtheil der sittlichen, und zugleich der ästhetischen Wirkung? Es liegt in der Natur der Sache, daß das Gemälde der Leidenschaft sich in glühendern Farben darstellt, als das der Selbstbeherrschung. Allein es findet nicht bloß die Heiligkeit und Würde der Ehe in dem Roman ihre beredten Wortführer, sondern, wie die magische Gewalt der Liebe, so tritt uns auch die Qual, die aus der sittlich unberechtigten Leidenschaft entspringt, in lebendiger Darstellung entgegen; und wenn sich das Sittengesetz in dem Kampf schließlich doch als die triumphirende Macht erweist, so gereicht zur Erhöhung unserer Vorstellung von der Würde dieses Gesetzes eben jenes farbenglühende Gemälde leidenschaftlicher Zuneigung. Unberechtigt ist der Vorwurf, daß Goethe den Gegenstand nicht mit der nöthigen Delikatesse behandelt habe. Selbst über die verfänglichste Scene, wo uns der moralische Ehebruch Eduards und Charlottens vorgeführt wird, darf man mit Rosenkranz urtheilen, daß Goethe die psychologische Motivirung der Scene mit keuscher Feder gezeichnet und nichts beschönigt hat. Als Eduard Morgens erwacht, scheint ihm der aufgehende Tag ein Verbrechen zu beleuchten, und er schleicht sich vom Lager der Gattin fort. Von einem lüsternen Verweilen beim Sinnlichen ist keine Spur zu finden.

Auch die Rolle, die das Schicksal scheinbar in diesem tragischen Roman spielt, hat zu Ausstellungen Anlaß gegeben. Allerdings fehlt es nicht an mancherlei günstigen, ungünstigen, warnenden, schreckenden Vorzeichen und ahnungsvollen Andeutungen, welche dem Zufälligen den Anschein des Nothwendigen und Vorherbestimmten geben; und man könnte sich bisweilen versucht fühlen, über den Gang der Ereignisse mit Charlotte zu urtheilen: „Es gibt Dinge, die sich das Schicksal hartnäckig vornimmt. Es soll etwas geschehen,

was ihm recht ist, was uns nicht recht scheint; und so greift es zuletzt durch, wir mögen uns geberden, wie wir wollen.“ Goethe's eigene Meinung war das nicht. Verfolgt man aufmerksam die feinen und vielfach verschlungenen Fäden, die das Nächste mit dem Fernsten, das Kleinste mit dem Größten verknüpfen, so überzeugt man sich, daß hier an ein blind wirkendes Fatum nicht zu denken ist. Goethe erkannte ein solches selbst in den antiken Tragödien nicht an. Der Mangel an Selbstbeschränkung, behauptet er im Prolog zur Eröffnung des Berliner Theaters, „das Unmaß hat zuletzt Die Herrlichsten dem Uebel ausgesetzt, Und ohne Zeus und Fatum — spricht mein Mund — Ging Agamemnon und Achill zu Grund.“

In kunstreicher Organisation und anschaulicher Darstellung kann sich der Roman dem epischen Meisterwerke Goethe's Hermann und Dorothea zur Seite stellen. Wie dort, so trägt auch hier zur Festigkeit der Komposition und zur Rundung des Ganzen der Umstand viel bei, daß die Handlung sich eng und innig an die mit großer Sorgfalt geschilderten Oertlichkeiten anschließt. Ein besonderer Reiz liegt noch in dem kontrastirenden Charakter des Lokals und der auf demselben sich entwickelnden Leidenschaften und Ereignisse. Dieses schöne ländliche Schloß, diese Gärten und Parkanlagen, dieser stille, höhenumkränzte See sind für einen Kreis edel gebildeter Menschen ganz wie zu einem idyllischen Dasein geschaffen, und sie werden der Schauplatz Glück und Leben zerstörender Begebenheiten. Und wie in Hermann und Dorothea die Tageszeiten, so stehen hier die wechselnden Jahrszeiten in Harmonie mit den verschiedenen Stadien der Handlung. Mit einem Frühling beginnt diese, mit dem Herbst des nächsten Jahrs schließt sie. Wie jener Frühling sich entfaltet, entwickeln sich in den Herzen der Hauptpersonen die Keime der Wahlverwandtschaft; mit der steigenden Sonne wächst die Leidenschaft und erreicht schon im ersten Sommer ihren Hochpunkt. Eine warme Hochsommernacht bringt Eduard, nach der ersten Erklärung zwischen ihm und Ottilien, theils im Freien wandelnd, theils auf der Terrassentreppe des Schlosses unter Ottiliens Fenstern sitzend, als der Unruhigste der Sterblichen zu. „Das Jahr klingt ab, der Wind geht über die Stoppeln,“ da finden wir die liebenden Paare getrennt und in Schmerzen der Entwickelung ihres Schicksals entgegenharrend. Während im Winter und nächsten Frühjahr die Hauptfiguren zurücktreten, rückt der Dichter nach der Weise der Epiker die Figuren zweiten Ranges in den Vordergrund, den Archi-

tekten, Luciane, den Pensionsgehülfen, den reisenden Engländer. Ein neuer Frühling kommt heran, später, aber dann auch rascher als gewöhnlich. Eduards und Charlottens Kind, fortan der Angelpunkt für die Entwickelung der Handlung, hat das Licht erblickt; und nun schreitet mit dem schnell sich entfaltenden Sommer die Handlung beschleunigten Schritts der Katastrophe zu. Eben in der Jahresepoche, wo die Natur sich abermals zur Ruhe neigt, wird Ottilie, mit den Spätblumen des Jahrs geschmückt, im Asternkranz zur letzten Ruhestätte gebracht, und bald nachher Eduard an ihrer Seite beigesetzt.

Es wird mir nicht leicht, auf eine weitere Betrachtung der kunstreichen Führung der Handlung, der scharfen Zeichnung und umsichtigen Gruppirung der Charaktere, der zwar schon zum Abstrakten und Symbolischen hinneigenden, aber stellenweise noch wunderbar frischen Sprache zu verzichten, und von einem Werke Goethe's zu scheiden, das eine unbefangene Kritik, je tiefer sie eindringt, desto williger als eine seines Genius würdige, und in Betracht seines damaligen Alters staunenswerthe Kunstschöpfung anerkennen wird.

Die Beschäftigung mit den Wahlverwandtschaften war manchmal durch eine biographische Arbeit Goethe's, die Lebensskizze Philipp Hackert (s. G.'s W. Bd. 30, S. 51 ff.), unterbrochen worden. Er bekam 1807 mit der Nachricht von dem Tode dieses Freundes aus der italienischen Zeit her zugleich ein Packet autobiographischer Materialien desselben, die er alsbald zu ordnen begann. Ernstlicher griff er jedoch die Arbeit erst 1810 an, und fand die ihm gestellte Aufgabe nichts weniger als leicht. Die überkommenen Papiere, sagt er selbst, waren weder ganz als Stoff, noch als genügende Bearbeitung anzusehen; das Gegebene ließ sich nicht völlig auflösen, und auch nicht so, wie es vorlag, gebrauchen. Er würde sicherlich, wenn er nicht den Hingeschiedenen sehr geliebt und geschätzt hatte, das Unternehmen aufgegeben haben, da ihm die Erben Hackert's, die auf die Manuskripte ein übergroßes Gewicht legten, nicht gerade freundlich begegneten. Kein Wunder, daß er die Arbeit nicht mit rechter Liebe ausführte und in ihr eine weniger ansprechende und bedeutende Leistung, als früher in der Charakteristik Winckelmann's, lieferte. Er gab die Schrift 1811 heraus und widmete sie der Erbprinzessin Maria Paulowna.

Wie bereits erzählt, war ihm die Biographie Hackert's ein neuer Sporn, den Plan einer Selbstbiographie auszuführen. „Ich hatte Ursache zu fragen,“ sagt er, „warum ich das, was ich für

einen Andern thue, nicht für mich selbst unternehme." Der Gedanke ging ihm, wie Riemer berichtet, schon 1808 in Karlsbad auf; die Vorarbeiten wurden 1809 begonnen. Wie es sich mit der im Titel Wahrheit und Dichtung angedeuteten halb geschichtlichen, halb dichterischen Behandlung des Stoffs verhält, läßt sich jetzt nach Eröffnung so vieler Quellen über Goethe's Leben genügend beurtheilen. Die Erinnerung des Greises über manche Einzelnheiten früher Jahre war, wie sich wiederholt gezeigt hat, unklar und unsicher. Er hat sich auch selbst über das Verhältniß der Dichtung zur Wahrheit in seinem Werk offen ausgesprochen. Dem Titel des Buchs fügte er, wie er gegen Eckermann äußerte, den Zusatz Dichtung bei, weil es sich durch höhere Tendenzen aus der Region einer niedern Realität erhebe. Es seien lauter Resultate seines Lebens, was er gegeben, und die einzelnen erzählten Fakta dazu bestimmt, eine höhere Wahrheit zu bestätigen. Ein einzelnes Lebensfaktum gelte nicht, insofern es wirklich geschehen sei, sondern insofern es etwas bedeute. Wir sehen, nach seiner nunmehr feststehenden Ansicht vom Poetischen, worin das Bedeutsame, das Symbolische eine so wichtige Rolle spielt, konnte er nicht umhin, seinem Werk einen poetischen Charakter zu vindiciren, ohne damit die Glaubwürdigkeit des Erzählten diskreditiren zu wollen. Sein Streben ging überall auf eine wahrheits-, wenn auch nicht ängstlich wirklichkeitstreue Darstellung. Uebrigens war er sich auch bewußt, daß man bei der Wiedervergegenwärtigung von längst Vergangenem gewissermaßen das dichterische Vermögen übe; und so wählte er den Zusatz Dichtung auch aus Bescheidenheit, „innigst überzeugt," wie er in den Annalen bekennt, „daß der Mensch schon in der Gegenwart, wie viel mehr in der Erinnerung die Außenwelt nach seinen Eigenheiten modele." Vollends, wer Goethe's rastloses Weiterstreben kennt, wird sich nicht wundern, daß ihm manche, selbst bedeutende Partie aus seinem Leben in dem Gedächtniß verblichen war. Ein Mensch, der reichliche Muße hat, auf die Vergangenheit zurückzublicken, kann sie leichter frisch und treu im Geist aufbewahren. Goethe nahm sich dazu von frühster Jugend nicht die Zeit. Erinnern wir uns nur, was er schon 1771 an Salzmann schrieb (vgl. I, 102): „Lieber Mann, meine Freunde müssen mir (die Nichtbeantwortung von Briefen) verzeihen. Mein nisus vorwärts ist so stark, daß ich selten mich zwingen kann, Athem zu holen und rückwärts zu sehen."

Goethe hat das Werk mit dem Eintritt in die Weimarischen Verhältnisse abgegränzt und in vier Theile zerlegt. Der erste erschien 1811,

der zweite 1812, der dritte 1814, der vierte nach langer Zwischenzeit erst 1831; daher der jedem Leser auffallende Unterschied in der Darstellung zwischen dem letzten und den drei frühern Theilen. Eckermann sucht diesen Unterschied aus der Verschiedenartigkeit des Inhalts zu erklären. Die drei ersten Theile, sagt er, seien durchaus fortschreitend in einer gegebenen Richtung, und der Weg gehe durch viele Jahre; im vierten scheine die Zeit kaum fortzurücken, und man sehe kein entschiedenes Bestreben der Hauptperson. Das ist richtig; aber die eigentliche Ursache jenes Unterschieds war die inzwischen gesunkene Darstellungskraft des Verfassers. Gerade jene Schwerfälligkeit des Styls, jenes wiederholte Ansetzen und Unterbrechen, jenes Ausgehen von Reflexionen und Zurückfallen in Reflexionen charakterisirt auch die übrigen spätesten Schriften Goethe's. Dagegen ist in den drei ersten Theilen das Aeußere der Ereignisse wie ihr Inneres, das Individuelle wie das Allgemeine gleich fließend und anmuthig dargelegt; Reflexion und Erzählung halten einander das schönste Gleichgewicht. Alle die Fertigkeit und Sicherheit in biographischer Darstellung, die er durch die Bearbeitung der Selbstbiographie Cellini's, durch die Charakteristik Winckelmann's, das Leben Hackert's und Anderes (z. B. die historischen Partien seiner Farbenlehre) gewonnen hatte, kamen ihm für die drei ersten Theile noch zu statten.

In der Naturwissenschaft standen während dieses Zeitraums die umfassenden Arbeiten an seiner Farbenlehre im Vordergrund; die Beschäftigungen mit der Pflanzenlehre, der Osteologie, der Mineralogie und Geognosie ruhten jedoch nicht ganz. Im J. 1807 ließ er die Metamorphose der Pflanzen wieder abdrucken und durchstöberte eine Menge von Papierbündeln, um daraus für die Anhänger seiner Lehre noch einiges Förderliche und Angenehme zu schöpfen. In der sichern Hoffnung des Gelingens (wohl auch, um sich einen Antrieb zum Ausharren bei der Arbeit zu geben), ließ er im Ostermeßkatalog eine Schrift Goethe's Ideen über organische Bildung ankündigen, die aber nie erschien. Al. Humboldt erfreute ihn im Frühjahr 1807 durch Zusendung seiner Ideen zu einer Geographie der Pflanzen. Eine zugehörige Karte sollte nachfolgen. Weil sie auf sich warten ließ, entwarf Goethe selbst zu dem Werk eine Art symbolischer Landschaft, die er dem Freunde inschriftlich widmete. Das Industrie-Comptoir gab eine Abbildung derselben mit kurzem Text heraus, wovon in Paris ein Nachstich erschien. Auf die Anatomie lenkte Sommering's Schrift

über die Gehörwerkzeuge seine Aufmerksamkeit zurück. Für Mineralogie und Geognosie hielten die wiederholten Besuche Böhmens sein Interresse rege. In Karlsbad fand er auf geognostischen Ausflügen einen treuen ortskundigen Gesellen an dem Steinschleifer Jos. Müller. Zu einer zahlreichen Folge von Gebirgsarten, welche dieser fleißige Mann allmälig gesammelt hatte, schrieb Goethe 1807 einen Kommentar, den wir in seinen Werken (Bd. 40, S. 131) unter dem Titel Joseph Müller'sche Sammlung finden. In den Bereich seiner Naturstudien zog er jetzt sogar die Tonkunst herein. Er entwarf eine Tabelle der Tonlehre, die er zwar erst sechszehn Jahre später seinem Freunde Zelter (als Beilage zum Briefe vom 9. Sept. 1826) mittheilte, aber, wie er ausdrücklich bemerkt, um das Jahr 1810 nach mehrjährigem Studium geschrieben hatte. Von der Farbenlehre wird im nächsten Kapitel ausführlicher die Rede sein.

Hier bemerke ich schließlich noch, daß Goethe's Verhältniß zur Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung ihm die Anregung zu einer Reihe von Recensionen gab*), und daß er 1807 Joh. Müller's französisch gehaltene Rede „Ueber den Ruhm Friedrichs des Großen" in's Deutsche übersetzt und im Morgenblatt veröffentlichte.

Sechstes Kapitel.

Goethe's Stellung zur Naturwissenschaft. Rekapitulation von Früherm. Die Farbenlehre. Versuch einer Witterungslehre. Stellung zur vulkanistischen Lehre. Bekanntschaft mit dem Staatsrath Schultz und dem Grafen Sternberg. — Goethe als Historiker. Bisherige biographische und autobiographische Leistungen. Darstellung des Aufenthalts in Italien, der Campagne in Frankreich, der Blokade von Mainz, der Schweizerreise von 1797, der Rheinreisen von 1814 und 1815. Die Annalen. Der geschichtliche Theil der Farbenlehre. Erläuterungen zum Divan.

Nennt man Goethe als Naturforscher, so fällt das nicht mehr auf, wenngleich seine Verdienste um die Naturwissenschaft in den

*) S. G.'s W. XXXII, 101, 106, 142, 173, 187, 190.

Augen der weitern Kreise seiner Leser fortdauernd tief unter seinen Leistungen in der Poesie stehen und immer stehen werden. Aber von Goethe als Historiker sprechen zu wollen, wird man vielleicht befremdlich finden. Ich hoffe darüber weiter unten, wo angegeben wird, an welchen Zweig der Historiographie hierbei zu denken ist, mit dem Leser mich verständigen zu können.

Wie die langjährigen Bemühungen unsers Dichters in der bildenden Kunst, so sind auch seine naturwissenschaftlichen Bestrebungen als nachtheilig für sein dichterisches Wirken beklagt worden; und es gab Tage, wo er selbst bedauerte, so viele Monate und Jahre der Poesie entzogen zu haben. Hörten wir ihn doch (I, 85) gegen Eckermann äußern: „Ich hätte mich mehr an mein eigentliches Metier halten sollen . . . Hätte ich mich nicht so viel mit Steinen beschäftigt und meine Zeit zu Besserm verwendet, ich könnte den schönsten Schmuck von Diamanten haben." Aber in solchen Stunden der Reue verkannte er augenblicklich sich und seine geistige Eigenart. Der Naturforschung hätte er nicht entsagen können, ohne sich selbst aufzugeben. In seinem Streben nach möglichst naher Bekanntschaft mit der geliebten Mutter Natur wurzelte sein ganzes Geistes- und Gemüthsleben, seine Poetik und Aesthetik, seine poetische und künstlerische Praxis, seine Philosophie, seine Ethik, seine Religion. Wie er auf jedem Gebiet der Naturwissenschaft nach einem Grundtypus, einem ἓν καὶ πᾶν forschte, so suchte er in allen Zweigen der Kunst nach einem „Kapitalschlüssel" für die Erklärung der Kunstwerke, und fand sich überall wieder auf die Natur hingewiesen, die ihm selbst als die höchste und größte Künstlerin erschien, wenn sie gleich beim Hineinbilden ihrer Intentionen in den Stoff manchmal über der Kreuzung so vieler Bedingungen hinter ihren Absichten zurückblieb. Der ächte Künstler war ihm der von der Natur begnadigte Interpret ihrer Geheimnisse, dem die Aufgabe gestellt sei, jene Intentionen zur reinern Erscheinung zu bringen, und so das Schöne zu schaffen (vgl. III, 105). Das Beste, was Goethe selbst als Dichter geleistet, schuf er in einer solchen mehr instinktiven, als bewußten Interpretationsthätigkeit, indem er zu guter Stunde das eingeborene Genie als Natur in sich walten ließ. Daß ferner seine Philosophie, seine ganze Weltansicht eine auf Naturbetrachtung gegründete pantheistische war, ist schon wiederholt angedeutet worden. Falk charakterisirt sie richtig als eine solche, „welche die Natur und ihren Urheber nicht nebeneinander stellt, sondern in seliger Durchdringung von Ewigkeit zu Ewigkeit als Eins im Wesen denkt."

Was wär' ein Gott, der nur von außen stieße,
Im Kreis das All am Finger laufen ließe!
Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in Sich, Sich in Natur zu hegen,
So daß, was in Ihm lebt und webt und ist,
Nie Seine Kraft, nie Seinen Geist vermißt.

Und wie in der Körperwelt, so dachte sich Goethe auch in der Geisteswelt „Gott von Ewigkeit in schaffendem Beruf." Gott gab uns das „Gewissen als Sonne unsers Sittentags," Er „schafft Glauben, Vertrauen, Liebe, Thätigkeit und Kraft."

Ueber Goethe's frühe und ausdauernde Hingebung an die Naturbetrachtung, über sein Interesse für Physiognomik, Osteologie, Anatomie, Mineralogie, Geognosie und Botanik ist im Vorhergehenden so vielfach die Rede gewesen, daß hier eine rekapitulirende Hinweisung darauf genügt. Wir fanden ihn schon als Kind vom lebhaftesten Triebe durchdrungen, Naturgegenstände zu untersuchen (I, 60 f.). Seinen religiösen Bedürfnissen strebte er damals durch eine Art von Naturkultus zu genügen (I, 47). Als Jüngling sahen wir ihn (I, 141 f., 146) eine Zeitlang sich in das Studium alchymistischer und kabbalistischer Bücher vertiefen, bald aber diese Nebelbahn verlassen und sich chemischen und medicinischen Studien zuwenden (I, 157). Durch Lavater ward er in physiognomische Forschungen hineingezogen (II, 100, 226). Hier verlangte er ein Vordringen über den flüchtigen und oberflächlichen Schein der Mienen zu einer festen Grundlage, zum Knochengerüst, und kam so in das Studium der Osteologie und Anatomie. Wir wissen, wie er auf diesem Gebiet sogleich geniale, für die Wissenschaft folgenreiche Blicke that, und sich nicht dadurch abschrecken ließ, daß Anfangs sogar die Meister des Fachs ihn nicht verstanden und seine Ideen belächelten (III, 68). Inzwischen hatte er aber schon seit dem Anfange der achtziger Jahre im Zusammenhange mit seinen Bemühungen um die Verbesserung des Weimarischen Berg- und Landbaus sich mit Feuereifer auch auf mineralogische und geognostische Studien geworfen (III, 41 f.). Zu diesen gesellten sich bald botanische Forschungen (III, 53, 70 ff., 85, 94, 167 f.); und wie es ihm auf diesem Felde gelang, sich einen Platz unter den Koryphäen der Wissenschaft zu erringen, ist uns bekannt (III, 168).

Wir wissen aber auch bereits, wie er auf einem andern Gebiet der Naturwissenschaft, der Optik, die er manchmal als sein eigentliches Berufsfeld und als dereinstiges Erntefeld seiner höchsten Triumphe betrachtete, sich in einen ganz entschiedenen und lebens-

länglich festgehaltenen Irrthum verstrickte (III, 184 ff.). Er erklärte die auf Mathematik gestützte Newton'sche Optik, die er als Nichtmathematiker nicht zu verstehen, geschweige zu prüfen im Stande war, auf Anlaß eines durchaus irrthümlichen „Aperçu's" für falsch, und unternahm, als ob dieser Wissenschaftszweig sich noch ganz in der Kindheit befände, die Aufstellung einer neuen Theorie, die man als „die Theorie der trüben Mittel" bezeichnen könnte. Im Gegensatz zu Newton nimmt er das weiße Licht als einfach, nicht als zusammengesetzt aus farbigen Strahlen an. Es gebe, behauptet er, nur zwei reine Farben: Gelb und Blau, beide in's Roth hinüberspielend, die eine durch Orange, die andere durch Violett. Außer diesen gebe es zwei Mischfarben: Grün und Purpur; alle übrigen Farben seien Abstufungen der genannten, oder unreine. Zum Erscheinen von Farben seien Licht und Finsterniß, Helles und Dunkles erforderlich. Das hellste Licht, durch ein sehr wenig dichtes und trübendes Mittel gesehen, erscheine gelb. Vermehrt sich die Trübung oder Tiefe des Mediums, so nehme das Licht eine gelbrothe Farbe an, die sich bei wachsender Trübe des Mittels bis zum Rubinroth steigere. Sehe man dagegen die Dunkelheit in ihrem höchsten Grade durch ein trübes, von darauf fallendem Licht erleuchtetes Medium, so erscheine eine blaue Farbe. Dieses Blau werde in dem Maß heller und blasser, wie die Trübe des Mediums wächst, in dem Maß dunkler und satter, je durchsichtiger das trübende Mittel wird, und erscheine zuletzt beim geringsten Grad der Trübung als herrliches Violett.

Goethe hielt, wie schon früher bemerkt, in seinen beiden Beiträgen zur Optik (III, 186) mit dieser Lehre noch zurück und ließ nur durchblicken, daß die Entstehung der Farben aus der Wechselwirkung des Hellen und Dunklen herzuleiten sei. Eine eingehende Darstellung seiner Theorie gab er erst in seiner Farbenlehre, deren 1803 begonnene Ausführung er 1806 ernstlich wieder aufnahm. Das Werk war auf drei Theile angelegt: einen didaktischen, einen geschichtlichen und einen polemischen. Die Vorarbeiten waren so weit gediehen, daß sich besonders die zwei ersten Theile schnell zu runden anfingen, und der Druck beider gleichzeitig beginnen konnte. Am meisten war für den didaktischen Theil geschehen. Der Druck desselben schritt 1806 bis zum dreizehnten Bogen, und der des geschichtlichen Theils bis zum vierten Bogen fort, als im Oktober das furchtbare Kriegsunheil hereinbrach, und die Manuskripte eiligst geflüchtet wurden. Sobald sich das Gewitter verzog,

griff Goethe die Arbeit mit verdoppeltem Eifer wieder an, und brachte gegen Ende 1806 auch noch die Einleitung des polemischen Theils zu Stande. In den nächsten drei Jahren rückte das Werk, durch mancherlei anderweitige Arbeiten unterbrochen, langsam dem Ende zu. Erst 1810 während eines Frühlingsaufenthalts in dem stillen Asyl zu Jena gelang es ihm, den polemischen und den geschichtlichen Theil abzuschließen, die nach seinen sorgfältigen Zeichnungen gestochenen Tafeln illuminiren zu lassen, eine Rekapitulation des Ganzen zu schreiben und endlich Anfangs Mai das letzte Blatt zur Druckerei abzusenden. Er schrieb an den Grafen Reinhard: „Von der Gunst des Augenblicks mag ich wenig hoffen ... Mitwollende gibt's wenig, Mißwollende viel.“ Aber eine so gänzliche Untheilnahme, eine so kalt abweisende Unfreundlichkeit bekennt er in den Annalen doch nicht erwartet zu haben. Dennoch verlor er keinen Augenblick den Glauben an die Richtigkeit seiner Theorie und fügte später noch ein paar supplementarische Aufsätze über die entoptischen Farben „als Tüpfchen auf's i“ und andere Nachträge seinem Werk hinzu. Er war überzeugt, die Zukunft werde seine Lehre zu gebührenden Ehren bringen.

Jene alte Generation der Naturforscher, deren Theilnahmlosigkeit Goethe so schmerzlich empfand, ist dahingestorben; die neuen halten seine Farbenlehre nicht minder für gänzlich verfehlt. Aber sie erkennen mit der dem großen Dichter schuldigen Pietät willig an, daß die Beschreibung der Versuche im didaktischen Theile des Werks und die Darstellung im geschichtlichen meisterhaft und eine Anzahl der beschriebenen Versuche, z. B. die der Fluorescenzerscheinungen, auch von wissenschaftlichem Werth sei.

Um hier über Goethe als Naturforscher abschließen zu können, gestatte ich mir, aus seinen folgenden Lebensjahren noch ein paar andere Zweige der Naturwissenschaft, für die erst dann ein stärkeres Interesse in ihm erwachte, vorwegzunehmen. Im Jahr 1815 begann auch die Meteorologie ihn lebhafter zu beschäftigen. Die Theilnahme an meteorologischen Erscheinungen datirt sich bei ihm aus den Kinderjahren her. Der Leser weiß aus Früherm (I, 16), wie Goethe als kleiner Knabe aus seinem westwärts gelegenen Studirzimmer die nach andern Seiten hin beschränkten sehnsuchtsvollen Blicke gegen die Atmosphäre richtete, sich am Glanz der untergehenden Sonne und der sie umgebenden Wolkengebilde weidete und an Sommertagen das Heraufziehen der Gewitter und Hagelstürme beobachtete. Als ihm ein freieres Umherwandern vergönnt war,

erregten die atmosphärischen Phänomene fortwährend seine Aufmerksamkeit, besonders bei der Unternehmung größerer Ausflüge, weil vom Wetter, wie er sich ausdrückt, „das ganze Schicksal einer Ernst- oder Lustfahrt oft allein abhängt." In seinen Tagebüchern finden sich bisweilen durch eine Reihe von Tagen fortlaufende Angaben der atmosphärischen Erscheinungen, mitunter auch einzelne bedeutende Fälle bemerkt, z. B. jenes in Straßburg beobachtete Nordlicht (I, 157). Auf seiner Reise nach Italien waren Wind und Wetter ein Hauptgegenstand seiner Aufmerksamkeit (III, 73), und er stellte schon damals in Briefen an die heimischen Freunde eine Wettertheorie auf, worin er die Bewegungen und Wechsel der Atmosphäre von einer nach gewissen Gesetzen pulsirenden Anziehungskraft, welche die Gebirge auf den Luftkreis üben, zu erklären versuchte. Doch erst, als er, vom Großherzog Karl August auf Howard's (geb. zu London 1772) Wolkenlehre aufmerksam gemacht, diese Schrift sorgfältig durchstudirt hatte, bewegte er sich auf diesem Felde mit größerm Behagen, weil ihm Howard's Terminologie einen bisher vermißten Faden zur Unterscheidung und Klassificirung der Wolkenformen reichte. Dankbar schrieb er (wahrscheinlich schon 1817) das Gedicht Howard's Ehrengedächtniß (G.'s W. II, 298 f.), das 1820 im dritten Heft zur Naturwissenschaft und 1822 nochmals mit einer Einleitung Atmosphäre und einem Schlußgedicht Wohl zu merken! im vierten Heft erschien. Im Jahr 1828 faßte er seine meteorologischen Ansichten in einem größern Aufsatz zusammen, den wir jetzt in seinen Werken (Bd. 40, S. 352—382) unter dem Titel Versuch einer Witterungslehre finden.

Als eifriger Mineralog und Geognost konnte Goethe natürlich nicht theilnahmlos bei dem Streit der Neptunisten und Vulkanisten bleiben. Daß er sich dem Vulkanismus gegenüber ablehnend verhielt, war nicht bloß in dem System, womit er sich zuerst befreundet hatte, sondern noch mehr in seiner ganzen Denk- und Gefühlsweise begründet, in seiner ererbten Abneigung gegen alles Plötzliche, Tumultuarische, gewaltsam Umstürzende. Es mochte in ihm einen recht peinlichen innern Zwiespalt erregen, als er seinen so hoch geschätzten Freund Alex. v. Humboldt 1823 in der Schrift über den Bau und die Wirkungsart der Vulkane mit gewichtigen Gründen für die vulkanistische Lehre eintreten sah. „Das fleißigste Studium dieser Blätter," schrieb er damals, „soll mir eine wichtige Aufgabe lösen helfen, soll mich fördern, indem ich versuche zu denken, wie ein solcher Mann . . . Gelingt es, dann wird es

mir nicht zur Beschämung, vielmehr zur Ehre gereichen, mein Absagen der alten, mein Annehmen der neuen Lehre in die Hände eines so trefflichen Mannes und geprüften Freundes niederzulegen." Es gelang ihm nicht; er blieb seiner alten Ansicht über die Erdgestaltung, die ihm die fruchtbarste däuchte, und damit seiner allerdings bedenklichen Maxime treu, daß nur das für uns persönlich Fruchtbare wahr sei, einer Maxime, von welcher später bei der Besprechung des Gedichtes Vermächtniß weiter die Rede sein wird.

War es ihm schmerzlich, mit einem so angestaunten Manne wie Humboldt sich nicht im Einklang zu wissen, so fehlte es ihm doch, wie sich uns schon gezeigt hat, auf keinem Gebiet der Naturwissenschaft an achtbaren Anschauungsgenossen. Er gewann deren auch noch weiterhin, unter welchen besonders zwei hervorzuheben sind: der Staatsrath Schultz aus Berlin, der seit 1814 auf seine chromatischen Ideen mit lebhaftem Interesse eingehend lebenslang zu ihm in freundlichen Beziehungen blieb, und der Graf Kaspar Sternberg, dessen persönliche Bekanntschaft er 1822 in Marienbad machte. Ein brieflicher Verkehr mit diesem hochgebildeten Manne hatte sich schon 1820 an geologischen Fragen angesponnen, namentlich an der Erforschung des Kammerbühls bei Eger und den Versteinerungen in den Kohlenbergwerken des Grafen. Nach dem Zusammentreffen in Marienbad pries Goethe mit Begeisterung in Briefen an Zelter und Schultz den unschätzbaren Gewinn, den ihm diese Bekanntschaft gebracht; und zu welcher Innigkeit und Vertraulichkeit sich dieses spät angeknüpfte Verhältniß entwickelte, zeigt der von Bratranek veröffentlichte Briefwechsel zwischen Goethe und Sternberg.

Wenn man, wie dies unlängst der Professor Fr. X. Wegele mit Umsicht gethan, Goethe als Historiker betrachtet, so darf dabei nicht an die politische Geschichte gedacht werden, vor der sich Goethe, wie vor der Politik überhaupt, scheute; sondern Kulturgeschichte im weitesten Sinne, vor Allem Literatur- und Kunstgeschichte, insbesondere biographische Darstellungen aus diesem Kreise sind gemeint; und hier nimmt unser Dichter einen hohen Rang unter den Historiographen ein. Wir sahen ihn im Jahr 1780 (III, 41) sich an der Biographie eines politischen Helden, des Herzogs Bernhard von Weimar, versuchen; aber es zeigte sich dort, daß das Werk, wenn er es zu Stande gebracht hätte, nicht ein streng historisches, sondern ein halb poetisches Produkt geworden

wäre. In Rom wandelte ihn einmal ausnahmsweise (III, 85) die Lust an der Weltgeschichte an; aber es war ein vorübergehendes Interesse. Mit liebevoller Vertiefung in den Stoff dagegen und mit glänzendem Gelingen schilderte er später den Lebens- und Entwickelungsgang Winckelmann's (s. oben S. 52 f.), mit schwächerm Erfolg einige Jahre nachher den seines Freundes Hackert, weil ihn der Gegenstand weniger ansprach. Daran aber schloß sich der Beginn eines biographischen Werks, das eine Zierde der deutschen geschichtlichen Literatur geworden ist, seiner Selbstbiographie. Ich darf darüber auf das im vorigen Kapitel (gegen den Schluß) Gesagte verweisen, werde aber hier, wie oben bei der Betrachtung Goethe's als Naturforscher, seinem weitern Lebensgange vorgreifend, die übrigen selbstbiographischen Arbeiten verfolgen.

Goethe war, wie aus einem Billet an Riemer vom 27. Juli 1813 erhellt, schon bei der Abfassung des dritten Theils von Wahrheit und Dichtung entschlossen, vorläufig eine große, vom Eintritt in Weimar bis zur Reise nach Italien reichende Lücke in seinen Lebensbekenntnissen zu lassen. Eine eingehendere Darstellung seiner elf ersten Weimarischen Jahre däuchte ihm unzulässig, so lange die Theilnehmer seiner damaligen innern und äußern Erlebnisse noch nicht hingeschieden waren. Ueber die in diese Lücke fallende Erzählung der Schweizerreise des Jahrs 1779 ist in Vorhergehendem (II, 231 f.) die Rede gewesen. Mit der Darstellung der italienischen Reise finden wir ihn im Frühjahr 1814 beschäftigt. Am 27. Dec. 1814 berichtete er an Zelter, er sei mit der Redaktion der vorhandenen Materialien von Karlsbad bis Rom gelangt. „Dieses Büchlein," fügte er hinzu, „erhält dadurch einen eigenen Charakter, daß Papiere zum Grunde liegen, die im Augenblick (d. h. an Ort und Stelle in Italien) geschrieben sind (Briefe an Frau von Stein, Herder, Knebel u. A., Tagebuch- und sonstige Aufzeichnungen). Ich suche so wenig als möglich daran zu ändern, und lösche nur das Unbedeutende des Tages, so wie manche Wiederholung weg. Auch läßt sich Vieles, ohne dem Ganzen die Naivetät zu nehmen, besser ordnen und ausführlicher darstellen." Im Frühjahr 1815, wo er den ersten Aufenthalt in Rom bearbeitete, gestand er, in Meyer's Theilnahme eine große Unterstützung zu finden. „Hätte ich jene Papiere und diesen Freund nicht," schrieb er, „so dürfte ich die Arbeit gar nicht unternehmen." In den folgenden Jahren setzte er das Werk mit häufiger Unterbrechung fort. Als er es 1820 durch die Darstellung des zweiten römischen Aufenthalts

abzuschließen gedachte, fand er sich, wie er in den Annalen erzählt, „bestimmt, die Campagne von 1792 und die Belagerung von Mainz zu behandeln;" und so dauerte es bis zum Jahr 1829, ehe der zweite Aufenthalt in Rom und damit das Ganze zum Abschluß gelangte. Daher erklärt es sich, warum in der Italienischen Reise, gerade wie in Wahrheit und Dichtung, Anfang und Ende im ganzen Ton der Darstellung so verschieden sind. Das geistverdüsternde hohe Greisenalter hat im Schluß beider sein Recht geltend gemacht. Während die in den Jahren 1814—1816 redigirten Theile der Italienischen Reise den Eindruck eines homogenen Kunstwerks in epistolarischer Form machen, wechseln in der Darstellung des zweiten römischen Aufenthalts Bruchstücke seiner lebensfrischen Korrespondenz jener Jahre mit erzählenden, schildernden und betrachtenden Partien in dem Styl seines höchsten Alters.

Die Arbeit an der 1820 unternommenen Erzählung der Campagne in Frankreich und der Blokade von Mainz zog sich noch bis in's Frühjahr 1822 hinein. In den Annalen heißt es darüber: „Die Sonderung und Verknüpfung des Vorliegenden erforderte alle Aufmerksamkeit. Man wollte durchaus wahr bleiben, und zugleich den gebührenden Euphemismus nicht versäumen." An Reinhard schrieb Goethe bei Uebersendung eines Exemplars: „Es war mir manchmal wirklich schwindelnd, indem ich das Einzelne jener Tage wieder hervorrief, und dabei die Gespenster, die sich dreißig Jahre dazwischen bewegen, nicht wegbannen konnte. Sie liefen manchmal wie ein böser Einschlag über jenen garstigen Zettel." Es tritt uns aber in der Schrift weniger die schlimme Einwirkung dieser „Gespenster", als die jenes euphemistischen Strebens entgegen, das, wenn auch nicht gerade der Wahrheit, doch der Natürlichkeit, Frische und Energie des Ausdrucks geschadet hat. Immerhin gehört die Arbeit in stylistischer Hinsicht zu den gelungensten aus Goethe's spätern Jahren, wobei freilich Manches auf Rechnung der aus den Jahren 1792 und 1793 vorliegenden Aufzeichnungen zu setzen sein mag.

Als fernere autobiographische Darstellungen einzelner Abschnitte seines Lebens sind zu nennen: Die Schweizerreise im Jahr 1797 (Bd. 26, S. 1—194) und Aus einer Reise am Rhein, Main und Neckar in den Jahren 1814 und 1815 (Bd. 26, S. 195 ff.). Man merkte es überall dem Styl und Ton beider an, daß sie nicht seinem höchsten Greisenalter entstammten. Besonders erscheint die Schilderung des Rochusfestes, das im

Jahr 1814 schematisirt, aber erst 1816 geschrieben ward, als Arbeit eines Sechsundsechszigjährigen ungemein frisch und lebendig.

Auf die Dauer fand Goethe eine stetigere, wenn auch nur kursorische Chronik, die sein Werk Wahrheit und Dichtung fortsetzte, immer wünschenswerther, und er ward auch vielseits zu einer solchen Fortsetzung aufgefordert. Dies gab den Anstoß zur Entstehung der Annalen oder Tag- und Jahreshefte, deren Ausarbeitung er zuerst 1823 ernstlich angriff. Die Anfänge reichen jedoch in's Jahr 1819 zurück, wo er einer neuen Gesammtausgabe seiner Werke in 20 Bänden (Stuttg. 1816—1819) am Schluß eine Jahresfolge der Entstehung seiner Schriften beifügen wollte. Hierdurch angeregt, bearbeitete er, wie er selbst erzählt, einen „zwar lakonischen, doch immer hinreichenden Entwurf seiner Lebensverhältnisse und der daraus hervorgegangenen schriftstellerischen Arbeiten bis auf das Jahr 1819, sonderte sodann, was sich auf Autorschaft bezog, und so entstand das nackte chronologische Verzeichniß am Ende des zwanzigsten Bandes jener Ausgabe." Seitdem fuhr er fort, in ruhigen Stunden Blicke in sein vergangenes Leben zu werfen. Im Jahr 1823 ließ er durch den Bibliothekssekretär Kräuter eine Sonderung aller seiner Papiere nach den verschiedenen Fächern, die ihn nach- und nebeneinander beschäftigt hatten, vornehmen. Gedrucktes und Ungedrucktes ward geordnet und zusammengestellt, auch die Tagebücher und eingegangene Briefe wie Kopien abgesandter wurden in einem Archiv beschlossen, und darüber ein genaues Verzeichniß angefertigt. Durch diese Vorarbeiten gereizt und unterstützt, unternahm er nun die übersichtliche Darstellung seiner ganzen Lebensgeschichte, und entschloß sich nach mancherlei Versuchen zuletzt, von der jüngsten Zeit, deren er sich noch frisch erinnerte, anzufangen. Auf solche Weise rückwärts arbeitend, fand er zu seiner Freude, daß Bekanntes und Gegenwärtiges das Vergangene und Verdunkelte wieder aufhellte. Diese Arbeit zog sich noch durch die nächsten Jahre fort, und wie wir aus seinen Gesprächen mit Eckermann sehen, war Riemer ihm dabei durch Nachbesserung des Ausdrucks behülflich.

In der Ausführlichkeit der Behandlung stellen sich die einzelnen Lebensperioden und Jahre höchst ungleich dar. Die Zeit von 1749 bis 1775 ist, weil Wahrheit und Dichtung so weit reicht, ganz summarisch auf zwei Seiten abgemacht. Aber auch den ersten Weimarischen Jahren bis zur Reise nach Italien sind kaum zwei Blätter gewidmet; hier standen Diskretionsrücksichten eingehendern Mittheilungen im Wege und veranlaßten die schlimmste Lücke des

Werks. Ueber den in einer besondern Schrift dargestellten Aufenthalt in Italien wird mit etwa zwanzig Zeilen hinweggegangen. Von 1789 an sind die einzelnen Jahre mit allmälig wachsender Ausführlichkeit behandelt; stellenweise geht sogar die Skizzirung in behaglich gemüthliche Erzählung und Schilderung über. Im Ganzen stehen des Verfassers poetische, künstlerische und wissenschaftliche Bestrebungen und Beziehungen überall im Vordergrunde; seine häuslichen und amtlichen Verhältnisse treten ganz zurück. Abgeschlossen ist das Werk mit der Darstellung des Jahrs 1822.

Fügen wir den angeführten biographischen Arbeiten noch den historischen Theil der Farbenlehre, der als Geschichte eines Zweiges der Wissenschaft höchst beachtungswerth bleibt, wenngleich der Verfasser in der Kritik der dargestellten Lehren von irrigem Gesichtspunkt ausging, ferner die auf eingehenden Studien beruhenden Erläuterungen zum westöstlichen Divan hinzu, die großentheils geschichtlicher Natur sind: so unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß Goethe auch als Historiker, wenigstens als Kultur-, Kunst- und Literarhistoriker in's Auge zu fassen ist.

Siebentes Kapitel.

Goethe's Stellung zu den politischen Zeitereignissen. — 1812: Besuch von Karlsbad. Krankheitsanfall. Gedichte. Aufenthalt in Töplitz. Das Lustspiel Die Wette. Bekanntwerden mit Beethoven. — 1813: Wieland's Tod. Philosophisches Gespräch mit Falk. Rede zum Andenken Wieland's. Die Kantate „Idylle". Aufenthalt in Töplitz. Gedichte und drei Balladen. Die projektirte Oper „Der Löwenstuhl". Ausflug nach Zinnwalde. Rückkehr in die Heimath. Studium des chinesischen Reichs. Kriegsereignisse. Epilog zum Essex. Politisches Gespräch mit Luden. — 1814: Das Theater. Die freiwillige Hauskapelle lebt wieder auf. Frühlingsaufenthalt zu Berka. Was wir bringen. Des Epimenides Erwachen. Rheinreise. Aufenthalt in Wiesbaden. Ausflüge an den Rhein, Neckar und Main. Geheimrath v. Willemer. Marianne v. Willemer (Suleika). Heimkehr. — 1815: Abermalige Reise nach dem Rhein. Aufenthalt in Wiesbaden. Ausflüge nach Biberach und in's Lahnthal. Fahrt nach Köln. Reise über Bonn, Coblenz, Mainz nach Frankfurt. Näheres Verhältniß zu Marianne v. Willemer. Aufenthalt in Heidelberg. Heimreise über Würzburg und Meiningen.

Den im Nächstvorigen nicht festgehaltenen chronologischen Lebensfaden Goethe's wiederaufnehmend, finden wir uns bis zu einer Zeit vorgerückt, wo ein neuer Geist das Vaterland zu durchwehen begann. Unter dem schweren Druck der Fremdherrschaft hatte sich allmälig das Nationalgefühl gekräftigt und harrte der ersten günstigen Gelegenheit, um in hellen Flammen der Begeisterung hervorzubrechen. Wer Goethe's Geistesleben bis zu dem Zeitpunkt verfolgt hat und sein damaliges Alter in Betracht zieht, wird nicht zweifeln, wie der Dichter sich zu der neuen Zeitströmung stellen mußte. Er war, wie er sich selbst nannte, „ein Kind des Friedens," ein Freund ruhiger, stetiger, gesetzmäßiger Entwickelung, ein Gegner tumultuarischer Vorgänge, im Völker- und Staatsleben wie in der Aufstellung geologischer Hypothesen, ein liebevoller Pfleger von Kunst und Wissenschaft, die in Kriegsstürmen nicht gedeihen. Er hatte von der Mutter ein weiches Gemüth, das vor Schreckensscenen zurückbebte, vom Vater Widerwillen gegen Unordnung und Verwirrung geerbt; er hatte ein Grauen vor leidenschaftlichen Bewegungen großer Massen, die, einmal aufgeregt, in ihrem Thun und Treiben unberechenbar sind. Er bewunderte Napoleon als den Bändiger der Revolutions-

hyder; er verehrte und liebte dessen Bruder Ludwig. Dazu kam das begonnene Greisenalter. Er stand in seinem dreiundsechszigsten Lebensjahr und sah noch ein unermeßliches Feld friedlicher Thätigkeit vor sich; wie beklommen mußte er sich fühlen, diese Thätigkeit durch furchtbare Stürme bedroht zu sehen! Seine Vorahnung einer völkerverbindenden Weltliteratur, seine Beschäftigungen auf dem Felde der Naturwissenschaft, die sich nicht um staatliche Schranken kümmert, bildeten den kosmopolitischen Grundzug seines Wesens immer mehr aus; er erhob sich mit jedem Jahr in immer freiere Höhen der Betrachtung, wo für den Nationalhaß keine Stätte ist. Wie könnte es uns wundern, wenn er in dem kühnen Befreiungskampf unsers Volks nicht als ein deutscher Tyrtäus geglänzt hat? Hätte er so doch auch als Dichter, der immer nur aus unmittelbarer Anschauung und wahrer innerer Erregung sang, seinem Wesen ganz untreu werden müssen. Er sagte hierüber später zu Eckermann:

„Kriegslieder schreiben und im Zimmer sitzen? Das wäre meine Art gewesen! Aus dem Bivouac heraus, wo man Nachts die Pferde der feindlichen Vorposten wiehern hört, da hätte ich es mir gefallen lassen! Aber das war nicht mein Leben und nicht meine Sache, sondern die von Theodor Körner. Ihn kleiden seine Kriegslieder auch ganz vollkommen; bei mir aber, der ich keine kriegerische Natur bin und keinen kriegerischen Sinn habe, wären Kriegslieder eine Maske gewesen, die mir sehr schlecht zu Gesicht gestanden hätte. — Und, unter uns, ich haßte die Franzosen nicht, wiewohl ich Gott dankte, als wir sie los waren. Wie hätte auch ich, dem nur Kultur und Barbarei Dinge von Bedeutung sind, eine Nation hassen können, die zu den kultivirtesten der Erde gehört, und der ich einen großen Theil meiner eigenen Bildung verdankte!“

Und dennoch fehlte es ihm nicht an tiefem Gefühl für die Ehre und das Glück des deutschen Vaterlandes. Aeußerte sich dieses Gefühl damals nicht in der Theilnahme an dem allgemein erwachenden Enthusiasmus, so lag die Ursache zum Theil auch in seinem größern politischen Scharf- und Fernblick. Er wußte sehr wohl, daß mit der Befreiung von fremdem Joch noch nicht die Bedingungen der Freiheit und Größe Deutschlands erkämpft seien. „Er sieht nur,“ schrieb Varnhagen von Ense nach einem Besuch bei Goethe, „früh und schnell die Dinge, wie die Meisten sie erst spät sehen. Er hat Vieles schon durchgearbeitet und beseitigt, womit wir uns noch plagen; und wir verlangen, er solle unsere Kindereien mitmachen, weil wir sie noch als Ernst nehmen.“ So werden wir in den nächsten Jahren, wo Europa von Waffenlärm erdröhnte, unsern Dichter ruhig im Kreislauf seiner Beschäftigungen, seinem „Zodiakus“

sich bewegen sehen, dessen Hauptgruppen Theater, Amtsgeschäfte, Poesie, Kunstforschung, Naturwissenschaft, eine sich immer mehr ausbreitende Lektüre und persönlicher oder brieflicher Verkehr mit bedeutenden Männern bildeten.

Er gedachte, während der grauenvollen Zeit, die er fernher wie ein drohendes Gewitter aufsteigen sah, dem Epimenides aus Kreta ähnlich, welcher der Sage nach fünfzig Jahre in einer Höhle verschlief, der Gegenwart zu entfliehen und sich in den Mußestunden in das Geistesleben des fernen Orients zu versenken. Aber ein bloßes Aufnehmen und Genießen war nicht seine Sache; sein Dichtergenius schöpfte dort neue Belebung und den Anstoß zu einer eigenthümlichen Art lyrischer Poesie. Zugleich konnte er sich dem Eindruck des ihn überraschenden siegreichen Aufschwungs des deutschen Volks nicht entziehen, fühlte sich lebhaft mit ergriffen, und wird uns daher gegen den Schluß dieses Kapitels für einige Zeit wie verjüngt erscheinen.

Im ersten Drittel des Jahrs 1812 beschäftigten ihn vorherrschend das Theater, Kunstbetrachtungen und der zweite Theil seiner Selbstbiographie, letzterer mehr „durch Denken und Erinnern, als daß viel zu Papier gekommen wäre.“ Erst als ihn der Mai wieder nach Karlsbad geführt hatte, war es ihm dort bis über die Mitte Juni hinaus vergönnt, sich diesem Werk mit frischer Thätigkeit zu widmen. Da überraschte ihn am 26. Juni eine Wiederkehr seines alten Uebels, und der Anfall war so heftig, daß er ein paar Wochen brauchte, um sich nur einigermaßen zu erholen. In die Zeit seiner Rekonvalescenz fiel die Ankunft des östreichischen Kaiserpaars und der Kaiserin von Frankreich. Er feierte ihren Einzug durch ein paar noch weiter zu erwähnende Gedichte im Namen der Bürgerschaft zu Karlsbad (G.'s W. II, 277 ff.). Als die Kaiserin von Oestreich, mit welcher er diesmal in Karlsbad seines Unwohlseins wegen nicht zusammengekommen war, sich gegen Mitte Juli nach Töplitz begeben hatte, ward auch er dorthin durch den Herzog Karl August berufen, wo ihm denn, wie er sich in einem Brief an Reinhard enthusiastisch ausdrückt, „in der Nähe der Kaiserin mehr Glück und Gutes widerfuhr, als er verdiente, und welches ganz überschwänglich gewesen wäre, wenn ihn nicht die Sorge, seine Kräfte möchten unzureichend sein, oft mitten im Genuß an die menschliche Beschränktheit erinnert hätte.“ Auf einen Wunsch der Kaiserin improvisirte er damals das einaktige Lustspiel Die Wette, worin das Betragen zweier durch eine Wette getrennter Liebenden

dargestellt ist. Den Auftrag übernahm er den 28. Juli, hatte am 29. das Stück im Kopf fertig und diktirte es am 30. Aufgeführt ward es den 5. August.

In den Tagen, wo Goethe von der Kaiserin und ihrer Umgebung die schmeichelhaftesten Huldigungen empfing, ward er zuerst mit Beethoven persönlich bekannt. Der Zeitpunkt war ein ungünstiger; er brachte beiden die Verschiedenheit ihrer Charaktere durch die Verschiedenheit ihrer Haltung den fürstlichen Personen gegenüber auf unerquickliche Art zum Bewußtsein. Der Tonkünstler hielt den Dichter für servil, dieser jenen für ungezogen. Beethoven schrieb an Bettina:

„Wenn so zwei zusammen kommen, wie ich und der Goethe, da müssen auch große Herren merken, was bei unser einem als groß gelten kann. Wir begegneten gestern auf dem Heimwege der ganzen kaiserlichen Familie. Wir sahen sie von weitem kommen, und der Goethe machte sich von meiner Seite los, um sich an die Seite zu stellen. Ich mochte sagen, was ich wollte, ich konnte ihn keinen Schritt weiter bringen. Ich drückte meinen Hut auf den Kopf, knöpfte meinen Oberrock zu, und ging mit untergeschlagenen Armen mitten durch den dicksten Haufen. Fürsten und Schranzen haben Spalier gemacht, der Erzherzog Rudolph hat den Hut abgezogen, die Frau Kaiserin hat gegrüßt zuerst. Die Herrschaften kennen mich. Ich sah zu meinem wahren Spaß die Prozession an Goethe vorbeidefiliren. Er stand mit abgezogenem Hut tief gebückt an der Seite. Dann hab' ich ihm auch den Kopf gewaschen. Ich gab ihm keinen Pardon." — Und Goethe an Zelter: „Beethoven's Talent hat mich in Erstaunen gesetzt. Allein er ist leider eine ganz ungebändigte Persönlichkeit, die zwar nicht Unrecht hat, wenn sie die Welt detestabel findet, aber sie dadurch weder für sich noch für Andere genußreicher macht."

Der Leser richte selbst nach seinem Geschmack über das Benehmen des großen Musikers und des großen Dichters. Mir scheint, wer das sichere Gefühl seines Werthes in sich trägt, braucht es nicht so forcirt kund zu geben, und wird sich ohne Bedenken den herkömmlichen Formen fügen. Goethe bediente sich dieser Formen nicht selten, um sich unnahbarer zu machen. Daß er durch ihre Anwendung nicht die Hochachtung der Großen einbüßte, und den Gedanken an Servilismus nicht bei ihnen erweckte, zeigt das Verhalten der Größten gegen ihn. Wo er bei fürstlichen Personen Adel der Gesinnung mit der Hoheit der Geburt gepaart fand, ist der Ausdruck seiner Verehrung auch für mein Gefühl oft zu überschwänglich; aber wo er jenen Adel bei ihnen vermißte, fehlte es ihm auch nicht an einem derb oder satyrisch verurtheilenden Worte.

Von Töplitz begab er sich noch behufs einer Nachkur auf einige Wochen nach Karlsbad, trat Anfangs September die Heimreise an,

verweilte bis Mitte September in Jena, den dortigen Museen seine Aufmerksamkeit widmend, und traf den 16. wieder in Weimar ein. Ein Verlust für ihn war es, Riemer nicht mehr als Hausgenossen zu finden. Dieser war seit Ostern als Professor am Gymnasium in Weimar angestellt, setzte aber, so viel es sein Amt gestattete, seine literarischen Dienstleistungen fort, und war besonders bei der Abfassung von Wahrheit und Dichtung behülflich.

Die nächsten sieben Monate bis zu Goethe's nächstjähriger Reise nach Böhmen fasse ich als ein kleines Ganze zusammen. Es war eine für unser Vaterland inhaltsschwere Zeit, worin ein gewaltiger Umschwung seines Schicksals sich vorbereitete. Die Nachrichten vom Brande Moskau's und dem grauenvollen Rückzug der Franzosen, die zuerst als dunkle Gerüchte umherliefen, bestätigten sich und riefen eine fieberhafte Bewegung hervor. Von der stolzen Armee, die im Juli siegesmuthig den Niemen überschritten hatte, sah man nur elende Reste zurückkehren. In Deutschland, zumal in Preußen begannen die Gemüther auf's tiefste zu gähren. Am letzten Tage des Jahrs trennte York sein Corps von den Franzosen, die Russen besetzten Ostpreußen. Der König von Preußen begab sich nach Breslau, der Kalischer Vertrag ward unterzeichnet. Mitte März erklärte Preußen den Krieg; der Aufruf des Königs an das Volk ließ die Begeisterung überall in Flammen emporschlagen. Goethe konnte aus den Ereignissen weder Hoffnung noch Freude schöpfen; ihm schien Napoleon's Macht zu fest gegründet. Gewaltsam klammerte er sich an seine friedlichen Beschäftigungen, um auf Augenblicke wenigstens die Drangsale der Zeit zu vergessen. Er schloß sich inniger, mitleid- und liebevoller an seine Freunde, war milder als je gestimmt. An Reinhard, der damals über das Schicksal von Geschwistern in Sorgen war, schrieb er: „Wir können uns jetzt alle als Strandbewohner ansehen und täglich erwarten, daß einer vor unsrer Hüttenthür, wo nicht mit seiner Existenz, doch mit seinen Hoffnungen scheitert. Milde zu sein kostet mich nichts, da meine Härte und Strenge nur factice und Selbstvertheidigung ist." An dem Tage, wo er dies schrieb, ward sein Freund Zelter von einem erschütternden häuslichen Unglück getroffen. Wie es auf Goethe wirkte, zeigt sein herrlicher Trostbrief an den Freund (Briefwechsel Nr. 187). Zelter erzählt darüber in dem Fragment einer Lebensbeschreibung:

„Am 14. Nov. 1812 berichtete ich den Tod meines ältesten Sohns, den Goethe persönlich gekannt, und der sich am nämlichen Morgen durch

einen Pistolenschuß entleibt hatte. Auf diesen Brief folgte eine schnelle Antwort, die mich wie einen Schicksalsbruder mit dem vertraulichsten Du anredete. Da ich denken mußte, daß eine solche Benennung wohl nur momentan aus Menschlichkeit und Antheil eines erschütterten Herzens heraufgesprungen, beantwortete ich den Brief zwar mit der Ergießung einer übervollen Brust, doch mit verdoppelter Ehrfurcht. Goethe's Briefe folgten aber in dieser Zeit oft genug aufeinander, daß ich denken durfte, an die Stelle eines verlornen Sohns einen lebendigen Bruder gewonnen zu haben . . . Es würde vergebens sein, den vernichtenden Schmerz von der einen Seite, und von der andern den mächtigen Trostgewinn darstellen zu wollen. Aus der tiefsten Trauer, die auch meinem Leben drohte, fand ich mich erhoben. Entschlossen ergriff ich wieder und allein mein gutes Heft und ward gerettet."

Goethe's damalige weichere Gemüthsstimmung gab sich auch beim Tode Wieland's zu erkennen, der am 21. Januar 1813 starb. Er ward davon so ergriffen, daß man für seine Gesundheit fürchtete. Der Begräbnißfeier in Osmannstedt am 25. Jan. fühlte er sich unfähig beizuwohnen. Er ließ sich durch seinen Sohn vertreten und brachte den Nachmittag in Gesprächen mit Falk über den Hingeschiedenen zu. Es kamen hierbei die Fragen über die Fortdauer nach dem Tode und das Dasein Gottes zur Verhandlung.*) Hiernach hegte Goethe die Ueberzeugung, daß von dem Untergange so hoher Seelenkräfte, wie sie in Wieland sich gezeigt, nimmermehr die Rede sein könne. Er unterschied aber Klassen und Rangstufen der letzten Urbestandtheile der Wesen, die er Seelen oder lieber Monaden nannte. Es gebe, sagte er, sowohl „Weltmonaden, Weltseelen, wie Ameisenmonaden, Ameisenseelen," im Urwesen zwar verwandt, in Kraft und Wirksamkeit aber höchst verschieden. Die niedere Monade werde von einer höhern in ihren Dienst gezwungen. Entlasse nun eine regierende Hauptmonas die untergebenen ihres Dienstes, so sei das der Tod. Alle Monaden seien aber von Natur so unverwüstlich, daß ihre Thätigkeit selbst im Moment der Auflösung, der Dienstentlassung, nicht ruhe; sondern jede gehe sofort, wohin sie gehöre, in's Wasser, in die Luft, die Erde, das Feuer, in die Sterne. Das Schicksal des Hauptmonas richte sich hierbei nach der Macht der in ihr enthaltenen „Intention". Er müsse es seinen Ansichten ganz entsprechend finden, wenn

*) Riemer bezweifelt (I, 25 ff.) die treue Wiedergabe des Gesprächs; gewiß ist aber, daß der Inhalt mit Goethe's anderweitigen Aeußerungen über diese Fragen (in Briefen an Zelter, Gesprächen mit Eckermann, Goethe's Morphologie u. s. w.) im Einklange steht.

er Wielanden einst nach Jahrtausenden als einer Weltmonade, einem Stern erster Größe begegne und ihn mit seinem lieblichen Licht Alles um ihn her erquicken sehe. Auf die Frage, ob bei dem Uebergange einer Monas in andere Zustände das Bewußtsein erhalten bleibe, antwortete Goethe:

„Die Intention einer Weltmonas kann und wird Manches aus dem dunkeln Schooß ihrer Erinnerung hervorbringen, das wie Weissagung aussieht, und doch im Grunde nur Erinnerung eines abgelaufenen Zustandes ist . . . So im Allgemeinen aufgefaßt, finde ich in der Fortdauer von Persönlichkeit einer Weltmonas durchaus nichts Undenkbares. Was uns selbst zunächst betrifft, so scheint es fast, als ob die von uns früher durchgegangenen Zustände dieses Planeten im Ganzen zu unbedeutend seien, als daß Vieles daraus in den Augen der Natur einer zweiten Erinnerung werth gewesen wäre. Selbst unser jetziger Zustand möchte einer großen Auswahl bedürfen, und unsere Hauptmonas wird ihn wohl ebenfalls künftig einmal summarisch, d. h. in einigen großen historischen Hauptpunkten zusammenfassen."

Als Falk ihn fragte, ob man nicht Grund habe, eine liebende Hauptmonas im Mittelpunkt der Schöpfung anzunehmen, die sich aller andern Monaden des Weltalls auf ähnliche Weise bediene, wie unsere Seele der ihr untergebenen Monaden, war die Antwort:

„Ich habe gegen diese Vorstellung, als Glauben betrachtet, nichts; nur pflege ich auf Ideen, denen keine sinnliche Wahrnehmung zum Grunde liegt, keinen ausschließenden Werth zu legen . . . Streng genommen, kann ich von Gott doch weiter nichts vermuthen, als wozu mich der beschränkte Gesichtskreis von sinnlichen Wahrnehmungen auf diesem Planeten berechtigt, und das ist in allen Stücken wenig genug. Damit ist aber keineswegs gesagt, daß dadurch auch dem Glauben Schranken gesetzt seien. Im Gegentheil kann, bei der Unmittelbarkeit göttlicher Gefühle in uns, der Fall gar leicht eintreten, daß das Wissen als Stückwerk besonders auf einem Planeten erscheinen muß, der, aus seinem Zusammenhang mit der Sonne herausgerissen (?), alle und jede Betrachtung unvollkommen läßt, die eben darum erst durch den Glauben ihre Ergänzung erhält. Versuchen wir von beiden Seiten muthig einzudringen; nur halten wir zugleich die Gränze streng auseinander!"

Am 18. Febr. 1813 beging die Weimarische Loge für ihren heimgegangenen Bruder Wieland eine Trauerfeierlichkeit, wobei Goethe aus Auftrag der Meister in Gegenwart des Hofes eine treffliche Rede zum Andenken des edeln Dichters, Bruders und Freundes Wieland (G.'s W. Bd. 27, S. 422 ff.) hielt. Die ungemein warme und lebendige Darstellung des Charakters und der Verdienste Wieland's zeigt, daß Goethe dem bei wechselnder Laune doch immer liebenswürdigen Manne trotz zeitweiliger Entfernung unausgesetzt eine innige Zuneigung bewahrt hatte.

Inzwischen suchte Goethe die Umgebung wie sich selbst unter dem Druck der gewitterschwülen politischen Atmosphäre möglichst aufrecht zu erhalten. Die Theatersaison des Winters 1812—13 erhielt einen besondern Glanz durch Iffland's Anwesenheit, der in einer Reihe bewunderter Gastvorstellungen auftrat. Neben ihm thaten sich auch in der Weimarischen Truppe bedeutende Talente hervor. Goethe nennt selbst aus dieser Zeit die Schauspieler Aug. Durand, Wilh. Deny, Joh. Jac. Graff, Ant. Genast, Friedr. Haide, Joh. Friedr. Lortzing, Malkolmi, Karl Oels, Karl Unzelmann, Pius Alex. Wolff; und die Schauspielerinnen Henr. Beck, Henr. Eberwein, Ernestine Engels, Frau Lortzing, Frau Wolff geb. Malkolmi. Für die Feier des 30. Jan. 1813 schrieb er die Kantate Idylle (G.'s W. VIII, 395 ff.). Auch hier wob er, wie 1811 im Rinaldo, den poetischen Text locker, um nicht den Musiker zu beschränken, begnügte sich aber nicht wie damals mit einem beziehungslosen Stoff. Damon in der Idylle ist der Dichter selbst, der sich in letzter Zeit vom Hofe mehr, als man dort gern sah, entfernt hielt. Dies wünschte er nicht als ein Zeichen minderer Zuneigung betrachtet zu wissen; darum heißt es:

Die Liebe sucht die Einsamkeit,
Auch die Verehrung darf sie suchen.

Der 16. Februar, der Geburtstag der Erbprinzessin, verlangte gleichfalls Goethe's Theilnahme. Sein dichterischer Tribut zu diesem Fest war unbedeutend (G.'s W. VI, 48 f.); mehr trug er zur Verherrlichung desselben durch Erfindung und Arrangirung eines Tableaus (Arkadien) bei, wovon das Modejournal im Märzstück 1813 eine Schilderung brachte.

Ueber solchen friedlichen Festen hatte sich der politische Himmel immer düsterer umwölkt. Goethe berichtet lakonisch in den Annalen: „Der französische Gesandte wird in Gotha überrumpelt und entkommt. Ein geringes Corps Preußen besetzt Preußen und will uns glauben machen, wir seien unter seinem Schutz sicher." Am 17. April reiste er nach Böhmen ab, und war mit einem preußischen Paß noch glücklich durch die Chaine gekommen, als am 18. April die Franzosen nicht ohne Gewalt in Weimar einrückten, von wo er längere Zeit ohne Nachricht blieb. In Meißen begegnete er einer Compagnie Freiwilliger, in welcher sich De la Motte Fouqué befand. Dieser erkannte sogleich unsern Dichter, obwohl er, in einen russischen Generalsmantel verhüllt, eine Militärmütze tief in's Gesicht gedrückt,

im Wagen saß. Fouqué theilte den Kameraden seine Entdeckung mit, und sagte, in militärischer Haltung an Goethe's Wagen tretend: „Ew. Excellenz melde, daß eine Abtheilung der Kgl. Preußischen Feldschaar der schwarzen Jäger auf dem Durchmarsch nach Leipzig Ew. Excellenz die Honneurs zu machen wünscht." Der Feldwebel Professor Mackwort aus Berlin kommandirte: „Präsentirt das Gewehr!" und Fouqué rief: „Der Dichter aller Dichter, Goethe lebe hoch!" Die ganze Compagnie stimmte mit Hurrah und Hörnerklang ein. Als hierauf Fouqué den Dichter um seinen Waffensegen bat, nahm der Tiefergriffene den dargereichten Hirschfänger nebst Büchse und sprach, seine Hand darauf legend:

Zieht hin mit Gott, und alles Gute
Werd' Eurem frischen deutschen Muthe!

worauf er unter nochmaligem Lebehoch grüßend davonfuhr. In Dresden, wo sich der König von Preußen befand, traf er mit Stein und Arndt zusammen, auf die er, weil er gedrückt und beklommen erschien, keinen erfreulichen Eindruck machte. Als Schiller's Herzensfreund Körner, dessen Sohn Theodor in den Reihen der Freiwilligen stand, Hoffnung auf glücklichere Zeiten äußerte, antwortete Goethe heftig auffahrend: „Ja, schüttelt nur an Euren Ketten! Der Mann ist Euch zu groß! Ihr werdet sie nicht zerbrechen, nur noch tiefer in's Fleisch ziehen!" In der That war Grund zu Besorgniß vorhanden, weil Oestreichs Haltung zweifelhaft war. Erst in Töplitz erhielt Goethe durch vertrauliche Mittheilung Andeutung von einer nahe bevorstehenden allgemeinen Verbindung gegen Napoleon.

In Töplitz gab er sich zuerst, wie gewöhnlich beim Anfang einer Badesaison, einer fleißigen Arbeit hin, und zwar am dritten Theil seiner Selbstbiographie. Dazwischen entstanden Gedichte, die zum Theil durch den Geist, der sie durchweht, in merkwürdigem Gegensatz zu der ernsten Zeit und der aufgeregten Welt stehen. Ich nenne nur das den geselligen Liedern eingereihte „Gewohnt, gethan („Ich habe geliebet, nun lieb' ich erst recht"), dessen zweite Strophe lautet:

Ich habe geglaubt, nun glaub' ich erst recht!
Und geht es auch wunderlich, geht es auch schlecht,
Ich bleibe beim gläubigen Orden.
So düster es oft und so dunkel es war
In drängenden Nöthen, in naher Gefahr,
Auf einmal ist's lichter geworden.

Die Gruppe seiner geselligen Lieder vermehrte sich noch durch das schöne Gedicht Offene Tafel, das jedoch erst nach der Heimkehr, am 12. Okt. abgeschlossen wurde. Anregendes Vorbild war ein französisches Gedicht Baretés von Lamotte-Houdard.*) Zu den Balladen kamen hinzu: „Der Todtentanz, Der getreue Eckart und Die wandelnde Glocke. Der Entwurf einer Oper, welche Der Löwenstuhl betitelt werden sollte, und das Sujet der später entstandenen Ballade vom vertriebenen und zurückkehrenden Grafen behandelt haben würde, blieb aus unbekannten Gründen unausgeführt. Nachdem Goethe einige Zeit in Töplitz zugebracht hatte, sah er sich viel in der Umgegend um und flüchtete sich, wie er an Meyer schrieb, „gar oft in das anorganische Reich," in die stille Gebirgswelt. Einen Ausflug nach Zinnwald und Altenberg hat er in einem besondern Aufsatz beschrieben, der in seinen Werken unter Mineralogie und Geologie (XL, 204 ff.) eingereiht ist. Doch fehlte es ihm auch nicht an geselligem Verkehr mit der Erbprinzessin Maria Paulowna, der Großfürstin Katharina Paulowna, nachmals Königin von Württemberg, dem Grafen Brühl, dem General Thielemann u. s. w. Gern hätte er diesem Kreise noch länger angehört; aber die aufsteigenden Kriegswolken, die auch Böhmen bedrohten, mahnten zur Heimreise.

Gleich nach Mitte August in Weimar eingetroffen, brachte er bald darauf mit dem Herzog Karl August noch eine ruhige Woche in Ilmenau zu, um dann in Weimar desto bewegtere Monate zu verleben. Er suchte Gemüthsruhe für Stunden wenigstens dadurch zu gewinnen, daß er sich auf Dinge warf, die den Tagesinteressen möglichst fern lagen, z. B. auf ein eifriges Studium der chinesischen Geschichte. Umsonst; die kriegerischen Ereignisse drängten sich der Aufmersamkeit mit jedem Tage gewaltsamer auf. Die jüngste französische Garde rückte in Weimar ein; General Travers, den Goethe als Begleiter des Königs von Holland kennen gelernt, wurde bei ihm einquartiert. Allmälig bewegte sich die ganze französische Armee nach Sachsen hinein, wo auf den Feldern von Leipzig das Schicksal Europa's entschieden werden sollte. Gerade am Tage der Schlacht dichtete Goethe der Schauspielerin Wolff zu Liebe einen Epilog zum Essex (G.'s W. VI, 418). Er selbst sah später etwas Prophetisches in den Versen: „Der Mensch erfährt, er sei auch, wer er mag, Ein letztes Glück und einen letzten Tag."

*) Näheres in meinem Kommentar zu Goethe's Gedichten I, 157.

An eben dem Tage fiel in seinem Hause Napoleon's Brustbild von der Wand. Goethe's Frau, eine leidenschaftliche Verehrerin des Kaisers, war darüber außer sich. Er tröstete sie mit den Worten: „Sieh nur her; nur der Rand des Bildes ist entzwei; dem Helden selbst ging man noch nicht zu Leibe." Später ließ er, einen Vers Lucan's parodirend, um den Rand die Worte setzen:

Scilicet immenso superest ex nomine multum.

Rasch wälzte sich die zurückschwellende Kriegsfluth gegen Weimar heran. Kosaken schlichen herbei und hoben den französischen Gesandten auf. Die Franzosen näherten sich von Apolda und Umpferstedt, die Verbündeten vom Ettersberg her: die Oestreicher rückten ein. Goethe kam mit den Seinigen über die gefahrvollen Tage glücklich genug hinweg und hatte die Freude, durch die Kriegsereignisse manchen interessanten Mann nach Weimar und in sein Haus geführt zu sehen; er nennt in den Annalen unter Andern W. v. Humboldt, Metternich, Hardenberg, Prinz August von Preußen, Prinz Paul von Württemberg. Am 1. Nov. trat der Herzog von Weimar vom Rheinbunde zurück, schloß sich den Verbündeten an und erließ einen Aufruf zur Bildung eines Freiwilligen-Corps.

Von dem Sturm der todesmuthigen Begeisterung, der jetzt Deutschland durchbrauste, ließ Goethe sich nicht fortreißen; er widersetzte sich sogar dem Wunsch seines Sohns, in das Freiwilligen-Corps zu treten, und erwirkte einen Erlaß des Herzogs, der dem Kampflustigen den Eintritt verweigerte. Daß Goethe aber nicht theilnahmlos für das Schicksal und die Ehre seines Vaterlandes war, bezeugt ein in den Nov. 1813 fallendes Gespräch mit dem trefflichen Historiker Luden. Dieser hatte Goethe'n den Entschluß mitgetheilt, eine zunächst gegen die Napoleonische Gewaltherrschaft gerichtete Zeitschrift unter dem Titel Nemesis herauszugeben. Goethe widerrieth ihm eine geistzersplitternde publicistische Thätigkeit und fuhr dann fort:

„Glauben Sie nicht, daß ich gleichgültig wäre gegen die großen Ideen Freiheit, Volk, Vaterland. Nein, diese Ideen sind in uns, sind ein Theil unsers Wesens, und Niemand vermag sie von sich zu werfen. Auch liegt mir Deutschland warm am Herzen. Ich habe oft einen bittern Schmerz empfunden bei dem Gedanken an das deutsche Volk, das so achtbar im Einzelnen und so miserabel im Ganzen ist. Eine Vergleichung des deutschen Volks mit andern erregt uns peinliche Gefühle, über welche ich auf jegliche Weise hinwegzukommen suche. In der Wissenschaft und der Kunst habe ich die Schwingen gefunden, durch welche man sich darüber hinwegzuheben vermag; denn Wissenschaft und Kunst gehören der Welt an, und vor ihnen

verschwinden die Schranken der Nationalität. Aber der Trost, den sie gewähren, ist doch nur ein leidiger Trost, und ersetzt nicht das stolze Bewußtsein, einem großen, starken, geachteten, gefürchteten Volk anzugehören. In derselben Weise tröstet auch nur der Glaube an Deutschlands Zukunft. Ich halte ihn so fest als Sie, diesen Glauben. Ja, das deutsche Volk verspricht eine Zukunft, und hat eine Zukunft. Das Schicksal der Deutschen ist, mit Napoleon zu reden, noch nicht erfüllt. Hätten sie keine andere Aufgabe gehabt, als das römische Reich zu zerbrechen und eine neue Welt zu schaffen und zu ordnen, sie wären längst zu Grunde gegangen. Da sie aber fortbestanden, und in solcher Kraft und Tüchtigkeit, so müssen sie nach meinem Glauben noch eine große Bestimmung haben, eine Bestimmung, welche um so viel größer denn jenes gewaltige Werk der Zerstörung des römischen Reichs und der Gestaltung des Mittelalters sein wird, als ihre Bildung jetzt höher steht. Aber die Zeit, die Gelegenheit vermag ein menschliches Auge nicht vorauszusehen, und menschliche Kraft nicht zu beschleunigen oder herbeizuführen. Uns Einzelnen bleibt inzwischen nur übrig, einem Jeden nach seinen Talenten, seiner Neigung und seiner Stellung, die Bildung des Volks zu mehren, zu stärken und zu verbreiten nach allen Seiten, und wie nach unten, so auch — und vorzugsweise nach oben, damit es nicht zurückbleibe hinter den andern Völkern, sondern hierin wenigstens voranstehe, damit der Geist nicht verkümmere, sondern frisch und heiter bleibe, damit es nicht verzage, nicht kleinmüthig werde, sondern fähig bleibe zu jeglicher großen That, wenn der Tag des Ruhmes anbricht."

Von dem frischen, freudigen Geiste, der im J. 1814, zu dem ich übergehe, in allen deutschen Gauen erwachte, der die patriotischen Funken, die bisher zerstreut und im Verborgenen geglimmt hatten, zu Einem großen Brande aufflammen und zusammenschlagen ließ, konnte Goethe nicht unberührt bleiben. In drei Symptomen gab sich die belebende Einwirkung der großen Zeitepoche auf ihn kund. Er, der in den letzten Jahren sich während der Sommermonate in das abgeschlossene böhmische Gebirgsbecken versenkt und dort mit hocharistokratischen Kreisen verkehrt hatte, fühlte sich durch den Umschwung der Dinge, wie er selbst sagt, „in die freie Welt, besonders in's freie Geburtsland getrieben, zu dem er wieder Lust und Antheil fassen konnte," wo mit den Jugenderinnerungen auch Jugendempfindungen in ihm auflebten, wo er statt unter Fürsten, Diplomaten und hochgestellten Lebemännern im Getriebe eines regen Volkslebens, in bildungsreichen Bürgerkreisen sich bewegte. Hatte er in Böhmen sich vorherrschend den mineralogischen und geognostischen Studien gewidmet, so regten ihn am Rhein deutsche Kunst und deutsches Alterthum zu liebevoller Betrachtung auf. Und war in Böhmen regelmäßig ein Theil der Zeit auf Weiterführung begonnener Arbeiten oder Ergänzung älterer Gedichtgruppen verwandt worden, so erblühte ihm jetzt eine überraschend reiche neue, eigen=

artige Liederflora, die in mehrern Blüthen an die schönste Zeit seiner Lyrik erinnert. Nachhaltig war aber diese verjüngende Einwirkung nicht, und die Ursache lag nicht ausschließlich in seinem vorgerückten Lebensalter, sondern zum Theil in dem Rücklauf der politischen Zustände. Als auf die erhebende Tragödie des Befreiungskampfes das widrige Satyrspiel des Wiener Kongresses folgte, erkannte Goethe klarer, als die Meisten, daß die Zeit noch fern sei, wo dem deutschen Volke „der Tag des Ruhmes anbreche."

Aus der ersten stärkern Hälfte des Jahrs 1814 bis zur Rheinreise hebe ich das Theater, die wiederauflebende Hauskapelle und einen Frühlingsaufenthalt zu Berka hervor. Das Theater stand jetzt ungefähr auf seinem Gipfelpunkt. Treffliche Schauspieler versuchten sich an den mannigfachsten und schwierigsten Aufgaben, sogar an Stücken von zweifelhaftem poetischen Werth, wie z. B. Die Schuld von Müllner, wenn sie nur Anlaß zur Entfaltung ihrer Talente boten. Das Wiedererwachen des Singvereins war für Goethe ein hocherfreuliches Ereigniß; die Unterbrechung hatte er schmerzlich empfunden. Eine Aufführung der Johanna Sebus eröffnete die neue Periode, doch wollte, wie es scheint, die Anstalt noch immer nicht recht gedeihen; denn am 22. April klagte er Zeltern, es gehöre eine besondere Kunst dazu, einen solchen zusammengeborgten Körper, von dem bald dieses, bald jenes Glied abfalle, beim Leben zu erhalten. Mit einer auf republikanischer Grundlage konstituirten Gesellschaft, wie die freiwillige Hauskapelle war, fertig zu werden, mochte allerdings dem an's Befehlen gewöhnten Theaterdirektor nicht leicht werden.

Der Aufenthalt in Berka auf dem von der Ilm umrauschten „Edelhof" kam zwei poetischen Arbeiten zu statten. „Hier ist es," schrieb er den 18. Mai an Meyer, „so still und friedlich, als wenn seit hundert Jahren und hundert Meilen weit kein Kriegsgetümmel existirte. Der Tag ist so lang, daß er manchmal langweilig wird; und das, wissen Sie, ist der Erfindung günstig." Als er dies schrieb, war er mit dem kleinen Vorspiel Was wir bringen beschäftigt, womit im Juli das Theater zu Halle eröffnet werden sollte. Man hatte gewünscht, daß es zugleich dem unlängst gestorbenen Geh. Oberbergrath und Arzt Joh. Christian Reil zu Halle, dem die dortige Bühne ihr Entstehen verdankte, als Todtenfeier gelten könnte, worauf Goethe gern einging. Dem Plan nach knüpft es an jenes gleichbetitelte Vorspiel aus dem J. 1802 an (s. oben S. 27), und ist deßhalb in Goethe's Werken (VI, 363) als Fortsetzung be-

zeichnet. Die kleine Dichtung, in seiner nunmehrigen Art ganz mythisch symbolisch gehalten, läßt stellenweise, besonders gegen den Schluß, seine Freude über die Befreiung des Vaterlandes durchblicken.

Die Ausarbeitung des Stücks übertrug er an Riemer, weil er selbst unerwartet von Iffland ersucht wurde, für das Berliner Theater ein auf den Befreiungskrieg bezügliches Festspiel zu dichten. Das Vorspiel gehört demnach zu den geselligen poetischen Arbeiten, deren wir (von jenen mit Schiller gemeinsam gedichteten Xenien abgesehen) noch ein Paar um diese Zeit antreffen: die Gedichtsammlung Willkommen, unter Goethe's Leitung aus Beiträgen Verschiedener zusammengestellt, womit der aus dem Kriege heimkehrende Fürst begrüßt werden sollte, und das schöne Festspiel zu Iffland's und Schiller's Andenken (G.'s W. XXXV, 401 ff.), das er im folgenden Jahre gemeinsam mit dem Oberkonsistorialpräsidenten Peucer dichtete. Goethe hielt dergleichen gesellige Produktionen der jetzigen Kulturstufe des Vaterlandes für angemessen, „indem eine Fülle gemeinsamer Empfindungen, Begriffe und Ueberzeugungen, sowie die Gabe, sich rhythmisch angenehm und schicklich auszudrücken, genugsam verbreitet sei.“ Französische Schriftsteller haben so mit Erfolg zusammengearbeitet: bei uns steht die spröde deutsche Individualität der Sache im Wege. Goethe's Versuche gelangen ausnahmsweise, weil Mitarbeiter, wie Riemer und Peucer, seiner entschiedenen Superiorität sich willig fügten. Auf das für Berlin unternommene Festspiel Des Epimenides Erwachen komme ich zurück.

Am 25. Juli brach Goethe nach den Rheinlanden auf, und fand sich gleich auf der Reise zu frischen Gesangesweisen angeregt. Die Lieder des Divans Phänomen und Liebliches (Buch des Sängers) athmen schon ganz die Wanderlust. Am 26. schlug er im Gedicht Jahrmarkt zu Hühnefeld (G.'s W. II, 237) wieder den Ton jenes vierzig Jahr ältern Diners zu Coblenz an. In Frankfurt verbrachte er drei Tage im Friedr. Schlosser'schen Hause und fuhr am 29. nach Wiesbaden. Hier hatte Zelter, der schon ein paar Wochen anwesend war, für ihn ein Quartier bestellt und vom bereits abgereisten Philologen Wolf dessen Vorrath an Wein und Mineralwasser übernommen. Die reiche Mineraliensammlung des Oberbergraths Cramer brachte ihn wieder in Gefahr, sich in die alten böhmischen Studien zu vertiefen; aber die Nähe Zelter's, der noch den August hindurch bei ihm blieb, der muntere Sinn des

rheinischen Volks, die herrliche zu Ausflügen lockende Gegend umher, die Wiedervergegenwärtigung seiner Jugenderlebnisse zu selbstbiographischen Zwecken Angesichts ihres Schauplatzes — Alles trug dazu bei, ihn wieder mit der Menschenwelt zu befreunden, ihm jene größere Umgänglichkeit, Milde und Schonung zu geben, die er auf dieser Reise gewonnen zu haben bekennt.

Am 15. Aug. unternahm er mit seinen Freunden eine Fahrt in's Rheingau. Sie übernachteten in Rüdesheim, fuhren am 16. unter Kanonendonner über den von Kähnen und Schiffen wimmelnden Strom und mischten sich unter die bunten Schaaren der Wallfahrer, die von allen Seiten die Anhöhe zur Rochuskapelle unfern Bingen hinaufzogen. Man muß Goethe's schöne Schilderung des Rochusfestes (Bd. 26, S. 197 ff.), ein würdiges Seitenstück zu seinem Gemälde des römischen Karnevals, lesen, um den Hauch seiner damaligen frohen Stimmung zu fühlen. Als sei ihm auf dem Schauplatz seines Jugendlebens Jugendlust und Jugendkraft zurückgekehrt, trieb sich der nahe Fünfundsechszigjährige scherzend und wohlgemuth in dem bunten Menschengetümmel umher, und wie damals hatte er jetzt noch das offenste Auge und Herz für Natur und Menschenwelt, für Volkssitten und Kunst, nur daß seine Gesinnung duldsamer, sein Urtheil wohlwollender geworden war.

Nach Zelter's Abreise verlebte er in der ersten Septemberwoche eine Reihe schöner Tage auf dem Landgut der Familie Brentano am Rhein bei Winkel, von wo zu Wagen, Fuß und Schiff Ausflüge nach den interessantesten Punkten auf beiden Rheinufern gemacht wurden. Die Stelle am Rhein zwischen einem Weidicht, wo Karoline von Günderode sich acht Jahre vorher das Leben genommen, und die Erzählung der Katastrophe an Ort und Stelle aus dem Munde nahbetheiligter Personen mochten tiefergreifende Erinnerungen aus früherer Zeit in ihm aufwecken.

Am 10. Sept. begab er sich wieder nach Frankfurt und brachte dort, die liebevollste Gastfreundschaft im Schlosser'schen Hause genießend, zwei Wochen im Verkehr mit Jugendfreunden, vor allen mit Riese, dem Kastenschreiber, zu. In den frühern Auflagen dieser Schrift ist von einer Ovation erzählt, welche damals die Frankfurter Theaterdirektion dem größten Sohne der Stadt durch eine glänzende Aufführung des Tasso und sich daran schließende Huldigungen bereitet habe, und spätere Biographen Goethe's brachten gleichfalls die Erzählung. Die Ovation hat nicht statt gefunden. Der Irrthum entstand daher, daß der Frankfurter Banquier Geheime=

rath von Willemer die Theaterdirektoren für ihr laues Verhalten gegen Goethe durch die Schilderung einer Festfeier, wie sie schicklich gewesen wäre, zu züchtigen suchte, indem er dieselbe als Schilderung einer wirklich stattgefundenen Feier im Morgenblatt (vom 27. Sept. 1814) veröffentlichte.

Goethe's Verhältniß zu diesem Geheimerath von Willemer, das sich erst in jüngster Zeit näher aufgehellt hat*), verdient hervorgehoben zu werden. Joh. Jac. Willemer, zum preuß. Geheimerath von Friedr. Wilhelm II. ernannt, geadelt vom Kaiser von Oestreich, galt in Frankfurt als einer der bestgeachteten und bestgefürchteten Mitbürger. Ein tüchtiger Geschäftsmann, war er zugleich ein Gönner und Freund der Literatur und Kunst, und verkehrte mit Männern, wie Joh. Müller, Boisserée, Brentano, Börne u. s. w. Er entwickelte selbst eine sehr umfassende, freilich auch sehr hastige und zersplitterte literarische Thätigkeit, wie in der Frankfurter Stadtbibliothek eine Reihe von Bänden mit dem Rückentitel „Willemer's Werke" bezeugt. Seine Bestrebungen waren hauptsächlich auf Volksbildung, Jugenderziehung und populäre Staatsphilosophie gerichtet. Oeffentliche Mißstände beleuchtete er scharf und schonungslos. Seine freundschaftlichen Beziehungen zu Goethe datirten schon von früheren Jahren her. Im J. 1797 erwies sich das Willemer'sche Haus freundlich gegen die mitgebrachten Seinigen, und für Theilnahme, die man diesen geschenkt, bewahrte Goethe stets eine warme Dankbarkeit. Im J. 1808 stand Willemer der Gattin Goethe's bei Abwickelung der Erbschaftsangelegenheit getreulich zur Seite. Als der Dichter ihn jetzt 1814 besuchte, war Willemer schon zweimal vermählt gewesen, hatte aus der ersten Ehe drei Töchter, aus der zweiten einen Sohn, und stand eben, obwohl ein Vierundfünfzigjähriger, im Begriff eine dritte Ehe einzugehen. Der Name seiner dritten Gattin Marianne geb. Jung wird als Suleika unvergänglich mit Goethe's bedeutendster Dichtung dieser Zeit, mit dem Divan, verwoben bleiben.

Marianne, 1784 zu Linz ob der Enns geboren, 1798 mit ihrer verwittweten Mutter in der Truppe des Balletmeisters Traub nach Frankfurt gekommen, hatte mit ihrem Spiel in Ballets und kleinen Lustspielen sogleich großen Beifall gewonnen, und durch ihre musikalischen Anlagen, wie überhaupt durch ihren lebhaften Geist Aufsehen erregt. Als Willemer zwei Jahre später in die Theater-

---

*) Vgl. Briefwechsel zwischen Goethe und Marianne v. Willemer, herausgeg. von Th. Creizenach (Stuttg. Cotta 1877).

direktion eintrat, entzog er durch Uebereinkommen mit der Wittwe Jung die sechszehnjährige Künstlerin den Verführungen, womit ihr Stand und ihre reizende Persönlichkeit sie bedrohten, und ließ sie mit seinen zwei jüngern Töchtern weiter ausbilden, wobei das geistig bewegte Leben im Willemer'schen Hause ihren Talenten sehr zu statten kam. Im Zeichnen, Singen und Klavierspiel hatte sie gute Lehrer, war mit Cornelius befreundet und erfreute sich eine Zeit lang des Umgangs mit der großen Sängerin Anna Milder-Hauptmann. Ihre Hauptvirtuosität aber war, das gesellige Leben in ihrem Kreise zu einem Kunstwerk zu gestalten. Ohne selbst stark in den Vordergrund zu treten, regte sie die Gesellschaft abwechselnd zu Gesang, Spiel und geistreichem Gedankenaustausch an, und entfaltete dabei eine seltene, allerdings nur zur Gelegenheitspoesie verwendete dichterische Begabung, die so bedeutender Art war, daß Goethe in seinen Divan mehrere Gedichte von ihr verflechten konnte, die zu den schönsten Blumen dieses Liederkranzes gehören. Willemer führte sie am 27. Sept. 1814 unter Billigung seiner Töchter und Schwiegersöhne als seine dritte Gattin zum Altar. Goethe's Verhältniß zu dem neuvermählten Paar gestaltete sich schon 1814 zu einem herzlichen und innigen, doch in höherm Grade, wie sich zeigen wird, im nächstfolgenden Jahre.

Am 24. Sept. 1814 reiste Goethe nach Heidelberg zu Boisserée, ergötzte sich an der dortigen Sammlung niederdeutscher und altdeutscher Gemälde, die ein Eigenthum der Gebrüder Boisserée und Bertram's war, und verkehrte viel mit Voß, Thibaut, Paulus und Karoline von Humboldt. Am 9. Okt. fuhr er mit Sulpiz Boisserée nach Darmstadt. Hier fand er den Oberbaurath Moller mit Arbeiten für das Boisseréesche Domwerk beschäftigt und bewunderte den neuaufgefundenen Grundriß der Domfaçade, betrachtete mit großem Genuß das Darmstädter Museum, und sah in der naturhistorischen Sammlung unter den Resten gigantischer Vorweltthiere mit Rührung viele Stücke wieder, die einst sein hingeschiedener Freund Merck mit Liebe gesammelt hatte. Am 10. Okt. fuhr er, Boisserée in Darmstadt lassend, nach Frankfurt. Auch hier bot sich ihm in den verschiedenen Kunstsammlungen von Städel, Grambs, Brentano, von Gerning, von Bethmann u. A. reiche Gelegenheit zu Kunstgenuß und Belehrung; lebhaftes Interesse nahm er auch an der Senckenbergischen Stiftung.

Er verweilte in der Vaterstadt noch eben lange genug, um dort an der ersten Jahresfeier der Leipziger Schlacht Theil zu nehmen.

Das Fest wurde den 18. Okt. durch Glockenläuten und Choräle von den Thürmen eingeleitet; Abends leuchteten Freudenfeuer auf den Bergrücken umher. Goethe genoß dieses Schauspiel mit dem Willemer'schen Ehepaar auf dem kleinen Thurm im Weinberg am Hainerwege, dem sogenannten Wassertempel gegenüber. Das weite Landschaftsbild mit mehr als hundert hell erleuchteten Punkten prägte sich ihm unauslöschlich ein. Am 19. Okt. folgte eine glänzende Illumination der Stadt. Vor dem Römer prangte ein Transparent und ein flammender Opferaltar; die Straßen waren mit bebänderten Tannen, am Eingange mit Triumphthoren geschmückt; vor allen strahlte der jetzige Goetheplatz und die Mainbrücke.

Am folgenden Tage begab sich Goethe nach Hanau zu einem fünftägigen Aufenthalt beim Geheimerath Leonhard, dessen reichhaltiges und musterhaft geordnetes Mineralienkabinet ihm höchst förderlich war. Nebenher sah er sich in den dortigen Bijouteriefabriken, in der Teppichfabrik von Leisler und Comp., der Zeichenschule des Hofraths Westermeyer u. s. w. um. Die Mitglieder des Hanauer Gesellschaftstheaters veranstalteten dem gefeierten Gast zu Ehren eine Festvorstellung mit einem von Leisler gesprochenen Prolog.

So waren ihm, als er am 27. Okt. gesund und vergnügt nach Weimar zurückkehrte, wie er an Zelter schrieb, „unendliche Schätze der Anschauung und Belehrung geworden;" und als ihn darauf im December die Sorge für die wissenschaftlichen Anstalten nach Jena rief, zeigte er sich dort, wie Knebel einer Freundin berichtete, „überaus wohl und theilnehmend, und schien sich überhaupt im letzten Sommer verjüngt zu haben."

Es erklärt sich also leicht, weßhalb ihm das Spätjahr 1814 und die ersten fünf Monate des folgenden Jahrs bis zur Wiederholung der Rheinreise trotz eines Katarrhs, der ihn im Frühling quälte, so ungemein fruchtbar an schriftstellerischem Ertrage wurden. Ich werde über denselben später eine Uebersicht geben, und bemerke hier nur, daß in dieser Zeit Lieder zum Divan in reicher Fülle und eine Menge kleiner Gelegenheitsgedichte, sowie das Festspiel zu Iffland's und Schiller's Andenken entstanden. Zu den Gelegenheitsgedichtchen gehörte das den Zuschriften und Erinnerungsblättern eingereihte An Geheimerath von Willemer (VI, 91):

Reicher Blumen goldne Ranken
Sind des Liedes würd'ge Schranken;
Goldneres hab' ich genossen,
Als ich Euch in's Herz geschlossen u. s. w.

Weil er damals mit seinen Gedanken ganz im Orient lebte, ließ er die Verse nach arabischpersischer Sitte mit Blumenarabesken einfassen, die mit einer prachtvollen vom Herzog von Gotha ihm verehrten Goldtinte gezeichnet waren.

Am 24. Mai trat Goethe mit der Vorahnung eines abermaligen genußreichen Sommers die Reise nach dem Rheine an. Freilich waren am politischen Himmel neue drohende Wolken aufgestiegen. Napoleon war den 1. März zu Cannes gelandet und den 20. in Paris eingezogen. Die Mächte des Wiener Kongresses hatten ihn in die Acht erklärt und ließen ihre Heere gegen die französische Gränze vorrücken. Die in Goethe erwachte Gesangeslust ließ sich dadurch nicht verscheuchen. Bereits am ersten Reisetage wurden sieben, am vierten sechs neue Lieder aufgezeichnet, darunter einige, worin der Dichter schon als Hatem, seine Geliebte als Suleika auftritt. Als er am 28. Mai in Wiesbaden eintraf, fand er die preußische Garde vor und die kaum zu Athem gekommenen Bürger wieder fieberhaft aufgeregt. Die Schlacht von Waterloo ward dort zuerst zu großem Schrecken als verloren gemeldet, so daß viele Badegäste in Angst vor schneller Ausbreitung der Franzosen schon Anstalten zum Einpacken machten. Um so freudiger überraschte die bald folgende Nachricht von dem Siege der Verbündeten. Unterdessen wuchs die Liederflora des Divans erfreulich weiter. In unproduktivern Stunden las Goethe in der Wiesbadener Bibliothek die in langen Reihen aufgestellten Bände der Göttinger Anzeigen durch, um einmal zu überschauen, „was man Alles erlebt und durchlebt hatte."

Es fehlte auch in diesem Jahre nicht an Ausflügen von Wiesbaden aus in die Umgegend. In Biberich traf er den Erzherzog Karl, der ihm eine Beschreibung seiner Feldzüge mit höchst genauen Karten verehrte, auf welchen sich auch die Ufergegenden der Lahn von Wetzlar bis Neuwied befanden. Goethe machte von ihnen einen sehr förderlichen Gebrauch bei einer Exkursion zu beiden Seiten der Lahn in Begleitung des Oberbergraths Cramer.

Am 25. Juli unternahm er in Gesellschaft des Ministers von Stein und Arndt's einen Ausflug nach Köln, und betrachtete dort mit Bewunderung den Dom, dieses „schmerzenvolle Denkmal der Unvollendung," widmete auch den Sammlungen des Professors Ferd. Franz Wallraf eine rege Aufmerksamkeit. Auf der Rückfahrt besichtigte er zu Bonn die Sammlung des Kanonikus Pick, zu Neuwied die dort und in der Nachbarschaft gefundenen Alterthümer.

In Coblenz ward ihm durch Görres ein solennes Frühstück veranstaltet. Am 31. Juli langte er wieder in Wiesbaden an. Zwei Tage später fand sich Sulpiz Boisserée ein, verweilte bei ihm eine Woche, begleitete ihn dann nach Mainz und brachte dort mit ihm einen Tag zu. Am 12. Aug. Vormittags kamen sie in Frankfurt an, wo Sulpiz im Gasthof zum Schwanen abstieg, Goethe aber sogleich zum Willemer'schen Ehepaar hinausfuhr, um rechtzeitig vor Tisch zu erscheinen.

Willemer wohnte den Winter hindurch meist in der Stadt im Rothen Männchen, einem Patricierhause der alten Mainzergasse, zur Sommerzeit aber, und so auch jetzt, auf der sogenannten Gerbermühle, einem Landsitz, ungefähr eine halbe Stunde oberhalb Frankfurt nahe beim Dorf Oberrad am linken Mainufer gelegen. Es war eine gar anmuthige und stille Wohnstätte. Das im Ganzen schlichte Gebäude, an dessen Westseite sich eine Balustrade hinzog, und manches erhöhte Plätzchen der umgebenden Baum- und Buschpartien gewährten schöne Blicke über weite und freundliche Landschaftsbilder. Auf einem Pfade, der sich um's Haus schlang, war Goethe vor vierzig Jahren oft als Liebender zu Lili nach Offenbach gewandert. Hier genoß er nun einer vierwöchentlichen höchst beglückenden Villeggiatur, die sich wohl mit jener zu Castel Gandolfo vom Oktober 1787 (III, 107) messen konnte. Ein herrliches Sommerwetter, eine Umgebung, an die sich die Erinnerung seines frischesten Jugendlebens knüpfte, eine liebevoll gastliche Bewirthung, ein Tageslauf, den die anmuthreiche und hochbegabte, und doch so bescheidene Hausfrau mit stündlich abwechselndem Reiz zu durchflechten wußte, vielfacher Zuspruch aus der Stadt von Sulpiz Boisserée, Friedr. Schlosser, dem Jugendfreund Riese, Dr. Seebeck, dem etwas derben und barocken, aber humorreichen Medicinalrath Dr. Ehrmann, sogar von einer hochfürstlichen Dame, seiner langjährigen Verehrerin, der Herzogin von Cumberland, Schwester der gefeierten preußischen Königin Louise, mitunter auch, jedoch selten, Gegenbesuche in der Stadt, — alles dies machte die Villeggiatur zu einem Lichtpunkt seines Lebens, dessen Glanz nie in seinem Gedächtniß verblich. Marianne schilderte später den täglichen Lebenslauf ihres geliebten Gastes in folgender Weise:

„Morgens blieb er allein; jeden Vormittag um 10 Uhr trank er mitgebrachten Wein aus einem silbernen Becher. Mittags erschien er im Frack und benahm sich ziemlich förmlich. Freier war seine Unterhaltung Nachmittags auf Spaziergängen. Gern machte er auf Wolkenbildungen, auf

farbentiefe Schatten, auf Pflanzen und Gestein aufmerksam. Er trug immer ein großes Taschenmesser bei sich, womit er Reiser abschnitt oder Steinchen vom Boden löste. Abends, wenn er seinen weiß flanellenen Hausrock angezogen hatte, erschien er völlig zwanglos und liebenswürdig, las gern vor und ermunterte die Hausfrau zum Singen. Bemerkenswerth ist, daß ihm beim Lesen seiner eigenen Gedichte nicht selten Thränen in die Augen traten." *)

Wie am 28. Aug. sein sechsundsechszigster Geburtstag auf der Gerbermühle festlich begangen ward, erzählt Boisserée ausführlich in seinen Aufzeichnungen (I, 271). Eine schönere Geburtstagsfeier mag der Dichter kaum je erlebt haben. Mehr, als das Morgenständchen, vom Theaterorchester dargebracht, als das Mittagsmahl, wobei der Elser reichlich floß, als die sinnigen Geschenke, womit ihn der zahlreiche Freundeskreis überraschte, war es der Hauswirthin innigste, geistgewürzte Zuneigung, was ihm diesen Tag unvergeßlich machte und seiner so oft in Briefen und Liedern gedenken ließ. Einzelne hochbejahrte Leute in Oberrad erzählen noch aus ihrer Kinderzeit von dem Morgenständchen, sowie überhaupt von Goethe's Aufenthalt auf der Gerbermühle, wie festlich diese zum Empfang des Dichters mit Grün und Blumenguirlanden geschmückt gewesen; wie prächtig sich Abends die bunten Lampen an der Balustrade nach dem Main zu und in den hohen Bäumen des Parks ausgenommen, wie oft in jenen Tagen nach dem Abendessen aus den geöffneten Fenstern Klavierspiel und seelenvoller Gesang der schönen jungen Hausfrau erklungen sei, dem Goethe und die andern Gäste vom Balkon her andächtig lauschten.

Um die Frankfurter Kunstsammlungen eingehender betrachten zu können, unterbrach Goethe am 8. Sept. den Aufenthalt auf der Mühle für eine Woche und wohnte während dieser Zeit im Rothen Männchen. Am 12. Sept. schickte er von dort an Marianne das Divanlied „Nicht Gelegenheit macht Diebe" (G.'s W. IV, 76), welches sie mit dem nächstfolgenden Liede des Divans „Hochbeglückt in deiner Liebe" erwiderte. Ferner sandte er ihr ein Blatt der morgenländischen Pflanze Gingo Biloba (das Blatt ist zweispaltig) mit dem Gedicht „Dieses Baums Blatt, der von Osten" (IV, 80). Vom 15. Sept. an brachte er mit Sulpiz Boisserée noch fünf Tage

---

*) Gleiches widerfuhr ihm einst in Weimar, als er aus Hermann und Dorothea das Gespräch zwischen Mutter und Sohn las. Von Rührung übermannt, hielt er, die Thränen trocknend, inne und sagte: „So schmilzt man an seinen eigenen Kohlen."

auf der Gerbermühle zu, wo denn das Zusammenleben wieder durch Spaziergänge, Vorlesen, Klavierspiel und Gesang verschönt wurde. Am 17. Sept. entstanden hier die Lieder des Divans „Als ich auf dem Euphrat schiffte“ und „Dies zu deuten bin erbötig“ (IV, 77 f.), von denen das erste ohne Zweifel aus Mariannens Feder stammt.

Am 19. Sept. Nachmittags verließen Goethe und Sulpiz das Willemer'sche Ehepaar mit der Verabredung eines baldigen Wiederzusammentreffens in Heidelberg, verbrachten den 20. in Darmstadt und kamen den folgenden Tag in Heidelberg an. Hier schwelgte nun Goethe wieder in der Betrachtung der Boisserée'schen Sammlung, übte sich mit Professor Paulus unter heitern Scherzen in arabischer Schrift, verkehrte auch mit Professor Creuzer und Daub. Unterdessen dichtete Marianne, die schöne kleine Müllerin, daheim das tiefsinnige Lied der Suleika „Was bedeutet die Bewegung?“ (IV, 101), worin sich die Hoffnung eines baldigen Wiedersehens des geliebten Dichters ausspricht. Sie fand sich mit Willemer in Heidelberg am 24. Sept. ein, demselben Tage, an welchem Goethe zwei der schönsten Lieder seines Divans: „An vollen Büschelzweigen“ (IV, 96 f.) und „Ist es möglich? Stern der Sterne“ (IV, 104 ff.) schrieb. Sie zeigen beide, wie glücklich ihn das Verhältniß zu Marianne machte, das noch einmal feurige Jugendtöne seiner Lyra entlockte. Ihr Zusammensein in Heidelberg war für Beide die Blüthezeit ihres Glücks, für Marianne der Gipfelpunkt ihres ganzen Lebens. In Gesellschaften und auf Spaziergängen, zumal auf dem Schlosse, tauschten sie den Reichthum ihrer Geister und Gemüther aus. Mehrere der Wechselgesänge zwischen Hatem und Suleika verdanken ohne Zweifel diesen Tagen ihre Entstehung; so z. B. Hatem's jugendlichfeuriges Lied: „Locken, haltet mich gefangen“ (IV, 92). Daß die Antwort Suleika's: „Nimmer will ich dich verlieren“ von Marianne gedichtet wurde, hat sie in spätern Jahren selbst gestanden.

Willemer schied mit seiner Gattin gegen Ende Septembers. Für Goethe und Marianne war es ein Scheiden auf Nimmerwiedersehen, — und dies kam der Erhaltung des Adels ihres Verhältnisses zu statten: denn es streifte gewiß in manchen Augenblicken ihres Zusammenseins an das gefährlich Leidenschaftliche. So aber bewahrte es seine volle Reinheit und blieb für Willemer's Lebensglück ohne die mindeste Störung, ja trug vielmehr zur Erhöhung desselben bei. Was Marianne ihrem Gatten war, sagen die Verse,

die er Anfangs der dreißiger Jahre einem ihr überreichten schönen Geschenke beifügte:

Du warst mein Trost, mein Glück in diesem Leben;
Ich war wohl klug, daß ich Dich fand?
Doch fand ich nicht; Dich hat mir Gott gegeben;
So segnet keine ird'sche Hand!

Das Ehepaar unterhielt mit dem Dichter lebenslänglich die freundschaftlichsten Beziehungen und einen Austausch von Briefen und Liebesgaben. Marianne dichtete nach der Rückkehr von Heidelberg sogleich das wunderbar schöne, in den Divan übergangene Lied Suleika's an den Westwind: „Ach um deine feuchten Schwingen" (IV, 103 f.). Goethe blieb noch stark eine Woche in Heidelberg, machte am 3. Okt. von dort einen kurzen Ausflug nach Karlsruhe, wo er den trefflichen Hebel aufsuchte, trat am 7., von Boisserée bis Würzburg begleitet, die Heimreise über Meiningen und den Thüringer Wald an, und traf den 11. Okt. wieder in Weimar ein.

Achtes Kapitel.

Einleitendes. — 1816: Abnahme des Interesses für's Theater. Tod der Prinzessin Karoline, der Kaiserin von Oestreich und der Gattin Goethe's. Stiftung des weißen Falkenordens. Huldigungsfeier. Goethe's Stellung zum konstitutionellen Wesen. Vereitelte Rheinreise. Aufenthalt in Tennstädt. Besuch von Zelter. Eine Kantate projektirt. Künstlerlied. Ballade. — 1817: Verlobung und Heirath seines Sohnes. Der Hund des Aubry. Goethe scheidet aus der Theaterdirektion. Viermonatlicher Aufenthalt in Jena. Rhein- und Mainhefte. Hefte zur Morphologie. Orphische Urworte. Gedicht zum Reformationsfest. Wartburgfest. — 1818: Halbjähriger Aufenthalt in Camsdorf. Besuch von Karlsbad. Zahlreiche Gelegenheitsgedichte. Drei Wochen in Berka. Letzte Maskendichtung. — 1819: Tod des Ministers von Voigt. Abreise nach Karlsbad. Feier des 28. Aug. in Frankfurt. — 1820: Besuch des Königs von Württemberg. Reise über Eger und Marienbad nach Karlsbad. Neue Gedichte zum Divan. Fünfmonatlicher Aufenthalt im botanischen Garten zu Jena. — 1821: Anachoretenleben in Weimar. Beschäftigung mit den Wanderjahren und den zahmen Xenien. Besuch von Marienbad. Nochmaliger Herbstaufenthalt im botanischen Garten zu Jena.

Goethe war auf den Rheinreisen nach seinem eigenen Bekenntniß sich bewußt geworden, „wie viel er bisher, durch das unselige Kriegs-

und Knechtschaftswesen auf einen kleinen Theil des Vaterlandes beschränkt, leider vermißt und für eine fortschreitende Bildung verloren hatte." Gewiß würde sich, hätte auch seine Bildung schwerlich mehr zugenommen, doch seine Wirksamkeit noch großartiger und unmittelbar eingreifender gestaltet haben, wenn ihm aus lebendiger Berührung mit einem großen und freien Volks- und Staatsleben fortwährend neue Quellen der Anregung zugeflossen wären. Man hätte erwarten sollen, er werde die Reise, die so verjüngend auf ihn gewirkt, wiederholen. Es wird sich zeigen, daß es nicht geschah. Er machte zwar 1816 einen Wiederholungsversuch, den ein Zufall vereitelte, stand dann aber für alle Zukunft davon ab, verweilte in den Jahren 1816 und 1817, trotz der liebevollsten Einladung aus dem Geburtslande, wenn auch nicht immer zu Hause, doch innerhalb der Thüringischen Heimath, wandte sich darauf eine Reihe von Jahren hindurch im Sommer wieder den Böhmischen Bädern zu, und verzichtete während der letzten Lebensjahre auf jeden weitern Ausflug. In dem Maße, wie die Rhein- und Main-Erinnerungen in ihm verblichen, kehrte sein äußeres und inneres Leben in die gewohnten Geleise zurück. Zwar klangen die Einwirkungen der rheinischen Kunst und Alterthümer noch eine geraume Zeit in ihm fort, und er bemühte sich, die jüngst gewonnenen Anschauungen mit jenen ältern italienischen, welche gleichzeitig durch die Redaktion des Aufenthalts in Italien wieder aufgefrischt wurden, so viel als möglich in Gleichgewicht zu setzen. Als Organ für diese Bestrebungen dienten ihm die zuerst als Rhein- und Main-Hefte auftretende Zeitschrift Ueber Kunst und Alterthum, deren erstes Heft im Februar 1816 gedruckt wurde. Allein es währte nicht lange, da gewannen die in Italien auf dem Hochpunkt seines Künstlerlebens gewonnenen Anschauungen wieder das Uebergewicht, und er schickte sich mit jugendlicher Kampflust an, den Uebergriffen der „neudeutschen religiös-patriotischen" Partei im Verein mit seinen Gesinnungsgenossen entgegenzutreten. Zugleich belebte sich wieder seine Theilnahme und Thätigkeit auf dem Felde der Naturwissenschaft, die seit dem Abschluß der Farbenlehre etwas ruhte. Die orientalische Liederflora, die im vorigen Biennium fröhlich aufgewachsen war, mehrte sich zwar noch durch Nachschößlinge, doch waren darunter viele kontemplativer Natur, und sein Interesse an dieser Poesie ward mehr wissenschaftlicher Art. Ueberhaupt lassen die nächsten Jahre das Sinken seiner tiefern dichterischen Produktivität immer deutlicher erkennen; sein poetisches Vermögen zersplittert sich mehr und mehr

in kleine gnomische und didaktische Gedichte, in Erinnerungsblätter und Zuschriften, in Gelegenheitsgedichtchen im strengsten Sinne des Wortes.

Das Weimarische Theater gehörte im J. 1816 schon nicht mehr zu seinen nächsten Anliegen, wenn es gleich noch unter seiner Oberleitung stand; das deuten die Annalen genugsam an, die unter diesem Jahr kein Wort über die Bühne haben. Der eingehende Bericht darüber unter 1815 kann als Abschiedswort betrachtet werden, das Goethe diesem mit so viel Liebe gepflegten Institut widmete. Mehreres vereinigte sich jetzt, ihm seine Freude daran zu vergällen. Eine Gegenpartei, deren Hauptstütze Karl August's Geliebte, Frau von Heygemann (Karoline Jagemann), war, suchte seinen Einfluß heimlich zu untergraben. In dem Grafen Edling setzte man ihm einen ungewünschten Intendanten zur Seite. Goethe ignorirte ihn in den Sitzungen und räumte ihm keinen Antheil an den Geschäften ein. Zu seinem großen Verdruß hatte schon im vorigen Herbst der Generalintendant des Berliner Theaters Graf v. Brühl ihm das Wolff'sche Ehepaar entzogen. Die Berichte Zelter's über den in Berlin von den Wolffs errungenen Beifall waren ihm schmeichelhaft. Er wandte dem Berliner Theater eine erhöhte Aufmerksamkeit zu, und ermunterte Zelter stets zu neuen Berichten, welcher denn auch, da die wiedererwachte Goethe'sche Hauskapelle nicht gedeihen wollte, im Theater eine willkommene Quelle zu brieflicher Unterhaltung mit dem Dichter fand.

Die Lebhaftigkeit der diesmaligen Weimarischen Theatersaison ward übrigens auch durch einen Trauerfall der fürstlichen Familie gedämpft, von dem Goethe schmerzlich mitberührt wurde. Die liebenswürdige Prinzessin Karoline, Erbgroßherzogin von Mecklenburg-Strelitz, starb den 20. Jan. 1816. Für eine ihr zu Ehren abgehaltene Trauerloge schrieb er das tiefempfundene Gedicht An dem öden Strand des Lebens (VI, 6). Zu eigener Bethätigung der darin enthaltenen Mahnung, „unter treulichem Wirken den geliebten Ewigen entgegenzueilen," fand er bald noch zweimal schmerzlichen Anlaß. Am 17. April 1816 starb die Kaiserin von Oestreich. Der Leser weiß aus Früherm (vgl. oben S. 71 u. 78), mit welcher Zuneigung und Verehrung Goethe dieser Fürstin ergeben war. Vor Ende Mai rief ihn aus reger Thätigkeit in Jena die Nachricht von einer Erkrankung seiner Gattin nach Weimar zurück. Auf einer Spazierfahrt, die er mit ihr wagte, ward sie an seiner Seite vom Schlage gerührt und starb den 6. Juni. Der wenigen, aber in ihrer Kürze doppelt ergreifenden Verse ist schon (III, 146)

gedacht worden. Vor der Welt trug er seine Trauer nicht zur Schau; an Zelter schrieb er den 8. Juni: „Wenn ich Dir, derber, geprüfter Erdensohn, vermelde, daß meine liebe kleine Frau uns in diesen Tagen verlassen hat, so weißt Du, was das heißen will.“ Er wandte mit verdoppelter Liebe sein Herz dem Sohne zu, der, unlängst zum Kammerrath befördert, mit Umsicht in das Geschäfts- und Hauswesen einzugreifen begann. Der glückliche Vater berichtete dies mit Genugthuung an die nächsten Freunde (an Knebel den 17., an Zelter den 22. Juli).

Vor und zwischen diesen Todesfällen hatte er nicht umhin gekonnt, an Festfeierlichkeiten Theil zu nehmen. Der Weimarische Staat war zum Großherzogthum erhoben worden, und Karl August schon im vorigen Jahr darauf bedacht gewesen, seinem Lande eine Verfassung zu geben und sein Staatsministerium neu zu ordnen. Goethe's Gehalt war hierbei auf 3000 Thlr. nebst einem Zuschuß zur Haltung einer Equipage gestiegen. Jetzt, im J. 1816, wurde der 30. Januar durch die Stiftung des weißen Falkenordens gefeiert. Goethe hielt die Festrede. Er und sein vieljähriger Kollege und Freund von Voigt erhielten das Großkreuz des neuen Ordens (das Commandeurkreuz des östreich. Leopold-Ordens war Goethe'n schon 1815 im Willemer'schen Hause zugegangen). Am 17. April 1817 fand die Huldigungsfeier statt, bei welcher Goethe als ältester Diener und Freund des Großherzogs zunächst rechts am Throne stand.

Unserm Dichter war es bei der festlich inaugurirten neuen Ordnung der Dinge nicht wohl zu Muth. Die Gewährleistung der Preßfreiheit durch die Verfassung schien ihm bedenklich, überhaupt der Werth der konstitutionellen Formen fraglich; sein Blick haftete allzusehr an dem möglichen Mißbrauch derselben. Nichts war ihm widerwärtiger, als ein maßgebender Einfluß der Majorität; „denn sie besteht,“ sagte er, „aus wenigen kräftigen Vorgängern, aus Schelmen, die sich akkommodiren, aus Schwachen, die sich assimiliren, und der Masse, die nachtrollt, ohne nur im mindesten zu wissen, was sie will.“ Wer Goethe's ererbte Neigungen, seine Erziehung, seine durch sie genährte Mißachtung der großen Menge, die herrschende Stellung, die man ihm bisher in allen Kreisen eingeräumt hatte, überhaupt seinen ganzen bisherigen Lebensgang kennt, der wird sich über seine Stellung dem Konstitutionalismus gegenüber nicht wundern. In seiner amtlichen Thätigkeit an eine freie Bewegung gewöhnt, von seinem Fürsten mit unbedingtem Vertrauen beehrt, ergrimmte er

bei dem Gedanken an eine ständische Kontrolirung seines Thuns und Lassens. Dies mußte ihn auf die Dauer in ernste Kollisionen mit dem Landtage bringen. Im J. 1823 — um diesen Vorfall hier vorwegzunehmen — verlangte der Landtag von ihm eine Rechnungsablage über die auf die Kunst- und wissenschaftlichen Anstalten verwendeten Gelder. Gewaltig entrüstet, ließ er den Landtag lange warten, und schickte endlich ein paar Zeilen, worin Einnahme, Ausgabe und Restbetrag im Ganzen, ohne jegliche Specificirung der Verwendung angegeben waren. Viele der Abgeordneten brachen bei der Verlesung der Zeilen in lautes Lachen aus. Andere aber zürnten heftig; und es bedurfte der eifrigen Vermittelung der allgemein verehrten Großherzogin, um vorläufig den Streit zu dämpfen. Im aufgeregten Jahr 1831 entbrannte er aber von Neuem. Goethe blieb auch da gleich hartnäckig, und nur der Tod entzog ihn größerm Verdruß. Der Landtag nahm in die Akten des Verblichenen Einsicht und fand sich zu einer öffentlichen und officiellen Anerkennung seiner Dienstführung bewogen — ein Beweis, wie wenig er eine Kontrolirung derselben zu scheuen gehabt hätte.

Anfangs Juli 1816 ward Goethe durch ein Besuch Zelter's erfreut, der dem Trauernden durch seine brüderliche Theilnahme und unvergleichliche Geistes- und Gemüthsfrische einen Schatz von Trost und Erheiterung mitbrachte. Zelter reiste vor Mitte Juli nach den Rheinlanden ab mit der Verabredung, daß der Freund ihm bald folgen solle. Als Goethe nun am 20. Juli mit Meyer abgereist und ein Paar Stunden gefahren war, schlug durch Ungeschicklichkeit des Kutschers der Wagen um, und Meyer ward an der Stirn verwundet. Zwar erklärte der von Weimar beschiedene Arzt die Wunde für ungefährlich; allein Goethe, wie er in den Annalen sagt, durch Unmuth und Aberglauben bestimmt, beschloß, diesmal nach dem kleinen thüringschen Bade Tennstädt zu gehen. Es mag sein, daß Aberglaube, von dem er, wie uns bekannt, nicht frei war, bei seinem Entschluß den Ausschlag gab; aber andere Erwägungen waren gewiß mit im Spiel. Durch die erlebten Trauerfälle gedrückt, in seinen Ansichten von den politischen Zuständen mit den rheinischen Freunden nicht übereinstimmend, fühlte er wohl, daß er ihnen nicht so frisch und froh, wie im vorigen, entgegentreten könne. Zugleich mochte ihn die Besorgniß anwandeln, ob er nicht bei seiner weichen und reizbaren Stimmung in erneutem Zusammenleben mit Marianne Willemer sein schönes Verhältniß zu ihr und ihrem Gatten durch Leidenschaftlichkeit trüben werde.

Goethe's Aufenthalt in Tennstädt dauerte bis zum 11. September. Meyer reiste, sobald es sein Zustand erlaubte, ihm nach. Sie machten an schönen Tagen Ausflüge nach Herbsleben an der Unstrut, Kleinwallhausen u. a. nahgelegenen Ortschaften und nahmen an ländlichen Festen Theil. Die Schilderung des Rochusfestes von 1814 wurde hier „so gut wie beendigt", doch im Spätherbst noch einmal überarbeitet. Kurz vor seinem Geburtstage besuchte ihn der Philologe Wolf. Dieser machte es diesmal am Vorabend des 28. bei einer Flasche feurigen Burgunders mit seiner Widerspruchssucht doch gar zu arg, so daß auch unser Dichter nicht Maß hielt, und es Meyern ganz mißbehaglich ward. Goethe schrieb darüber an Zelter: „Ich hatte mir schon freundlich ausgedacht, den 28. August mit diesem unerwartet angekommenen Freunde zu feiern. Meyer mußte zufällig am andern Morgen fort, und ich ließ, obgleich ungern, den vortrefflichen Unerträglichen mit dahinfahren, und blieb den 28. vergnügt allein. Jener im Widerspruch Ersoffene hätte mir am Ende zur Feier meines Festes behauptet, ich sei nie geboren worden."

Nach Goethe's Heimkehr sprach Zelter, vom Rhein zurückkommend, abermals bei ihm ein und blieb bis gegen Anfang Oktober. Diesmal hatte der Dichter dem Freunde gegenüber die Trösterrolle zu spielen: er war aus Berlin beauftragt, ihm die Mittheilung von dem Tode einer innig geliebten Tochter zu machen, die während des Vaters Abwesenheit gestorben war. Am 27. Sept. 1816 widmete Goethe seinem Amtsgenossen von Voigt zu dessen Dienstjubiläum als „Denkmal vieljährigen und mannigfaltigen Zusammenwirkens" ein schönes Gedicht (VI, 88 f.), dessen Schluß mit einem Seitenblick auf die damalige politische Gährung zu fernerer gemeinsamer Pflege des Alterprobten auffordert:

> Verwirrend ist's, wenn man die Menge höret,
> Denn Jeder will nach seiner Weise schalten u. s. w.

Sehr angelegentlich beschäftigte er sich im letzten Jahresviertel mit dem Plan einer Kantate zur Feier des Reformationsjubiläums, von welcher er den 14. Nov. ein vorläufiges Schema an Zelter schickte. Sie blieb leider unausgeführt. Dagegen gelang es ihm, für ein Berliner Künstlerfest ein treffliches Künstlerlied (II, 192 f.) zu dichten, und ganz am Jahresschluß einem lange herumgetragenen Stoffe in der Ballade vom vertriebenen und zurückkehrenden Grafen endlich eine angemessene Form zu geben.

Mit Neujahr 1817 eröffnete sich für Goethe die erfreuliche Aussicht, sein Haus, in welches der Tod seiner Frau eine Lücke gerissen, durch den Eintritt einer geist- und gemüthreichen Schwiegertochter sich neu beleben zu sehen. Sein Sohn hatte sich am Sylvesterabend mit Fräulein Ottilie von Pogwisch, ältester Tochter der verwittweten Hofdame von Pogwisch, Enkelin der Oberhofmeisterin Gräfin von Donnersmark, verlobt. Die Heirath fand am 17. Juni 1817 statt. Das Willemer'sche Ehepaar sandte als Hochzeitsgeschenk eine prachtvolle Theemaschine. Die mit geselligen Talenten reich begabte junge Frau nahm sich auch des Hauswesens sorgsam an. Sie brachte eine liebenswürdige, in Briefen mehrmals als „der muntere Hausgeist" bezeichnete Schwester, Ulrike, mit, die zur Belebung des Familienkreises nicht wenig beitrug. Goethe's Haus gewann nun in geselliger Beziehung, namentlich die Frauenwelt betreffend, eine andere Gestalt und übte in den folgenden Jahren, als ihm ein Enkelpaar erblühte (Walther geb. 1818, Wolfgang geb. 1820), auf den Dichtergreis eine immer wachsende Anziehungskraft, so daß ihm zuletzt jeder Ausflug einen förmlichen Entschluß kostete.

Ein höchst unerfreuliches Erlebniß dagegen erwuchs ihm aus dem Verhältniß zum Theater im März 1817. Ein Schauspieler Karsten, welcher damals mit einem dressirten Pudel umherzog und diesen auf mehrern Theatern in einem nach dem Französischen bearbeiteten Melodram, der Hund des Aubry betitelt, producirte, wandte sich brieflich an Goethe mit der Bitte, den Pudel auf dem Hoftheater vorführen zu dürfen. Das Gesuch ward abgeschlagen. Karsten versuchte nun sein Glück beim Großherzog, der als leidenschaftlicher Jäger die Hunde liebte. Man bemühte sich, Goethe umzustimmen; er wies auf den Paragraphen des Theaterreglements hin, der das Mitbringen von Hunden auf die Bühne untersagte, und verbat sich jede weitere Erörterung der Sache. Da ließ Graf Edling durch Frau von Heygemann dem Großherzog vorstellen, wie unartig es von seinem Freunde sei, dem Wunsch seines Herrn gegenüber auf solchem Eigensinn zu beharren, und so erging von Karl August an den Grafen Edling der Befehl, für das Gastspiel des Pudels das Erforderliche einzuleiten. Als Goethe dies erfuhr, rief er im ersten, überwältigenden Schmerz: „Karl August hat mich nie verstanden!" Dem Regisseur Oels, der ihm die officielle Meldung zu machen hatte, antwortete er mit zornglühendem Gesicht: „Kommen Sie morgen früh acht Uhr wieder, da sprechen wir weiter

davon!" Als sich Oels zur bestimmten Stunde einfand, war Goethe nach Jena abgereist und hatte keinen Bescheid hinterlassen, aber an den Großherzog ein Schreiben gerichtet, worin er bat, der Aufführung nicht beiwohnen und sich als beurlaubt ansehen zu dürfen, da ihm das Theater bisher ein Heiligthum gewesen sei. Von Jena aus bat er um Entlassung aus der Intendanz. Die Großherzogin Louise und die Erbprinzessin Maria Paulowna suchten den Flüchtling in seinem Asyl auf, um ihn zur Zurücknahme des Entlassungsgesuchs zu bewegen; doch vergebens. Einige Tage nachher kam Karl August und fand ihn im botanischen Garten. Lange hielten sich die beiden Freunde in stummer Umarmung umfaßt, wanderten dann zwei volle Stunden im Garten auf und ab und schieden gänzlich versöhnt. Aber den Entschluß, dem Bühnenwesen zu entsagen, hatte auch der Fürst nicht zu erschüttern vermocht. Durch Reskript vom 7. April wurde Goethe mit Anerkennung seiner Leistungen der Intendanz des Theaters enthoben. Die Oberaufsicht über die sonstigen Kunst- und wissenschaftlichen Staatsanstalten behielt er.

Er verweilte diesmal über vier Monate zu Jena und vertheilte seine Zeit zwischen Besichtigung und Ordnung der dortigen Anstalten, Fortführung und Vorbereitung literarischer Arbeiten und Umgang mit Freunden, besonders mit Knebel. Zu den literarischen Arbeiten gehörte das dritte Rhein- und Mainheft; das zweite war schon ausgegeben und enthielt einen aus Unterhaltungen mit Goethe hervorgegangenen Aufsatz Meyer's „Neudeutsche religiöspatriotische Kunst," der, wie er hoffte, „als Bombe in den Kreis der Nazarenischen Künstler hineinplumpen" sollte. Man sieht, von dem bedingten Eingehen in die Bestrebungen der Romantiker war er in vollem Rückzuge und hielt fest an der antiken Kunst. Für diese wurde seine Begeisterung eben jetzt durch frische Funde gesteigert. Besonders lebhaft beschäftigten ihn die Abzeichnungen der Elgin'schen Marmore und die sich mehrenden Mittheilungen darüber. Er erzählt in den Annalen, es sei dadurch seine Begierde, etwas dem Phidias Angehöriges mit Augen zu sehen, so heftig geworden, daß er an einem schönen Morgen ohne festes Ziel ausfahrend plötzlich, von seiner Leidenschaft überrascht, den Wagen nach Rudolstadt gelenkt, und sich dort, „an den staunenswürdigen Köpfen von Monte Cavallo für lange Zeit hergestellt habe." Dies erklärt uns, warum es ihn nicht mehr nach Heidelberg und Köln zog, und er in den nächsten Jahren die alten Wege nach Böhmen einschlug, wo er der jetzt wieder erwachten Liebe zur Naturwissenschaft fröhnen konnte. Wie für die

Kunst, so schuf er sich auch für diese ein Organ in periodisch erscheinenden Heften Zur Naturwissenschaft und Zur Morphologie, deren erstes eben jetzt in Jena beendigt wurde.

Seinen achtundsechszigsten Geburtstag beschloß er einsam, wie den vorigjährigen zu feiern, und zwar zu Paulinzell, dessen Klosterruinen man ihm als sehenswerth gerühmt hatte. Er war dorthin, wie oft er auch Thüringen seit mehr als vierzig Jahren durchstreifte, noch nie gekommen. Aber auch hier entging er nicht ganz einer Festfeier. Der Oberforstmeister von Fritsch hatte von Ilmenau aus im Verein mit Goethe's Sohn ihm ein frohes Mahl veranstaltet.

Während des letzten Drittels des Jahrs 1817 spielte er „Rouge et noir zwischen Weimar und Jena." In Jena machte ihm besonders das Ordnen der Bibliothek und die Instandsetzung des Lokals für dieselbe viel zu schaffen. In Mußestunden las er Schriften von Hermann, Creuzer, Zoega und Welcker über die griechische Mythologie und vertiefte sich in die Orphischen Geheimnisse. Aus dem Interesse an der sich ihm hier aufthuenden „wunderlichen Welt" entsprangen die Urworte, Orphisch (II, 296 ff.), auf die schon im ersten Theil dieser Schrift (S. 14) hingewiesen ist. Zum Reformations-Jubiläum kam zwar nicht die projektirte Festkantate zu Stande; doch entlockte es ihm ein kleines Gedicht, dem 31. Okt. 1817 überschrieben (II, 257), worin er sich als eifrigen Protestanten „in Kunst und Wissenschaft" bekennt. Widerwärtig war es ihm, daß an dem Reformationsfest die politische Aufregung in Deutschland einen Anknüpfungs- und Haltpunkt fand. Das Wartburgfest, worin Knebel „einen Gedanken fand, der dem Luther im Grabe Ehre mache", nannte er in einem Briefe an Zelter vom 16. Dez. 1817 „den garstigen Wartburger Feuerstank, den ganz Deutschland übel empfindet, indeß er bei uns schon verraucht wäre, wenn er nicht bei Nordostwind zurückschlüge und uns zum zweiten Mal beizte." Es hatten nämlich die Professoren Oken und Fries, die beim Fest als Redner aufgetreten waren, darüber öffentliche, in Berlin und Petersburg übel vermerkte Berichte erstattet, und Hardenberg kam deßhalb persönlich nach Weimar. Der freisinnige Karl August, der im vorigen Jahr Goethe's Rath, das Oppositionsblatt Isis von Oken zu verbieten, nicht befolgt hatte, mußte sich jetzt, von außen gedrängt, dazu verstehen, den in Weimar und Jena erscheinenden politischen Blättern scharfe Warnungen zu ertheilen, und im Februar des nächsten Jahrs die Preßfreiheit mit Zustimmung der Stände außer Kraft zu setzen.

Die erste Hälfte des Jahrs 1818 brachte Goethe mit wenigen Unterbrechungen in der Nähe von Jena zu. Er wählte diesmal seinen Wohnsitz in einem Vorort der Stadt, zu Camsdorf in einem Erker des Gasthofs zur Tanne, dicht an der Camsdorfer Brücke. „Hier verweile ich nun," schrieb er den 16. Febr. an Zelter, „die schönsten Stunden des Tages, vor mir den Fluß, die Brücke, Kies, Anger und Garten, sodann das liebe närrische Nest (Jena), dahinter Hügel und Berge und die famosesten Schlachthöhen." Aus seinem dortigen Stillleben vermochten ihn auch die herkömmlichen Weimarischen Hoffeste nicht herauszuziehen. Zum 30. Jan. 1818 hatte der Kanzler Müller einen Maskenzug geschrieben, worin Gestalten aus Goethe's Dichtungen auftraten. Er selbst schickte das kleine Gedicht Die Gestalten gehn vorüber (VI, 135). Eben so gab er zu dem Geburtstagsfeste der Erbgroßherzogin als kurzen Reimsegen nur das achtzeilige Gedicht Der Abwesende dem Maskenfest zum 16. Febr. 1818 (VI, 136). Erst gegen Ende Juni riefen ihn die auf Anlaß der Geburt des Prinzen Karl Alexander (des jetzigen Großherzogs) veranstalteten Festlichkeiten nach Weimar zurück.

Zu Hause brachte er die drei ersten Juliwochen mit „Ordnen, Zurechtlegen und Abschließen" zu, um sich für die Badesaison vorzubereiten, und reiste dann nach Karlsbad. Hier kam er zur allerlebhaftesten Zeit an, gab sich fünf Wochen hindurch einem munter geselligen Leben hin und machte mehrere Ausflüge in die Umgegend. Mit welchen Kreisen er jetzt wieder nach alter Weise verkehrte, zeigt folgende Reihe kleiner Gelegenheitsgedichte, die hier entstanden: An Gräfin O'Donell den 8. Aug., An Grafen Paar den 12. Aug., An denselben den 16. Aug. Nachts, An Madame Catalani den 14. Aug., Dem Grafen Loeben den 18. Aug., An Gräfin Jaraczewska den 5. Sept., An Fürst Biron von Curland den 8. Sept. (VI, 87, 92, 84, 85, 94). Auch mit dem Kriegshelden Blücher traf er oft zusammen. Mit Capo d'Istria wohnte er in demselben Hause. Bald nach seinem munter gefeierten Geburtstage traf ihn, wie er an Knebel berichtete, „ein böser katarrhalischer Sturz", worin er eine Mahnung sah, seinen Kräften weniger zuzumuthen. Der anwesende Großherzogl. Weimarische Leibarzt Hofrath Rehbein stellte ihn so rasch wieder her, daß er gegen Mitte September Karlsbad verlassen konnte.

Die nächsten zwei Monate hielt er sich still zu Hause. In der

zweiten Hälfte des Novembers begab er sich, um zur Feier des Besuchs der Kaiserin Maria Feodorowna einen Maskenzug vorzubereiten, nach Berka, das sich ihm schon 1814 als der dichterischen Produktion günstig bewährt hatte. Der Zug, der aus 150 Personen bestehen sollte, verlangte eine Menge Gedichte, die er nur durch schärfste Koncentrirung der Gedanken auf seine Aufgabe zu Stande brachte. Zu freundlicher Abspannung von der Arbeit bat er den dortigen Organisten und Badeinspektor Schütz, ihm täglich drei bis vier Stunden vorzuspielen, und zwar in geschichtlicher Folge von Bach bis Beethoven. Die schönen Sprecherinnen des Zuges ließ er zu Vortragsübungen aus Weimar nach Berka kommen. Der dortige Aufenthalt dauerte drei Wochen, die ganze Vorbereitung zum Fest, welches den 18. Dec. stattfand, über fünf Wochen. Goethe verabschiedete sich mit seinem Produkt (VI, 216—268), dem umfassendsten aller seiner Maskenzüge, auf eine glänzende Weise von dieser poetischen Gattung und erntete allseitige Anerkennung. Die Kaiserin verehrte ihm eine kostbare Portraitdose.

In's Jahr 1819 übergehend, finden wir Goethe die erste Jahreshälfte hindurch in seinem jetzt täglich ihm lieber werdenden Hause vorherrschend mit Arbeiten für den Divan und dem Abschluß einer neuen Ausgabe seiner Werke beschäftigt. Am 22. März traf ihn ein harter Verlust durch den Tod des Staatsministers von Voigt, der ihm in seiner amtlichen Thätigkeit stets ein treuer und erfahrungsreicher Berather und Gehülfe gewesen war. Voigt hatte sich in der letzten Zeit, wie es in den Annalen heißt, „von den unaufhaltsam wirkenden revolutionären Potenzen sehr angegriffen gefühlt", und Goethe pries ihn deßhalb glücklich, daß er die am 23. März verübte Ermordung Kotzebue's nicht mehr erlebte.

Im Juli und August verweilte Goethe wiederholt in Jena. Die diesjährige Reise nach Böhmen verlegte er auf die letzten Tage des August, um einer geräuschvollen Feier seines Geburtstages zu entgehen. Er brachte ihn auf dem Wege zwischen Asch und Karlsbad zu. Abends in Karlsbad angelangt, ward er sogleich zu einem Festmahl im Posthause auf den 29. Aug. eingeladen, entschuldigte sich aber mit Gesundheitsrücksichten. Er ahnte nicht, wie festlich inzwischen der Tag in seinem Geburtsort begangen ward. Freitag den 27. hatte man in Frankfurt eine Vorfeier im Museum gehalten, wo auf eine Ouvertüre von Spohr ein Deklamations- und Redeakt folgte. Am 28. fand ein großes Festmahl im Saal des Weidenbusches statt. Gegen 200 Personen betheiligten sich daran. Sulpiz

Boisserée saß neben Thorwaldsen; dann folgten Willemer und Goethe's Urfreund Riese. An zahlreichen Toasten fehlte es natürlich nicht; beim Nachtisch brachte der Württembergische Bundestagsgesandte Wangenheim auf Riese als den ältesten noch lebenden Freund des Gefeierten ein Lebehoch aus.*) Mitten im Saal stand Goethe's Büste mit einem goldnen Lorbeerkranz geschmückt, in den smaragdene Blätter eingefügt waren. Beim Mahlschluß wurde sogleich der prachtvolle Kranz an den Dichter abgesandt. Abends war im Theater eine Festvorstellung des Tasso mit einem von dem trefflichen Deklamator Weidner gesprochenen Prolog. Die unlängst durch Stein in's Leben gerufene Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde übersandte ihm ein Ehrenmitgliedsdiplom. Auch von andern Seiten gingen ihm zu seinem siebzigsten Geburtstage zahlreiche Beweise von Theilnahme zu. Die Mecklenburgischen Stände verehrten ihm eine goldene Medaille als Zeichen des Danks für den Antheil, den er an der Blücherstatue genommen. Ein besonders sinniges Geschenk erhielt er von dem Großherzog von Mecklenburg-Strelitz. Dieser hatte eine Uhr, die zu Goethe's Kinderzeit in seinem Elternhause gestanden, sich zu verschaffen gewußt, und ließ sie heimlich in Goethe's Wohnung aufstellen. Als er sie zum ersten Mal Morgens fünf Uhr schlagen hörte, rief er seinem Bedienten zu: „Da schlug eine Uhr, die alle Erinnerungen meiner Kindheit aufweckt! Ist's Traum oder Wirklichkeit?" Er eilte in's Vorzimmer, wo die Uhr im Schein eines Lichterpaars stand, und vergoß Thränen der Rührung bei ihrem Anblick. Ein poetisches Zeugniß seiner Dankbarkeit für die empfangenen Beweise von Zuneigung ist das Gedicht *Erwiderung der Feier meines siebzigsten Geburtstages* (VI, 34).

Der Aufenthalt in Karlsbad dauerte diesmal vier Wochen. Ein Theil dieser Zeit ward auf briefliche Danksagungen nach allen Seiten hin verwendet, die ihm doppelt zu thun machten, weil er ausnahmsweise keinen Sekretär, keine „adoptive rechte Hand" mitgenommen hatte. Daneben wurde manches im nächsten Winter Auszuarbeitende durchdacht und schematisirt. Besonders aber setzte er „sein altes Grillenspiel mit Felsen, Gebirgen, Steinbrüchen und Steinrütschen" wieder fort, und ging und fuhr beim denkbar schönsten Wetter in der ganzen Gegend (nach Ellenbogen, Schlackenwerth, Engelhausen, Asch u. s. w.) umher. Der große diplomatische Kon-

*) Riese lebte noch acht Jahre (bis zum 27. Sept. 1827).

greß, der die Karlsbader Beschlüsse ausgebrütet hatte, ging drei Tage nach Goethe's Ankunft auseinander; doch sprach er außer andern Betheiligten noch den Fürsten Metternich. Goethe verließ Karlsbad gegen Ende September, blieb auf der Rückreise etwa vier Wochen in Jena, und traf den 14. Oktober wieder in Weimar ein. Den Rest des Jahres widmete er vorzugsweise den Heften über Kunst und Alterthum und zur Morphologie.

Im J. 1820 nahmen ihn während der ersten vier Monate noch die genannten Hefte und selbstbiographische Arbeiten in Anspruch. Um das Abspinnen dieser verschiedenen Rocken zu beschleunigen, entledigte er sich, wie er den 12. April an Reinhard schrieb, „aller geselligen Obliegenheiten" und erklärte sich sogar bei der Anwesenheit des Königs von Württemberg unfähig, „bei Hof aufzuwarten." Da hatte denn, nach seinem gar feierlichen Bericht an Reinhard, „des Königs Majestät die Gnade, ihn in seinem Hause durch Ihre Gegenwart zu beglücken; das liebe erbgroßherzogliche Paar veranlaßte und leitete die Zusammenkunft." Der alte Dichterkönig war allerdings gekrönten Häuptern gegenüber sehr ceremoniös und höflich, ließ aber, statt ihnen aufzuwarten, sich aufsuchen.

Er schickte sich in diesem Jahr früh zur Karlsbader Reise an, nahm den Weg über Eger, machte den 27. April von dort einen Ausflug nach Marienbad, wo er die rasch entstehenden neuen Anlagen bewunderte, und kam den 29. April in Karlsbad an. Hier entstanden, wie er an Zelter berichtete, neue Gedichte zum Divan. In den Annalen sagt er: „Ich erweiterte das Buch des Paradieses und fand Manches in die vorhergehenden einzuschalten." Die meiste Zeit ward jedoch wieder den mineralogischen und geognostischen Studien gewidmet. Auch fehlte es nicht an geselligen Berührungen mit vornehmen Kreisen, wie denen der Herzogin von Curland, der Gräfin von der Recke u. a. Ausnahmsweise fand er diesmal Gelegenheit zu einem Einblick in die bürgerlichen Kreise von Karlsbad, das ihm bisher nur wie „ein großes Wirths- und Krankenhaus" vorgekommen war, indem er auf dem Schießhause, dem „kleinen Versailles", an einer lustig gefeierten bürgerlichen Hochzeit Theil nahm. Beim Aufbruch zur Heimath am 24. Mai schickte er an Zelter das Gedicht St. Nepomuck's Vorabend (II, 107) als Abschiedsgruß.

Anfangs Juni siedelte er sich zu Jena in dem etwas verfallenen dortigen botanischen Gärtnerhause zu einem fünfmonatlichen Aufent-

halt an. Er hatte hier dem Wunsch des Großherzogs gemäß ein neues Glashaus zur Ueberwinterung südlicher Gewächse bauen zu lassen. Seine Wohnstätte legte ihm eine erhöhte Aufmerksamkeit auf Botanik nahe, und so las er in Mußestunden außer andern botanischen Schriften das Handbuch von Nees von Esenbeck, mit welchem kenntnißreichen Manne er seit dem vorigen Jahre persönlich bekannt war, aber schon seit 1816 Briefe wechselte und bis gegen sein Lebensende in ungemein reger Korrespondenz blieb. Daß ihm die Einsamkeit nicht drückend wurde, dafür sorgten zahlreiche Durchreisende, die Tag für Tag, wie er an Reinhard schrieb, bei ihm einsprachen und ihm „Begriffe von der Außenwelt gaben, wohlfeiler als er sie auf irgend einem Wege hätte gewinnen können.“ Hochwillkommen war ihm der Besuch von vier Berliner Freunden. Der Staatsrath Schultz führte ihm die berühmten Künstler Schinkel, Tieck und Rauch zu, die ihm, wie er sich in einem Briefe an Zelter ausdrückt, „durch Gegenwart und Erzählung, durch Thun und Reden die Turbulenz einer großen Stadt gar lebhaft und erfreulich zur Einsiedelei brachten.“ Mit Berlin stand er überhaupt jetzt in vielfachen freundlichen Beziehungen, besonders nachdem seine Kinder im vorigen und Meyer in diesem Jahre dort geraume Zeit zugebracht hatten. Seine Verehrer daselbst hätten ihn längst gern einmal in ihrer Mitte gesehen; aber Goethe, der in seinem Alter die Lebensökonomie mit seltener Konsequenz übte, widerstand ihren Bitten, weil er seine Kräfte zu Rath halten wollte.

Den Winter 1820—21 hindurch führte er zu Hause ein wahres Anachoretenleben. Er kam beinahe nicht vor die Thür, fühlte sich aber körperlich und geistig wohl. Die Abende wurden ihm durch Meyer's Besuche erheitert, der unerschöpflich im Erzählen von Berlin und im Beschreiben der dortigen Kunstschätze war. Noch die ganze erste Hälfte des Jahrs 1821 hindurch beschränkte sich Goethe auf sein Zimmer, mit den Wanderjahren, der ersten Abtheilung der Zahmen Xenien u. a. Arbeiten beschäftigt. Der Unsommer dieses Jahrs verzögerte den Antritt der Reise nach Böhmen bis gegen Ende Juli. Goethe ging diesmal nach Marienbad, das auch in den beiden folgenden Jahren das Ziel seiner Badereisen ward. Ich übergehe seinen diesjährigen mit mancherlei literarischen Arbeiten ausgefüllten Aufenthalt daselbst, desgleichen einen nochmaligen Herbstaufenthalt im botanischen Garten zu Jena und das in Weimar verlebte Spätjahr 1821, um für die an Lebensereignissen reichern nächstfolgenden Jahre den erforderlichen Raum zu gewinnen.

Neuntes Kapitel.

Reimsprüche. Invektiven. Politika. Rhein und Main. An Personen. Balladen. Parabeln. Lieder. Der westöstliche Divan. Des Epimenides Erwachen. Die Wanderjahre.

Je weiter Goethe's Leben jenseits seines Höhepunktes noch fortlief, desto mehr begann es in seine literarische Thätigkeit aufzugehen. Es war daher kaum vermeidlich, in den beiden vorigen Kapiteln mit der Darstellung der Lebensereignisse manchmal die Betrachtung einer damit zusammenhängenden Schrift zu verflechten, so daß wir es hier nur mit einer Resumirung und Nachlese der Schriften zu thun haben. Eine weitere Stoffbeschränkung ergibt sich daraus, daß die naturwissenschaftlichen und biographischen Arbeiten bereits im sechsten Kapitel besonders verfolgt worden sind. Beim Gesammtüberblick der schriftstellerischen Thätigkeit Goethe's im Decennium 1812—1821 stellt sich der Ertrag als multa, non multum, als zahlreich und mannigfach, aber nicht als großartig dar; selbst die beiden bedeutendsten Werke, der westöstliche Divan und die Wanderjahre, sind im Grunde nur Aggregate von vielerlei kleinern Produktionen und lassen, als Ganze betrachtet, Vieles zu wünschen übrig. Reimsprüche, Invektiven, Gnomen und Epigramme, Send- und Erinnerungsblätter, Gelegenheitsgedichte aller Art sprießen massenhaft empor; die Balladen erhalten nur mäßigen Zuwachs, stärkern die Parabeln; die Lyrik ist, die Lieder des Divans mitgerechnet, reich vertreten, die Kantate und das Drama schwach, die Oper gar nicht.

Was zunächst die Reimsprüche betrifft, so ist die Entstehungszeit jedes einzelnen nicht nachzuweisen. Weitaus die meisten sind zu Gruppen vereinigt, deren Erscheinungsjahre feststehen; aber es ist nicht daran zu denken, daß eine derselben ganz in dem Jahr entstanden sei, in welches die Redaktion und Herausgabe fiel. Wir finden in Goethe's Werken (III, 1—147) vier solcher Sammlungen: 1. Gott, Gemüth und Welt, 2. Sprichwörtlich, 3. Sprüche, 4. Zahme Xenien in sieben Abtheilungen. Von diesen vier Gruppen wurden die beiden ersten 1814 abgeschlossen; die Redaktion der dritten, die auch dem Divan als Buch der Sprüche einverleibt ist, fiel in's J. 1819, die Zusammenstellung der ersten Abtheilung der zahmen Xenien in's J. 1821. Goethe's Spruchpoesie

wird von der Mehrzahl seiner Leser nicht gebührend gewürdigt. Nimmt man zu den angeführten Sammlungen noch jene ältere Gruppe Antiker Form sich nähernd hinzu, ferner die Venetianischen Epigramme, die mysteriösen Sprüche in den Weissagungen des Bakis, die Vier Jahrszeiten, das ihm Angehörige aus den Xenien, den Votivtafeln, den Sammlungen Vielen und Einer, und noch so manches andere der Rubrik Epigrammatisch (II, 229 ff.) eingereihte Gedichtchen: so stellt sich Goethe ganz unzweifelhaft als unser reichster und größter gnomischer und epigrammatischer Dichter dar. Daß sich einzelne Sprüche zu widersprechen scheinen, darf keinen Anstoß erregen; jeder ist der treue Ausdruck der dermaligen Ueberzeugung. In ihrer Gesammtheit, chronologisch geordnet, würden sie dem, der die Entwickelung von Goethe's Welt- und Lebensanschauung verfolgt hat, die Lösung der anscheinenden Widersprüche bieten. Manche, die ihm zusagten, hat er anderswoher entlehnt, doch nie, ohne ihnen eine andere, ihm besser scheinende Form oder eine andere Anwendung zu geben, oder ihren Sinn weiter zu entwickeln. Von der Sammlung Sprichwörtlich gesteht er dieses selbst im vorletzten Spruch:

> Diese Worte sind nicht alle in Sachsen,
> Noch auf meinem eigenen Mist gewachsen;
> Doch, was für Samen die Fremde bringt,
> Erzog ich im Lande gut gedüngt.

Die Invektiven (VI, 151—170) gehören nur zum Theil dem hier in Betracht kommenden Decennium; einige entstanden früher, andere später, z. B. Der neue Alcinous (VI, 153) schon vor 1806, Dem Weißmacher (VI, 166) 1810 oder 1811, Herr Schöne (VI, 166) 1823. — Dagegen sind die unter der Ueberschrift Politika (II, 278 ff.) zusammengestellten Gedichtchen fast sämmtlich Produkte der Zeit der Befreiungskriege oder Nachklänge jener Zeit.

Die Gruppe mit der Ueberschrift Rhein und Main (VI, 147 ff.), die den Schluß der Gedichte An Personen bildet, entsprang den Jahren 1814 und 1815. Goethe selbst bemerkt dazu, es sei damals eine Menge solcher nur zum Theil erhaltener kleinen Produktionen entstanden, die „theils in manches Album, meist unter landschaftliche Zeichnungen gesetzt, ja manchmal als Besuch- und Abschiedskarten vertheilt wurden." Er fügt hinzu, sie seien vielleicht hie und da räthselhaft. Das ist allerdings, wenn man sie ohne Kommentar liest, der Fall. Wer kann sich z. B. bei den Versen „Pfeifen hör-

ich fern im Busche u. s. w.“ (VI, 150) etwas Rechtes denken, wenn er nicht weiß, daß der im siebenten Kapitel genannte drollige Dr. Ehrmann bei seinen Besuchen auf der Gerbermühle sich aus dem benachbarten Buschwerk mit einem Pfeifchen anzukündigen pflegte und nicht eher eintrat, bis Willemer aus dem Hause mit einem gleichen Signal geantwortet hatte.

Von den sonstigen Versen An Personen sind bereits mehrere in den vorhergehenden Kapiteln erwähnt worden; ich füge nur noch wenige von vielen hinzu. Dem Gotha'schen Geheimerath von Frankenberg, der längst zu seinen Freunden gehörte, widmete er den 2. Jan. 1815 einen Glückwunsch zu seinem Jubiläum (VI, 36); der Erbgroßherzogin Maria Paulowna den 15. März 1815 ein schönes Sonett, womit er ihr eine von Meyer verehrte malerisch geschmückte Brieftasche einweihte. Dem Prälaten Heinr. Friedr. von Diez, dem er für Belehrung bei seinen orientalischen Studien Dank schuldete, übersandte er ein Gedicht auf seidenartigem Papier, nach der Sitte des Orients mit prächtig goldener Blumeneinfassung geschmückt, dessen Inhalt er selbst (III, 313) erläutert. Für die Gräfin O'Donell, Gemahlin des Kaiserl. östreich. Kämmerers Grafen Joh. O'Donell dichtete er zu Karlsbad den 1. Mai 1820 die tiefempfundenen Strophen „Hier, wo noch Ihr Platz genannt wird“ (VI, 87), worin die Trauer über das frühe Hinscheiden der Kaiserin von Oestreich nachklingt. An Marianne von Willemer, die ihm eine Schachtel getrockneter Früchte zugesandt hatte, schickte er den 2. April 1819 sein Portrait in der Schachtel mit den Versen „Eine Schachtel Mirabellen“ (VI, 96), und am 28. Aug. 1821 aus Marienbad die Verse Der vollkommenen Stickerin (VI, 95) als Dank für ein Paar prächtig gestickter Achselbänder, die Marianne ihm zum Geburtstage verehrt hätte. — Es gibt nicht Wenige, welche die meisten dieser „Zuschriften und Erinnerungsblätter“ als gar zu leichte Waare aus Goethe's Werken für den weitern Leserkreis ausgeschlossen sehen möchten. Das Urtheil hierüber würde sich vielleicht anders stellen, wenn der Dichter seinen Hang zum Geheimthun unterdrückend sich dazu verstanden hätte, ihnen ausgiebigere und bestimmtere Anmerkungen beizufügen. Man würde sich dann an der Fülle von Geist und Gemüth in diesen Gedichten, an der Mannigfaltigkeit ihrer immer angemessenen Formen, in vielen an der Zartheit und Feinheit des Ausdrucks erfreuen, und den Dichter auch auf diesem Gebiet als einzig in seiner Art bewundern. Dabei soll nicht geleugnet werden, daß auch in diesen kleinen

Produkten das Manierirte, Gezierte, Sibyllinische mit den Jahren zunahm.

Zu den Balladen kamen während des vorliegenden Decenniums hinzu: 1813 Die wandelnde Glocke, Der getreue Eckart und Der Todtentanz, 1816 die Ballade vom vertriebenen und zurückkehrenden Grafen, 1821 die Trilogie Paria. Die wandelnde oder, wie zuerst der Titel lautete, die wackelnde Glocke, im Briefwechsel mit Zelter, „Töplitz den 22. Mai 1813" datirt, ist ein Beweis von Goethe's Geschicklichkeit, Tagesvorfälle und Anekdoten dichterisch zu verwerthen. Das Ganze beruht, wie Riemer erzählt, auf einem Scherz, den dieser und Goethe's Sohn vor Jahren mit einem kleinen Knaben trieben, welcher Sonntags vor der Kirchzeit sie besuchend beim Beginn des Geläuts, zumal der mächtig durchschlagenden großen Glocke, sich etwas zu fürchten schien. Sie machten ihm weis, die Glocke komme mitunter von ihrem Stuhl herab über Markt und Straße dahergewackelt und könne sich leicht über ihn stülpen; August veranschaulichte ihm die einbeinige Bewegung mit einem aufgespannten Regenschirm. Sie erzählten den Spaß dem Dichter, welcher darüber hinwegzugehen schien, nach Jahren aber Riemer durch Zusendung des Gedichts überraschte. — Den Todtentanz und den getreuen Eckart schickte Goethe den 6. Juni 1813 an Riemer. Den Stoff zu jenem entnahm er der lebendigen Volkssage, welche denselben in mehrern Variationen kennt. Die dem getreuen Eckart zu Grunde liegende Sage wird in der Thüringischen Chronik von Falkenstein erzählt, lebte aber auch damals in Thüringen im Volksmunde fort. — Der Gegenstand der Ballade vom vertriebenen und zurückkehrenden Grafen ist aus Percy's Sammlung entlehnt. Die darin enthaltene Ballade The beggars daughter of Bednalgreen stimmt dem Inhalt nach mit der Goethe'schen im Wesentlichen überein, nur daß in jener Alles heiterer gehalten und daher der Gesammteindruck wohlthuender ist. Die Behandlung des Stoffs ist dramatisch, wie in mehrern Balladen der klassischen Periode; doch entbehrt die Darstellung der Leichtigkeit und Klarheit jener Zeit. Das scheint Goethe später selbst gefühlt zu haben; er schrieb zu dem Gedicht eine Erläuterung (I, 319 ff.). — Der Gegenstand der Trilogie Paria gehört nach seinem Bekenntniß zu denen, die er, bevor sie eine feste Form gewannen, „vierzig bis fünfzig Jahre lebendig und wirksam in seinem Innern erhielt." Er hatte, wie zu jener indischen Legende Der Gott und die Bajadere (s. oben III, 217), den Stoff aus Sonnerat's Reise nach Ostindien und China geschöpft

und gegen Ende 1816 sich daran versucht, bewältigte ihn aber erst 1821. Ueber das Grundmotiv des Ganzen hat er sich selbst in dem Aufsatz Die drei Paria (XXXII, 358 ff.) ausgesprochen. Durch das einleitende Gebet des Paria suchte er die Trilogie an jene 1797 entstandene Legende anzuknüpfen und so gewissermaßen eine Tetralogie herzustellen. Vergleicht man aber die ältere Produktion mit der Trilogie hinsichtlich der Darstellung, so erkennt man sogleich, daß die Legende der kräftigsten Periode angehört, während die Trilogie das mühsame Schaffen des Alters nicht verläugnet.

Unter den parabelartigen Gedichten kann Fuchs und Kranich vom 16. Okt. 1819 (II, 211) eher als eine wohlgelungene, auch sprachlich leicht und gefällig behandelte Fabel bezeichnet werden. Folgende Stelle aus einem Briefe Goethe's an Knebel vom 9. Nov. 1814 läßt vermuthen, daß sie schon damals koncipirt war: „Jeder sucht und wünscht, wozu ihm Schnabel oder Schnauze gewachsen ist. Der will's aus der enghalsigen Flasche, der vom flachen Teller u. s. w." Zur Parabel Pfaffenspiel (II, 205) aus dem J. 1813, welche die „neupoetischen Katholiken" persiflirt, überkam Goethe den Stoff ähnlich wie zu der wandelnden Glocke. Riemer hatte ihm das Pfaffenspiel aus seiner Kinderzeit erzählt, ohne zu ahnen, daß sich davon eine so hübsche Nutzanwendung machen lasse. Gleichfalls dem J. 1813 angehörig ist das anmuthige parabolische Gedicht Gefunden, jetzt den Liedern (I, 19) eingereiht, das nach Riemer des Dichters Verhältniß zu Christiane Vulpius, dessen „Entstehung, Begründung und Folge" darstellt. Vielleicht bezog sich das nächstfolgende Liedchen Gleich und Gleich (I, 20) auf dasselbe Verhältniß. Das in Inhalt und Form mit Gefunden verwandte Gedicht Im Vorübergehen (II, 107) ist wohl als erster mit dem Stoff angestellter Versuch zu betrachten. Das Gedicht Die Käufer (II, 215) schickte Goethe den 2. Mai 1820 von Karlsbad an Zelter als „Profit vom gestrigen Jahrmarkt." Im J. 1815 erschienen die Parabeln Erklärung einer antiken Gemme (II, 197), Séance (II, 199), Legende (II, 119), Neologen (II, 202), Krittler (II, 203), Kläffer (II, 204) und Celebrität (II, 204); im J. 1821 Am Flusse (II, 210), Fuchs und Jäger (II, 212), Die Frösche (II, 213), Die Hochzeit (II, 213), Drohende Zeichen (II, 214) und Das Bergdorf (II, 216).

Der starke Anwuchs der eigentlich lyrischen Gattung könnte bei Goethe's damaligem Alter überraschend erscheinen. Der Ein=

fluß der orientalischen Poesie, die erfrischenden Rheinreisen der Jahre 1814 und 1815 und vor Allem das Verhältniß zu Marianne von Willemer erklären dies Phänomen. Schon gleich auf der ersten Rheinreise 1814 entstanden im Reisewagen am 26. Juli Der neue Kopernikus (II, 111) und andere frische Lieder:

Und da duftet's wie vor Alters, Und die Saiten meines Psalters
Da wir noch von Liebe litten, Mit dem Morgenwinde stritten.

In Kunst und Alterthum (1820 Bd. II, Heft 3, S. 15 ff.) sind fünf Lieder: März, April, Mai, Juni und Frühling über's Jahr zusammengestellt, deren Ueberschrift nicht sämmtlich die Jahreszeit der Entstehung angeben, sondern nur der Gruppirung wegen gewählt sind. Das erste, jetzt den Liedern (I, 27) eingereiht, entstand den 15. März 1817. Die vier andern folgen noch jetzt in den vermischten Gedichten (II, 102—106) aufeinander. Mai wurde den 2. Jan. 1816, Juni den 24. Dec. 1815, Frühling über's Jahr den 15. Mai 1816 gedichtet. Das letztgenannte Lied ist besonders anmuthig ausgeführt. In wahrer Ueppigkeit aber entfaltete sich die erotische Lyrik im Divan, dem eine etwas eingehendere Betrachtung gebührt.

Mit dem westöstlichen Divan flocht sich der Dichter noch in seinem Alter einen neuen frischen Zweig in seine Lorbeerkrone. Was ihn beim Heraufziehen der Sturmwolken des Befreiungskriegs bewog, sich mit Heftigkeit auf die orientalische Poesie zu werfen, gesteht er selbst in den Annalen und im Eingangsliede des Divans. Er fühlte es höchst nöthig, heißt es dort, „sich aus der wirklichen Welt, die sich selbst offenbar und im Stillen bedrohte, in eine ideelle zu flüchten"; und im Divan singt er:

Nord und West und Süd zersplittern, Flüchte du, im reinen Osten
Throne bersten, Reiche zittern. Patriarchenluft zu kosten!
Unter Lieben, Trinken, Singen
Soll dich Chiser's Quell verjüngen.

Sein Interesse an orientalischer Poesie schrieb sich jedoch aus viel früherer Zeit her. Schon 1783 fühlte er sich von Jones' englischer Uebersetzung der Moallahat's sehr angesprochen, arabischer vormahometischer Preisgesänge, die in Goldbuchstaben an den Pforten der Moschee zu Mekka aufgehängt waren. Im J. 1811 überließ ihm ein Officier ein aus Spanien mitgebrachtes arabisches Manuscript des Koran, und erregte in ihm Lust, das Arabische zu studiren. Einzelne Gedichte von Hafis kamen ihm in Zeitschriften zu Gesicht;

doch konnte er ihnen in ihrer Isolirung nicht viel abgewinnen. Als aber im Frühjahr 1813 Hafis' sämmtliche Gedichte, von Hammer übersetzt, ihm zugingen, ward er von ihnen so ergriffen, daß er durch eigene Produktion gegen den Eindruck zurückwirken mußte, „weil er sonst vor der mächtigen Erscheinung nicht hätte bestehen können." Er nahm nun die Moallahat's wieder vor, las abermals das ihm längst bekannte Leben Mahomet's von Oelsner, setzte sich mit dem Prälaten von Diez in Verbindung, der das Buch des Kabus herausgegeben hatte, desgleichen mit dem Jenaer Professor der orientalischen Literatur Georg Wilh. Lorsbach, und kam durch diesen auch in einige Berührung mit dem Orientalisten Baron Sylvestre de Sacy. Hammer's Orientalische Fundgruben wurden durchstudirt, die Reisebeschreibungen von Pietro della Valle, J. Bapt. Tavernier und J. Chardin von neuem gelesen. Robert Knox's Zeilon kam ihm zu rechter Zeit in die Hände; besonders werthvoll war ihm Thom. Hyde's Historia religionis veterum Persarum. Ueber diesen Studien lebte er sich so in den Orient ein, daß er sogar eine orientalische Oper entwarf und zu bearbeiten begann, die, wie er meinte, auch fertig geworden wäre, „hätte er einen Musiker zur Seite und ein großes Publikum vor sich gehabt."

Kein östlicher Divan sollte entstehen, sondern ein weströstlicher; der Orient sollte Anregung, Vorbilder, Kostüm, Formen, theilweise auch Stoff liefern, aber den eigentlich erwärmenden Gehalt, die Seele, konnten nur Gegenwart und Leben der Dichtung einhauchen. Da waren es nun die beiden Rheinreisen, die den Dichter die frischen und innigen Töne seiner Jugendlyrik wiederfinden ließen. Der Anblick des Schauplatzes der Freuden und süßen Leiden seiner Jünglingsjahre, der ansteckende Geist, der die Bevölkerung seiner freigewordenen Heimath durchwehte, und zumeist das Zusammentreffen mit einer jungen Frau, die seltene äußere Vorzüge mit innern, hohe Begabung mit schlichtem, bescheidenem Sinne, eindringenden Verstand mit reichem Gemüth, geistige Selbständigkeit mit liebevollem Eingehen in fremde Eigenthümlichkeit, ideales Streben mit bereitwilligem Antheil an dem Alltagsleben, Gefühlsreizbarkeit mit Selbstbeherrschungskraft in sich vereinigte, und obendrein ein schönes dichterisches Talent besaß, ohne die Neigung, damit zu glänzen — dies alles kam dem neuen Werk zu statten. Sogar sein Alter hielt der Dichter selbst dieser Art von Poesie für günstig. „Die mohamedanische Religion, Mythologie und Sitte," schrieb er an Zelter, „geben Raum einer Poesie, wie sie meinen Jahren ziemt.

Unbedingtes Ergeben in den unergründlichen Willen Gottes, heiterer Ueberblick des beweglichen, immer kreis- und spiralartig wiederkehrenden Erdentreibens, Liebe, Neigung, zwischen zwei Welten schwebend, alles Reale geläutert, sich symbolisch auflösend — was will der Großpapa weiter?" Weströstlich durfte er mit Recht das Werk nennen, das in orientalischer Verkleidung deutsche Gedanken und Anschauungen, deutsche Gefühle, deutsche Erlebnisse brachte. Das Verkleiden und Versteckenspielen war übrigens bei ihm, wie wir wissen, eine uralte Liebhaberei. Er trug aber auch kein Bedenken, stellenweise morgenländischen Stoff ohne wesentliche Veränderung und Verhüllung seinem Werk einzuverleiben, wie er es denn von Jugend auf mit der Originalität nicht strenge nahm und ohne Scheu fremde Quellen in seine Pflanzungen leitete, wenn sie ihm geeignet schienen, dieselben zu befruchten und zu verschönern. So sind z. B. Vier Gnaden (im Buch des Sängers) aus Chardin's Voyages (V, 258), Fünf Dinge (Buch der Betrachtungen) aus den Fundgruben (II, 229), Der Winter und Timur (Buch des Timur) aus Jones' Poeseos Asiat. Comment. (p. 174) dem Stoff nach entnommen.

Goethe hat das Werk in zwölf Bücher eingetheilt, von denen einige aber zu dürftig ausgestattet sind, um sich, wie es in einem wohlgebauten Ganzen ziemt, den andern gegenüber in einem gewissen Ebenmaß darzustellen. Die Versmaße, deren er sich bedient hat, sind sehr mannigfaltig. In die „Reimart" Hafisens hoffte er zwar, wie er im Gedicht Nachbildung (Buch Hafis) sagt, sich auf die Dauer zu finden; aber es gelang ihm nicht. Erst Rückert und Platen bewegten sich mit Leichtigkeit in der Form des Ghasels. Goethe begnügte sich, das morgenländische Kolorit durch Einmischung orientalischer Namen zu erstreben, wie Bulbul, Turban, Dulbend, Mufli, Houri, Namen orientalischer Liebespaare, Länder, Flüsse, Städte u. s. w., zwischen denen jedoch altklassische und moderne Gestalten und Namen, wie Cupido, Aurora, Mars, Helios, der Doge von Venedig, Hutten u. a. in großer Anzahl figuriren. Die ersten Proben dieser neuen Poesie veröffentlichte er 1817 im Damenkalender; das Publikum zeigte sich davon weniger erbaut, als verwirrt. Goethe hatte das wohl erwartet, und beschäftigte sich daher fleißig mit einem dem Ganzen beizugebenden Anhange von historischen und erklärenden Anmerkungen. Mit dieser an und für sich werthvollen Zugabe erschien die Dichtung 1819; doch fehlten in dieser Ausgabe noch 44 Gedichte, die später in der Ausgabe letzter Hand hinzukamen.

Ueber die Kantate Idylle aus dem J. 1813, das 1812 entstandene einaktige Lustspiel Die Wette und das Vorspiel Was wir bringen aus dem J. 1814 dürften die Bemerkungen im siebenten Kapitel genügen. Dem Drama Des Epimenides Erwachen sind aber noch einige Worte zu widmen. Das Stück, in der zweiten Hälfte des Mai 1814 begonnen, war nach einem Brief an Riemer am 9. Juni „so gut wie fertig", gelangte aber erst am 30. März 1815 in Berlin zur Aufführung. Zelter berichtete, der Beifall sei, besonders bei der Wiederholung am 31. März in Gegenwart des Hofes, „wüthend" gewesen; doch trug hier Zelter in seiner Begeisterung für Goethe gewiß etwas stark auf. Für eine patriotische Festdichtung, welche große, zeitbewegende Ideen und Gefühle einfach, kräftig und klar aussprechen soll, ist des Epimenides Erwachen viel zu künstlich, komplicirt und symbolisch nebelhaft. Dieses Drama verlangt, wie der Dichter selbst zugab, „daß der Zuschauer jeden Augenblick merke und deute." Freilich meinte er, es käme nur darauf an, „daß ein solches Stück ein Dutzendmal hintereinander gegeben würde." Schwerlich würde das helfen; sind doch sogar die Kritiker bis auf den heutigen Tag über Manches in diesem Drama noch im Unklaren. Als Angelpunkt der Handlung tritt allerdings deutlich genug die Entfesselung von Glauben und Liebe durch die Hoffnung hervor. Es wird dadurch der Gedanke versinnbildlicht, daß in Zeiten der Unterdrückung, die sogar Glauben und Liebe beugen und entmuthigen, die Hoffnung dereinstiger Befreiung im Stillen fortlebt, und zur rechten Zeit hervortretend Glauben und Liebe zu neuer Thatkraft beseelt. Aber zweifelhaft bleibt schon die Rolle des Titelhelden. Nach Schaefer bildet die Figur des Epimenides nur den Rahmen des allegorischen Zeitgemäldes, und ebenso urtheilt Düntzer, daß sein Schlaf und Erwachen nur zur poetischen Einkleidung diene. Mir erscheint Epimenides als eine Kollektivmaske, worunter diejenigen hervorragenden Geister stecken, die, als eine aussichtslose Verwirrung und Zerstörung über das Vaterland hereinbrach, sich auf sich selbst zurückzogen; offenbar dachte Goethe dabei zugleich nicht ohne Beschämung an sich. Es ist also nicht sowohl auf den Schlaf des deutschen Volkes überhaupt, als vielmehr auf die Zurückgezogenheit mancher bedeutenden deutschen Männer hingedeutet, die den großen vaterländischen Interessen gegenüber sich indifferent verhielten, wenn sie auch innerlich nicht theilnahmlos waren. Die Verzweiflung des unter Gräueln der Zerstörung erwachenden Epimenides erinnert lebhaft an die Angst, von

der Goethe beim Anblick des gewaltigen Kampfs in den letztvergangenen Jahren ergriffen wurde. Jetzt, nach erfochtenem Siege, muß er, wie Epimenides, dem deutschen Volk und besonders der herrlichen (durch den „Jugendfürsten" repräsentirten) deutschen Jugend, die seinen Vertrauensmangel so schön widerlegt hatte, gestehen:

> Doch schäm' ich mich der Ruhestunden,
> Mit euch zu leiden war Gewinn;
> Denn für den Schmerz, den ihr empfunden,
> Seid ihr auch größer, als ich bin.

Schließlich ist noch der umfangreichsten Produktion Goethe's, welche in ihrer ersten Gestalt diesem Decennium angehört, der Wanderjahre, zu gedenken. Der Druck wurde mit Januar 1821 begonnen und gegen Mitte Mai beendigt. Es erschien nur ein Band, aus dem aber bei einer spätern Redaktion des Werks mehrere wurden. Den Plan eines Romans Wilhelm Meisters Wanderjahre, einer Fortsetzung der Lehrjahre, worin die Hauptfiguren der letztern wieder auftreten sollten, hatte Goethe schon vor Beendigung dieses Romans gefaßt, gelangte aber erst 1807 zum Beginn der Ausführung. Er beschäftigte sich damals, wie uns bekannt (s. oben S. 61 u. 83 f.), mit einer Anzahl kleiner diesem Werk zugedachter Geschichten, die durch einen romantischen Faden zu einem Ganzen zusammengeschlungen werden sollten. Wäre in jener Zeit das Werk beendigt worden, so würde ihm wohl das von Goethe längst als hochbedeutend erkannte Princip der Entsagung oder Selbstbeschränkung als Grundideen untergelegt worden sein. Allein die Ausführung gerieth seit 1810, wo Goethe „Das nußbraune Mädchen" schrieb, in's Stocken; und als er 1820 die Arbeit wieder aufnahm, hatte sich ihm der Grundgedanke dahin modificirt, daß er mit der Entsagung die eines Jeden besondern Anlagen entsprechende Thätigkeit zur Förderung des Gemeinwohls des Ganzen vereinigt wissen wollte. Das stand bei ihm längst fest, daß das Glück eines Staates weniger auf seiner politischen Form, als darauf beruhe, daß Jeder an seiner Stelle den ihm verliehenen Kräften gemäß das Gesammtwohl fördern helfe. Die in den Lehrjahren von Wilhelm angestrebte allseitige harmonische Bildung des Individuums, das leuchtete ihm ein, müsse auf der jetzigen Entwickelungsstufe der europäischen Menschheit bei dem Einzelnen einer einseitigen, aber in dieser Einseitigkeit um so intensivern Bildung Platz machen; die Harmonie, auf die der Einzelne hierbei ver-

zichte, sei erst von dem Ganzen wieder, aber hier im gesteigerten Maß zu fordern. Demgemäß müsse auch die Erziehung nicht auf eine Gesammtbildung des Individuums, sondern, wie er es in der pädagogischen Provinz darstellt, auf die Entwickelung der in Jedem hervorstechenden Anlagen gerichtet, und ihrem ganzen Zweck nach eine staatsbürgerliche sein.

Goethe versprach sich von dem Werk, dem er viel Zeit und Liebe zugewandt hatte, lohnenden Beifall. An Zelter schrieb er den 19. Okt. 1821 bei Uebersendung eines Exemplars: „Hier kommen also die Wanderjahre angefahren. Ich hoffe, sie sollen bei näherer Betrachtung gewinnen; denn ich kann mich rühmen, daß keine Zeile darin steht, die nicht gefühlt oder gedacht wäre." Aber wie viele anmuthige erzählende und beschreibende Partien, wie viele tiefe Gedanken er eingeflochten hatte, das Ganze wollte der Leserwelt keineswegs gefallen; es erschien zu lückenhaft, zu wenig fest verbunden, stellenweise zu abstrus, räthselhaft und parador. Selbst Reinhard, dieser begeisterte Verehrer Goethe's, gestand: „So von der Wahrheit zur Dichtung, von der Wirklichkeit zum Ideal, vom Roman zum Märchen, von der Geschichte zur Symbolik fortgerissen, fühlte ich beim ersten schnellern Lesen mich wie in einen Traum versetzt; mir fing an zu schwindeln." Dazu kam, daß der Pfarrer Pustkuchen-Glanzow zu Lime bei Lemgo unter dem Titel „Wilhelm Meisters Wanderjahre" anonym ein Gegenstück herausgab, welches die Lehrjahre und Goethe's gesammte Dichterthätigkeit von moralisch-religiösem Standpunkt angriff. Goethe beschränkte seine Abwehr auf eine Invektive (VI, 168) und einige zahme Xenien (III, 110 ff.), führte für jetzt sein Werk nicht weiter fort, und entschloß sich, als er fünf Jahre später die Arbeit wieder vornahm, zu einer Auflösung und ganz neuen Redaktion des Gedruckten.

Diese neue Bearbeitung zerstörte aber vollends den künstlerischen Charakter des Werks, und es gehörte Goethe's ganze Geringschätzung des Publikums dazu, um diesem den Genuß eines Konglomerats, wie das nun entstehende war, zuzumuthen. Im Vorgefühl, daß für ihn bald aller Tage Abend hereinbreche, suchte er für das was noch ungeordnet und ungestaltet in seinen Manuskripten, oder unausgesprochen in seinem Innern lag, zu guter Letzt noch eine Form zu gewinnen, wenn es auch nicht gerade eine kunstgerechte war, und verwob daher in das aufgedröselte Werk noch möglichst Stoff reflektirender, wie erzählender Art. Er veranschlagte nun den Umfang auf zwei Bände, und ließ ihn auch so in der gedruckten

Ankündigung der neuen Ausgabe seiner Werke angeben. Im Fortgang der Arbeit wuchs aber das Manuskript über Erwarten, und da der Kopist etwas weitläufig geschrieben hatte, täuschte sich Goethe und glaubte für drei Bände genug zu haben; und so ging auch das Manuskript in drei Bänden an die Verlagshandlung ab. Da fand sich aber, als daß der Druck eine Strecke fortgeschritten war, daß die zwei letzten Bände zu klein ausfallen würden. In der Verlegenheit ließ Goethe durch Eckermann aus zwei Paketen, die Aussprüche über Naturforschung, Kunst, Literatur und Leben enthielten, etwa sechs bis acht Bogen zusammenredigiren, die in zwei Hauptmassen unter den Ueberschriften Aus Makariens Archiv und Im Sinne der Wanderer in den Roman eingeschaltet wurden; und da auch ein Paar ungedruckter Gedichte, auf die er Werth legte, vorräthig waren, ließ er auch diese, um sie gleich in die Welt zu bringen, dem Schluß der beiden Abtheilungen anfügen. Bei solchem Verfahren wäre freilich die Entstehung eines kunstmäßig organisirten Ganzen ein Wunder gewesen!

Zehntes Kapitel.*)

1822: Stillleben im ersten Halbjahr. Aufenthalt in Marienbad. Ulrike Levezow. Rückkehr nach Weimar. Besuche im Spätjahr. — 1823: Annalen. Schwere Krankheit. Brief von und an Auguste Stolberg. Verbindung mit Eckermann. Verhältniß zu Soret. Aufenthalt in Marienbad. Marienbader Elegie. Erinnerungsblätter Marienbad 1823. Feier von Goethe's Geburtstag. Frau Szymanowska zu Besuch. Nochmalige schwere Krankheit. Besuch von Zelter. — 1824: Gedicht: An Werther. Trilogie der Leidenschaft. Idee einer Weltliteratur. Friedr. Aug. Wolf's Tod.

Fünfzig Jahre nach Goethe's Aufenthalt in Wetzlar, nach jenem als „ächt deutsche Idylle" verlebten Sommer, finden wir ihn im Böhmischen Gebirgskessel zu Marienbad die gute Jahrszeit zubringen.

*) Ein Theil des Inhalts dieses Kapitels, namentlich das auf Ulrike von Levezow bezügliche, ist vor mehreren Jahren in einer Zeitschrift pseudonym von mir mitgetheilt worden.

In Wetzlar war er im Frühling 1772, wenn gleich von einem engern Freundekreise schon als ein genialer junger Mann geschätzt, doch der großen Welt noch unbekannt eingezogen. Als er am 19. Juni 1822 in Marienbad eintraf, war dieser Tag eine Epoche für den Kurort, und jeder der Badegäste beeilte sich, den ruhmgekrönten Ankömmling zu schauen, der unbestritten als der Dichterkönig seiner Zeit galt. Es war ihm nicht leicht geworden, sich von seinem geliebten Arbeitszimmer daheim zu trennen. Still nach der Gartenseite hinaus gelegen, nicht mit geistzerstreuenden Luxusgegenständen ausgestattet, war es ein Heiligthum, das sich nur vertrauten Freunden öffnete. Hier fanden ihn schon die frühen Morgenstunden in einer höchst mannigfachen, aber wohlgeregelten Thätigkeit. Sein Familienkreis belebte sich mehr und mehr durch das Heranwachsen seiner zwei blühenden Enkel. Sein Sohn, seine liebenswürdige Schwiegertochter Ottilie und Fräulein Ulrike von Pogwisch wetteiferten miteinander, ihm das Leben zu verschönern. Abends fand sich gewöhnlich ein engerer Kreis befreundeter Herren und Damen bei ihm ein; Dienstags versammelte sich eine größere Gesellschaft um den Theetisch zu Lektüre und Unterhaltung; ein- oder zweimal die Woche besuchte ihn die verehrte Großherzogin, um sich von ihm Bedeutendes vorlegen und erläutern zu lassen. So kostete es ihm einen Entschluß, von seinem häuslichen Herd zu scheiden. „Die lange Gewohnheit daheim zu bleiben," schrieb er an Knebel, „will erst abgeschüttelt sein; die gute Vorsorge meiner Kinder bereitet und unterhält mir die beste Bequemlichkeit und fesselt mich an."

Er ahnte nicht, als er sich im Sommer 1822 diesem glücklichen Stillleben entriß, daß der nächste Monat, wie zum goldenen Jubiläum von Werther's Leiden, nochmals den Keim einer tiefen Leidenschaft in sein Herz legen sollte. Sein Aufenthalt in Marienbad dauerte diesmal etwa fünf Wochen. In einem Briefe an Zelter vom 8. August, aus Eger datirt, erstattete er darüber folgenden summarischen Bericht: „Am 19. Juni gelangte ich nach Marienbad bei sehr schönem Wetter. Herrlich Quartier, freundliche Wirthe, gute Gesellschaft, hübsche Mädchen, musikalische Liebhaber, angenehme Abendunterhaltung, köstliches Essen, neue bedeutende Bekanntschaften, alte wiedergefundene, leichte Atmosphäre 2000 Pariser Fuß über der Meeresfläche, Stiftsgelage u. s. w. — Alles trug bei, das drei Wochen dauernde schöne Wetter vollkommen zu benutzen und zu genießen, und das nachfolgende unfreundlich wechselnde zu überstehen." Was er aber dem so nahe stehenden Freunde nicht

den Muth hatte zu bekennen und nur der Muse vertraute, war der mächtige und nachhaltige Eindruck, den eines der „hübschen Mädchen", Fräulein Ulrike von Levezow, schon damals auf sein Herz gemacht hatte. Sie hielt sich in Marienbad mit ihrer Mutter, einer Gräfin Klebelsberg, früher Baronin Levezow, auf, deren Landsitz Tziblitz bei Lowositz in Böhmen war. Ulrike muß eine in hohem Grad liebenswürdige und zugleich glänzende Erscheinung gewesen sein, nicht eines jener still und einfach anmuthigen, sich immer gleich bleibenden Wesen, sondern mit mannigfachen, aber harmonisch zusammenstimmenden körperlichen und geistigen Vorzügen ausgestattet, in wechselreicher, aber immer lieblicher Gestalt sich zeigend. Der Dichter vergleicht sie dieser Farbenfülle schöner Eigenschaften wegen mit der Göttin des Regenbogens:

Ja, du bist wohl der Iris zu vergleichen,
Ein liebenswürdig' Wunderzeichen,
So schmiegsam, herrlich, bunt in Harmonie,
Und immer neu und immer gleich wie sie;

und in der Marienbader Elegie sagt der Wolkenbeobachter von ihr:

Wie leicht und zierlich, klar und zart gewoben,
Schwebt seraphgleich aus ernster Wolken Chor,
Als glich es ihr, am blauen Aether droben
Ein schlank Gebild' aus lichtem Duft empor!
So sah ich sie in frohem Tanze walten,
Die lieblichste der lieblichen Gestalten.

Sie nahm auch an seinen wissenschaftlichen Interessen, besonders den auf der Tagesordnung stehenden meteorologischen, lebhaften Antheil, und stahl sich dadurch um so tiefer in das Herz des begeisterten Schülers Howard's. Obwohl des Hochbejahrten Liebe nicht unerwidert blieb, so wußte sie doch in besonnener Würdigung der einer dauernden Verbindung entgegenstehenden Gründe den Sommer 1822 hindurch das Verhältniß so schön zu mäßigen, daß ihm erst beim Abschied die Gewalt seiner Zuneigung zum vollen Bewußtsein kam. Dies schildert der Eingang des Gedichts Aeolsharfen:

Ich dacht', ich habe keinen Schmerz,
Und doch war mir so bang um's Herz —
Bis endlich Thrän' auf Thräne fließt,
Verhaltnes Lebewohl ergießt.

Ihr Lebewohl dagegen war, wie das Gedicht hinzufügt, „heitre Ruh'",

und erst, nachdem er sich entfernt hatte, überließ auch sie in der Einsamkeit sich ihrem Schmerz.

Goethe theilte das eben erwähnte, wohl bald nach seiner Heimkehr enstandene Gedicht seinem Freunde Zelter erst im Dec. 1822 zur Komposition mit. Wie viel er auch noch später darauf hielt, zeigt ein Brief an Zelter vom 9. Jan. 1824. Da Zelter bis dahin mit der Komposition auf sich hatte warten lassen, so erinnerte er an die Verse und fügte hinzu: „Sie sind mir an's Herz gewachsen; Du solltest sie wohl durch schmeichelnde Töne wieder ablösen."

Vor dem Abschied hatten die Liebenden ein Wiedersehen in Marienbad für's nächste Jahr verabredet. Aber wie lag, als er zu Hause angelangt war, die Zwischenzeit bis dahin so schaal und leer vor seinen Blicken! Er klagt in dem angeführten Liede:

Zur Trauer bin ich nicht gestimmt,
Und Freude kann ich auch nicht haben.
Was sollen mir die reifen Gaben,
Die man von jedem Baume nimmt!

Der Tag ist mir zum Ueberdruß,
Langweilig ist's, wenn Nächte sich befeuern,
Mir bleibt der einzige Genuß,
Dein Bild mir ewig zu erneuern.

Glücklicher Weise wurden diese Stunden des Mißmuths im Herbst und Winter durch viele Besuche bedeutender und von ihm geschätzter Männer unterbrochen, die an seinen wissenschaftlichen Arbeiten lebhaften Antheil nahmen. Nacheinander sprachen von Henning, sein chromatischer Anhänger, der brasilianische Bergdirektor von Eschwege, Purkinje aus Prag, eben als Professor nach Breslau berufen, dessen Schrift über das subjektive Sehen ihn höchlich interessirte, Professor Oersted u. A. bei ihm ein. Durch sie angeregt, ergab er sich wieder einer vielfachen Thätigkeit und konnte am 18. Jan. 1823 an Zelter berichten: „Ich hämmere gar Manches durch in meiner einsamsten Schmiede; aus dem Hause komme ich nicht, kaum aus der Stube." Besonders griff er jetzt ernstlich eine Arbeit an, die er schon seit einigen Jahren vorbereitet hatte, eine kursorische Lebenschronik, die Annalen oder Tag- und Jahresfeste. Da wurde er plötzlich von einer lebensgefährlichen Krankheit überrascht, die den Lebensfaden, den er in der Vergangenheit zu verfolgen gedachte, für alle Zukunft abzuschneiden und damit seine Aussicht auf ein

Wiedersehen in Marienbad zu verschließen drohte. Es war eine Entzündung des Herzbeutels und der Pleura. Am 24. Februar erreichte die Krankheit ihren Höhepunkt. In einem Anfall von Schwäche sagte er zu seiner Schwiegertochter: „Ich fühle, daß der Moment gekommen ist, wo in mir der Kampf zwischen Leben und Tod beginnt.“ Am Abend hatte er jedoch sein volles Bewußtsein wieder und scherzte schon mit seinem Arzt, dem Hofrath Rehbein: „Ihr seid zu furchtsam mit Euern Mitteln, Ihr schont mich zu sehr. Mit einem Kranken, wie ich bin, muß man ein wenig Napoleonisch zu Werke gehen.“ Kurz vor Ostern erhielt Zelter von ihm wieder einen eigenhändigen Brief, „die ersten Zeilen seiner Wiedergeburt“, unmittelbar vor Beginn der Liedertafel, bei welcher sie, nach des Freundes Bericht, als erquickliches Schaugericht von Hand zu Hand umliefen, und hundert Champagnerflaschenschlünde, wie bei der Geburt eines Reichserben, sich auf des Dichters Wohl entluden. In Weimar wurde zur Feier der Genesung Tasso gegeben und Goethe's Büste unter dem Beifallsjubel der gerührten Menge mit einem Lorbeerkranz geschmückt.

Aus den Tagen der Rekonvalescenz ist uns ein höchst merkwürdiger Brief Goethe's erhalten, dessen Mittheilung der Inhalt selbst rechtfertigt. Der Leser wolle eine fast ein halbes Jahrhundert weiter zurückliegende Zeit und mit ihr das Andenken an Goethe's Jugendfreundin Auguste Stolberg (vgl. II, 97 ff.) zurückrufen. Sie, nunmehr verwittwete Gräfin Bernstorf, gehörte zu den sich treu bleibenden Gemüthern, in denen eine warme Jugendzuneigung nie ganz erlischt, wenn sie auch mit der weitern Entwicklung des Freundes sich nicht versöhnen können. Als einer frommgläubigen Christin mußte ihr Vieles, was Goethe geschrieben, unverantwortlich erscheinen, und so hatte sich ihrer nach und nach eine lebhafte Angst um sein Seelenheil bemächtigt. Nach längerm Schwanken zwischen der Furcht, verkannt oder gar verspottet zu werden, und der Hoffnung, den Jugendfreund zu einer Sinnesänderung führen zu können, hatte sie am 15. Okt. 1822 zur Feder gegriffen und ihm einen rührend liebevollen Brief geschrieben. Es heißt darin:

„Ich las in diesen Tagen wieder einmal alle Ihre Briefe nach — the songs of other times — die Harfe von Selma ertönte. Sie waren der kleinen Stolberg sehr gut — und ich Ihnen auch so herzlich gut. Das kann nicht untergehen, muß für die Ewigkeit bestehen; diese unsere Freundschaft, die Blüthe unserer Jugend, muß Früchte für die Ewigkeit tragen, dachte ich oft — und so ergriff es mich beim letzten Ihrer Briefe, und so nahm ich die Feder. Sie bitten mich einmal in Ihren Briefen, Sie zu

retten.*) Nun maße ich mir wahrlich nichts an, aber so ganz einfältigen Sinnes bitte ich Sie: Retten Sie sich selbst! — Nicht wahr, Ihre Bitte gibt mir dazu einiges Recht? Und ich bitte Sie, hören Sie in meinen Worten die Stimme meines Bruders, den Sie so herzlich liebten! Ich habe damit einen Wunsch, einen dringenden Wunsch ausgesprochen, den ich so oft wollte laut werden lassen. O ich bitte Sie, ich flehe, lieber Goethe, abzulassen von Allem, was die Welt Kleines, Eiteles, Irdisches und nicht Gutes hat, — Ihren Blick und Ihr Herz zum Ewigen zu wenden! Ihnen ward viel gegeben, viel anvertraut; wie hat es mich oft geschmerzt, in Ihren Schriften zu finden, wodurch Sie so leicht Andern Schaden zufügen — o, machen Sie das gut, weil es noch Zeit ist!"

Goethe's Antwort vom 17. April 1823 lautete:

„Von der frühsten, im Herzen wohlgekannten, mit Augen nicht gesehenen theuren Freundin endlich wieder einmal Schriftzüge des traulichsten Andenkens zu erhalten, war mir höchst erfreulich rührend; und doch zauderte ich unentschlossen, was zu erwidern sein möchte. Lassen Sie mich im Allgemeinen bleiben, da von besondern Zuständen uns wechselseitig nichts bekannt ist. Lange leben heißt gar Vieles überleben: geliebte, gehaßte, gleichgültige Menschen, Königreiche, Hauptstädte, ja Wälder und Bäume, die wir jugendlich gesät und gepflanzt. Wir überleben uns selbst, und erkennen durchaus noch dankbar, wenn uns auch nur einige Gaben des Leibes und Geistes übrig bleiben. Alles dieses Vorübergehende lassen wir uns gefallen; bleibt uns nur das Ewige jeden Augenblick gegenwärtig, so leiden wir nicht an der vergänglichen Zeit. — Redlich habe ich es mein Leben lang mit mir und Andern gemeint, und bei allem irdischen Treiben immer auf's Höchste hingeblickt; Sie und die Ihrigen haben es auch gethan. Wirken wir also immer fort, so lang es Tag für uns ist. Für Andere wird auch eine Sonne scheinen; sie werden sich an ihr hervorthun, und uns wird indessen ein helleres Licht erleuchten. Und so bleiben wir wegen der Zukunft unbekümmert! In unsers Vaters Reiche sind viel Provinzen, und da er uns hier zu Lande ein so fröhliches Ansiedeln bereitete, so wird drüben gewiß auch für beide gesorgt sein. Vielleicht gelingt dann, was uns bis jetzt abging, uns angesichtlich kennen zu lernen und uns desto gründlicher zu lieben. Gedenken Sie mein in beruhigter Treue."

„P. S. Vorstehendes war bald nach der Ankunft Ihres lieben Briefs geschrieben; allein ich wagte nicht, es wegzuschicken, denn mit einer ähnlichen Aeußerung hatte ich schon früher Ihren edeln, wackern Bruder wider Wissen und Willen verletzt. Nun aber, da ich von einer tödtlichen Krankheit in's Leben zurückkehre, soll das Blatt dennoch zu Ihnen, um unmittelbar zu melden, daß der Allwaltende mir noch gönnt, das Licht der Sonne zu schauen. Möge der Tag Ihnen gleichfalls freundlich scheinen, und Sie meiner im Guten und Lieben gedenken, wie ich nicht aufhöre, mich jener Zeiten zu erinnern, wo das noch vereint wirkte, was nachher sich trennte. Möge sich in den Armen des alliebenden Vaters Alles wieder zusammenfinden!"

*) Vgl. II, 98 in der Mitte.

Der Genesene nahm sogleich wieder seine wissenschaftlichen Arbeiten auf, und setzte sie, wenn gleich eine schwere Krankheit der Großherzogin, ein Besuch des Königs von Baiern mit Familie und ein bedenkliches Erkranken seines Freundes Meyer große Störungen brachten, mit Ausdauer bis tief in den Juni fort, wo er nach Marienbad reiste. Ehe wir ihn dorthin begleiten, möge noch einer vorher angeknüpften, für ihn förderlichen Verbindung mit zwei jüngern Männern gedacht werden.

Am 10. Juni 1823 trat ein eben in den Dreißigen stehender Mann mit ahnungsvoll klopfendem Herzen in Goethe's einfach edle Wohnung ein. An der Treppe stehende Abgüsse antiker Statuen wehten ihn mit dem Geist der bildenden Kunst des Alterthums an. Von dem gesprächigen Bedienten des Hauses, Stadelmann, zur ersten Etage geleitet, ward er in ein Zimmer geführt, vor dessen Schwelle er das Wort SALVE als Vorzeichen eines freundlichen Empfangs überschritt. Durch dieses Zimmer gingen sie in ein zweites, wo der Fremde zu weilen gebeten wurde, während ihn der Bediente bei seinem Herrn anmeldete. Hier wehte die erquicklichste Kühle. Ein Teppich bedeckte den Boden; von einem rothüberzogenen Sopha, Stühlen von gleicher Farbe, einem Flügel, Spiegeln, vielfachen Gemälden und Handzeichnungen an den Wänden war das Zimmer überaus heiter meublirt. Bald erschien Goethe in blauem Oberrock und Schuhen. Der Eindruck seiner Erscheinung war überraschend für den Fremden; doch freundliche Worte scheuchten sogleich jede Befangenheit. Der Eingeführte hatte sich durch ein vorausgesandtes Manuskript vortheilhaft angekündigt. Es war Joh. Pet. Eckermann. Als Knabe und Jüngling in kümmerlichen Verhältnissen herangewachsen und nur durch eigene Strebsamkeit zu einer gewissen Vorbildung gelangt, hatte er aus feurigem Lerneifer als Fünfundzwanzigjähriger auf den Bänken eines Gymnasiums unter Sekundanern Platz genommen, dann mit mühsam erschwungenen Mitteln einige Zeit auf der Universität Göttingen zugebracht, und gedachte jetzt eine schriftstellerische Laufbahn einzuschlagen. Goethe gewahrte sogleich, daß er an ihm den rechten Mann zur Unterstützung bei seinen fernern Arbeiten gefunden, und machte ihm darauf bezügliche Anträge, die freudig angenommen wurden. So knüpfte sich eine für Goethe's letzte neun Lebensjahre wichtige Verbindung an.

Seit einiger Zeit schon stand ein anderer junger Mann, Dr. Friedr. Soret, mit Goethe in einer besonders für seine naturwissenschaft-

lichen Bestrebungen förderlichen Verbindung. Zur Leitung der Erziehung des Erbgroßherzogs aus Genf nach Weimar berufen, war er oft ein Tischgenosse und ein gern gesehenes Mitglied der Abendgesellschaften Goethe's, ordnete als Kenner der Mineralogie dessen Krystalle und war durch gute botanische Kenntnisse befähigt, die Metamorphose der Pflanzen durch eine Uebersetzung in Frankreich zu verbreiten. Soret's Mittheilungen über Goethe gehören zum Besten, was über den Dichter französisch geschrieben worden.

Gegen Ende Juni 1823 beeilte sich Goethe, nach Marienbad zu kommen, wo er den 2. Juli ankam. Was ihn als Hauptmagnet dorthin so gewaltig zog, scheute er sich auch jetzt noch seinen Freunden offen zu bekennen, wenn er sich gleich einiger Andeutungen nicht enthalten konnte. An Zelter schrieb er über den Aufenthalt daselbst, er habe zu seiner Freude die Nachbarschaft seiner Wohnung durch schöne Frauen und verständige Männer eingenommen gefunden; auch seien ihm „frühere Verhältnisse gar wohlthuend als Zeugen, daß man nach einer Jahresnacht Wohlwollen und Neigung nicht verschlafen habe." Sein Bericht an den Urfreund Knebel vom 11. Juli lautete: „Die Gesellschaft ist gut, man kann sagen glänzend; noch gestern ist der Herzog von Leuchtenberg angekommen. Schöne Frauen machen sich bemerken zu Wagen, Pferd und Fuß. Wöchentlich werden Bälle gegeben und zu ernsterer Unterhaltung fehlt es nicht an gereisten Diplomaten und sonst erfahrenen Weltmenschen. Durch ein besonderes Glück wohnen in meinem Hause nur Frauenzimmer, die still und verträglich sind. Eine sogar ist passionirt für die Mineralogie; und da hat sie, indem Stadelmann schon Centner von Handstufen zusammengeklopft, die erfreulichste Auswahl." Diese eifrige Mineralogin nun war eben Ulrike von Levezow, welche sich mit ihrer Mutter und einer Schwester wieder in Marienbad eingefunden hatte. Mit welchem Hoffen und Bangen er ihrem Wiedersehen entgegenharrte, wie herzlich sich der Empfang, wie beglückend das Zusammenleben mit ihr gestaltete, schildern die Anfangsstrophen der Marienbader Elegie:

> Was soll ich nun vom Wiedersehen hoffen?
> Von dieses Tages noch geschloßner Blüthe?
> Das Paradies, die Hölle steht dir offen;
> Wie wankelsinnig regt sich's im Gemüthe! —
> Kein Zweifel mehr! Sie tritt an's Himmelsthor
> Und hebt zu ihren Armen dich empor.

So warst du denn im Paradies empfangen,
Als wärst du würdig ewig schönen Lebens;
Dir blieb kein Wunsch, kein Hoffen, kein Verlangen;
Hier war das Ziel des innigsten Bestrebens,
Und in dem Anschaun dieses einzig Schönen
Versiegte gleich der Quell sehnsücht'ger Thränen.

Wie regte nicht der Tag die raschen Flügel,
Schien die Minuten vor sich her zu treiben!
Der Abendkuß, er war mir Pfand und Siegel:
So wird es auch der nächsten Sonne bleiben.
Die Stunden glichen sich in zartem Wandern
Wie Schwestern zwar, doch keine ganz der andern.

Es war der Geistesreichthum der Geliebten, was dem Dichter ihren Umgang mit einer so reizenden Abwechselung würzte. Aber noch glänzender ist das Lob, das er ihrem Gemüth spendet. Er preist sie in der Elegie als eine jener hohen Naturen, die durch ihre bloße Gegenwart, ihr Beispiel, ohne Wort, alles Selbstsüchtige, alles Bangen um die kleinlichen Tagesinteressen, alles Sorgen um die Zukunft aus dem Herzen verscheuchte, und zu kindlich froher Benutzung der Stunde, zu liebevollem Mitgenuß fremden Glücks und zu wohlthätigem Wirken aufforderte. Den Frieden, den er in ihrer Nähe empfand, vergleicht er dem Gottesfrieden, der mehr als Vernunft beseligt, dem Gefühl der Frömmigkeit:

In unsers Busens Reine wogt ein Streben,
Sich einem höhern, reinern Unbekannten
Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,
Enträthselnd sich den ewig Ungenannten —
Wir heißen's fromm sein! — Solcher sel'gen Höhe
Fühl' ich mich theilhaft, wenn ich vor ihr stehe.

Vor ihrem Blick, wie vor der Sonne Walten,
Vor ihrem Athem, wie vor Frühlingslüften,
Zerschmilzt, der längst sich eisig starr gehalten,
Der Selbstsinn tief in winterlichen Grüften.
Kein Eigennutz, kein Eigenwille dauert,
Vor ihrem Kommen sind sie weggeschauert.

Es ist, als wenn sie sagte: „Stund' um Stunde
Wird uns das Leben freundlich dargeboten;
Das Gestrige ließ uns geringe Kunde,
Das Morgende, zu wissen ist's verboten;
Und wenn ich je mich vor dem Abend scheute,
Die Sonne sank, und sah noch, was mich freute."

„Drum thu' wie ich, und schaue froh verständig
Dem Augenblick in's Auge! Kein Verschieben!
Begegn' ihm schnell, wohlwollend und lebendig
Im Handeln, sei's zur Freude, sei's dem Lieben;
Nur wo du bist, sei Alles immer kindlich,
So bist du Alles, bist unüberwindlich."

Nicht bloß die Elegie, der diese Strophen angehören, auch die Marienbad 1823 überschriebenen sechs Erinnerungsblätter (VI,98 f.) sind von der jugendlichen Gluth dieser letzten Liebe unsers Dichters durchströmt. Das erste lautet:

Du hattest längst mir's angethan;
Doch jetzt gewahr ich neues Leben.
Ein süßer Mund blickt uns gar freundlich an,
Wenn er uns einen Kuß gegeben.

Im zweiten Blatt redet er sich als Schüler Howard's an, der Morgens um und über sich schaut,

Ob Nebel fallen, ob sie steigen,
Und was sich für Gewölke zeigen.

Es schließt mit den Versen:

Und wenn bei stillem Dämmerlicht
Ein allerliebstes Treugesicht
Auf holder Schwelle dir begegnet,
Weißt du, ob's heitert? ob es regnet?

Das Schlußblatt kündet, wie unentbehrlich ihm ihre Nähe geworden:

Am heißen Quell verbringst du deine Tage,
Das regt mich auf zu innerm Zwist;
Denn wie ich dich so ganz im Herzen trage,
Begreif' ich nicht, wie du wo anders bist.

Eine Wirkung dieser Leidenschaft war die bis zur höchsten Reizbarkeit gesteigerte Empfänglichkeit für Musik, die Goethe während dieser Tage zu seinem eigenen Erstaunen in sich gewahrte. Er sei überzeugt, schrieb er an Zelter, daß er in der Singakademie beim ersten Takt sie verlassen müsse. Die nächstliegende Erklärung dieses psychischen Phänomens gab er nicht dem Freunde; er schrieb es dem Umstande zu, daß er seit zwei Jahren wenig gute Musik, außer Hummel zweimal, gehört; deßhalb, meinte er, habe sich in ihm das Organ dafür zugeschlossen; nun aber falle die Herrliche mit Einem

Mal durch Vermittlung großer Talente über ihn her und ergreife ihn mit verstärkter Gewalt. Bei den „großen Talenten“ dachte er an Frau Milder und Frau Szymanowska, geb. Wotowska. Von jener, der berühmten Theatersängerin, hörte er „vier kleine Lieder, die sie so groß zu machen wußte, daß die bloße Erinnerung daran ihm Thränen entpreßte.“ — „In ganz anderm Sinne,“ schrieb er weiter an Zelter, „und doch für mich von gleicher Wirkung, hörte ich Madame Szymanowska, eine unglaubliche Pianospielerin. Sie darf wohl neben unsern Hummel gesetzt werden, nur daß sie eine liebenswürdige polnische Frau ist. Wenn Hummel aufhört, so steht gleichsam ein Gnome da, der mit Hülfe bedeutender Dämonen solche Wunder verrichtete, für die man kaum zu danken sich getraut; wenn sie aber aufhört und kommt und sieht einen an, so weiß man nicht, ob man sich nicht glücklich nennen soll, daß sie aufgehört hat.“

Indem Goethe so in dem böhmischen Zauberkreise festgehalten wurde, erhielt er die Nachricht, daß man in Weimar eine Feier seines diesjährigen Geburtstages vorbereitete. Er schickte den festfeiernden Freunden ein paar schöne Stanzen zu (s. G.'s W. VI, 97), die am Schluß des Festes als sein Dank vorgetragen wurden. In diesen Versen legte er das Bekenntniß ab, daß in Marienbads Waldgebirge Armida ihn in Hygiea's Form auf alle Art durch Spiel und Tanz und Neigung banne. Doch bedurfte es für die Freunde in Weimar nicht mehr eines solches Bekenntnisses. Es war dort bereits bekannt, wie sehr des Dichtergreises Liebe allmälig gewachsen war, und ihn nunmehr so sehr beherrschte, daß er darüber jede Vorsicht vergaß. Wenn er, so erzählte man sich, in der Brunnenallee der Geliebten Stimme hörte, griff er nach seinem Hut und eilte zu ihr hinunter. Keine Stunde versäumte er, in ihrer Nähe zu sein. Die Kunde davon flog denn auch bald in alle Gegenden Deutschlands aus, so daß Zelter auf einer Rheinreise im Spätjahr 1823 das Gerücht von einer bevorstehenden abermaligen Vermählung Goethe's überall verbreitet fand.

Man wird fragen, warum es nicht dazu kam, obwohl doch, wie glaubwürdig berichtet wird, seine Liebe eine warme Erwiderung fand. Die Antwort geben die von diesem Verhältniß hervorgerufenen Gedichte, die ganz gegen seine sonstige Weise ein Produkt des leidenschaftlichsten Augenblicks sind und das schärfste Gepräge der Wirklichkeit tragen. Sie zeigen, daß die Geliebte selbst ihn zum Entsagen bestimmt hat. Wäre sie eine minder edle Natur gewesen, als sie war, so hätte sie sich über das nachtheilige Licht weggesetzt, das

der unnatürliche Bund des Vierundsiebenzigjährigen mit einem jugendlich blühenden Mädchen in den Augen der Welt auf den großen Mann und auch auf sie werfen mußte. Der Gedanke, die Gattin des ersten Dichters Deutschlands, ja seines Zeitalters zu werden und sich in dem herrlichen Glanz seines Lebensabends mitzusonnen, wäre für ein minder selbstsuchtfreies und liebreiches Gemüth zu verlockend gewesen. Aber ihre Besonnenheit mehr, als die des Dichters, war es, was ihn den Sieg über die Leidenschaft gewinnen ließ. In diesem Sinne führt Goethe sie schon in dem Gespräch Aeolsharfen so redend ein:

Ja, er ist fort — das muß nun sein;
Ihr Lieben, laßt mich nur allein!
Sollt' ich euch seltsam scheinen,
Es wird nicht ewig währen.
Jetzt kann ich ihn noch nicht entbehren,
Und darum muß ich weinen.

In der nächstjährigen Elegie aber heißt es ausdrücklich (Str. 18), daß ihr Wink ihm geboten habe, sich zu entfernen. Wie schwer ihm das Opfer wurde, davon ist eben die Elegie das sprechendste Zeugniß. Es gibt kaum ein lyrisches Gedicht Goethe's, worin die Gefühle einen, ich möchte sagen, so herben und versöhnungslosen Ausdruck gefunden haben. Zum Theil erklärt sich dies aus der besondern Entstehungsart der Elegie. Er dichtete sie, seiner Gewohnheit entgegen, mitten in der gährenden Leidenschaft, ehe sich die Empfindung geklärt hatte. Seiner mündlichen Eröffnung an Eckermann zufolge, schrieb er sie unmittelbar nach der Trennung von der Geliebten auf der Heimfahrt noch im vollsten, frischesten Gefühl des Erlebten. Morgens acht Uhr auf der ersten Station, erzählte er, brachte er die erste Strophe zu Papier, dichtete dann im Wagen fort, und schrieb so von Station zu Station das im Gedächtniß Festgehaltene nieder, so daß Abends das Gedicht fertig auf dem Papier stand.*) Er hielt es wie ein Heiligthum geheim, und als er es endlich seinem Vertrauten Eckermann verlegte, erkannte dieser schon an dem Aeußern des Manuskripts, wie lieb ihm dieses Geisteskind war. Er hatte die Verse eigenhändig in schönen lateinischen Zügen auf starkes Velinpapier geschrieben und mit einer Seidenschnur in einer Decke von rothem Maroquin befestigt.

*) Damit stimmt freilich nicht sein Tagebuch, dem zufolge er Nachmittags drei Uhr in Begleitung des Polizeiraths Grüner von Marienbad abreiste.

Als er den 17. Sept. in Weimar wieder eingetroffen war, erschien er äußerlich gesund, sogar verjüngt, krankte aber innerlich am Verlust der Geliebten fort. Der Kanzler Müller fühlte gleich beim ersten Besuch durch, daß der Heimgekehrte „nicht heiter gestimmt war und ungern sich wieder in die Weimarische Lebensweise resignirte." Sein sonst so lebendig fortfließendes Gespräch hatte öftere Pausen. Unter dem 23. Sept. spricht Müller in seinen „Unterhaltungen mit Goethe", von des Dichters „innerer Zerrissenheit", dem „verlorenen Gleichgewicht seiner Seele", das ohne die gewaltigsten Kämpfe nicht herzustellen sei. Glücklicherweise ließ ihm, wie im vorigen Jahre, eine Reihe von Besuchen nicht die Zeit, seinem Schmerz nachzuhängen. Am. 30 Sept. kam Freund Reinhard mit Sohn und Tochter und blieb etwa eine Woche. Mit dem Staatsrath Schulz, der bei ihm einsprach, verhandelte er eifrig über das chromatische Kapitel. Zudem ward er, wie er an Knebel berichtete, „durch eine Fluth von Fremden, worunter sich englische Wellen besonders auszeichneten, jeden Augenblick wach erhalten." Am 2. Okt. theilte er im tiefsten Vertrauen „seine Verhältnisse zu Levezows" dem Kanzler Müller mit. „Es ist eben ein Hang," fügte Goethe seiner Beichte hinzu, „der mir noch viel zu schaffen machen wird; aber ich werde darüber hinauskommen. Iffland könnte ein charmantes Stück daraus fertigen: ein alter Onkel, der seine Nichte allzuheftig liebt."

Da kam den 23. Okt. ein Besuch, der zwar für den Augenblick seinen Liebesleiden ein süßes Labsal war, aber durch seine Nachwirkung sie gewaltig gesteigert zu haben scheint. Frau Szymanowska erschien mit ihrer Schwester Casimira Wotowska*) in Weimar. Den Zustand, worin sie ihn traf, und die Wirkung, die ihr wundervolles Spiel auf ihn ausübte, schildert das Gedicht Aussöhnung, das später der Elegie von Marienbad angehängt ward und den von Eckermann vermißten versöhnenden Abschluß derselben bildet:

Die Leidenschaft bringt Leiden! Wer beschwichtigt
Beklomm'nes Herz, das allzuviel verloren?
Wo sind die Stunden, überschnell verflüchtigt?
Vergebens war das Schönste dir erkoren!
Trüb' ist der Geist, verworren das Beginnen;
Die hehre Welt, wie schwindet sie den Sinnen!

*) Vgl. das ihr gewidmete anmuthige Gedichtchen (G.'s W. VI, 97) nebst Anmerkung (VI, 442).

Da schwebt Musik hervor mit Engelschwingen,
Verflicht zu Millionen Tön' um Töne,
Des Menschen Wesen durch und durch zu dringen,
Zu überfüllen ihn mit ew'ger Schöne.
Das Auge netzt sich, fühlt in höherm Sehnen
Den Götterwerth der Töne wie der Thränen.

Und so das Herz, erleichtert, merkt behende,
Daß es noch lebt und schlägt, und möchte schlagen,
Zum reinsten Dank der überreichen Spende
Sich selbst erwiedernd willig darzutragen.
Da fühlte sich — o daß es ewig bliebe! —
Das Doppelglück der Töne wie der Liebe.

Frau Szymanowska blieb bis zum 5. November. Gleich am Tage nach ihrer Ankunft gab Goethe ihr zu Ehren ein Abendessen und weidete sich an dem Beifall, den ihre Persönlichkeit wie ihr seelenvolles Spiel fand. Am 28. und 30. Okt. war Koncert in Goethe's Hause, am 4. Nov. ein öffentliches Koncert, dem ein Souper bei Goethe folgte. Als sie am folgenden Tage Abschied nahm, war Goethe, wie der Kanzler Müller erzählt, „in der wunderbarsten Stimmung. Er wollte heiter und humoristisch sein, und überall blickte der tiefste Schmerz des Abschieds durch." Frau Szymanowska sagte ihm beim Lebewohl: „Ich scheide reich und getröstet von Ihnen. Sie haben mir den Glauben an mich selbst bestätigt; ich fühle mich besser und würdiger, da Sie mich achten." Da war es aus mit seiner Fassung und seinem erzwungenen Humor. Unter hervorbrechenden Thränen schloß er wortlos sie und ihre Schwester in seine Arme, und sein Blick begleitete sie noch lange, als sie durch die offene Reihe der Gemächer sich entfernte. „Dieser holden Frau," sagte er nachher zu Müller, „habe ich viel zu danken; ihre Bekanntschaft und ihr wunderbares Talent haben mich zuerst mir selbst wiedergegeben."

Die Gemüthsaufregungen dieser Tage waren für den Hochbejahrten zu stark gewesen. Kaum war die Künstlerin abgereist, als sich bei ihm die Vorboten einer neuen schweren Krankheit meldeten. Er fühlte wieder denselben Schmerz in der Herzgegend, der seine Krankheit im Frühjahr angekündigt hatte. In diesem Zustande gereichte ihm eine kurze Anwesenheit Wilh. v. Humboldt's zu einiger Aufheiterung, aber nicht zur Heilung. Nach der Mitte des Monats verschlimmerte sich sein Befinden; man begann die Wassersucht zu fürchten. Da stellte sich zu seinem Heil am 24. Nov. Freund Zelter auf der Rückkehr von seiner Rheinreise bei ihm ein. Einen trefflichern

Seelenarzt hätte ihm das Glück nicht zuführen können, als diesen eben so lebensmuthigen und gemüthskräftigen wie liebevollen Freund. Seinen Eintritt in Goethe's Haus schildert er selbst in einem Schreiben an ihn nach seiner drastischen Art:

„Ich komme nach Weimar, fahre vor; ich bleibe eine Minute im Wagen, Niemand kommt mir entgegen. Ich trete in die Thür, ein weibliches Wesen guckt zur Küche heraus, sieht nach, zieht sich wieder zurück. Stadelmann kommt und hängt das Haupt, und zuckt die Schultern. Ich frage — keine Antwort. Ich stehe noch an der Hausthür: Soll man wieder gehen? Wohnt hier der Tod? Wo ist der Herr? — Trübe Augen. — Wo ist Ottilie (Goethe's Schwiegertochter)? — Nach Dessau. — Wo ist Ulrike (Fräulein von Pogwisch)? — Im Bett. — Der Kammerrath (Goethe's Sohn) kommt: Vater ist — nicht wohl, krank, recht krank. — Er ist todt? — Nein, nicht todt, aber sehr krank. — Ich trete näher, und Marmorbilder stehn und sehn mich an. So steig' ich hinauf. Die bequemen Stufen scheinen sich zurückzuziehen. Was werd' ich finden? Was find' ich? Einen, der aussieht, als hätte er Liebe, die ganze Liebe mit aller Qual der Jugend im Leibe. Nun, wenn das ist, so soll er davon kommen! Nein, er soll sie behalten, soll glühen wie Austernkalk; aber Schmerzen soll er haben, wie Herkules auf dem Oeta! Kein Mittel soll helfen, die Pein allein soll Stärkung, soll Mittel sein! Und so geschah's, war's geschehen. Von einem Götterkinde, frisch und schön (die Marienbader Elegie ist gemeint), war das liebende Herz entbunden."

Zelter hatte schon zweimal den Freund in gleich gefährlichem Zustande getroffen und ihn unter seinen Augen wieder aufleben sehen. Diesmal, wie er selbst sich ausdrückt, „befehligte er sozusagen seine Genesung" und sah ihn von Stund an zur Verwunderung der Aerzte, die ihn verloren gaben, so schnell sich erholen, daß er ihn am 14. Dec. als einen völlig Hergestellten verlassen konnte.

Goethe blieb mit Ulrike von Levezow und ihrer Mutter, wie es scheint, noch länger in brieflicher Verbindung. Baron von Bernus, der in den fünfziger Jahren die Gräfin Klebelsberg auf Schloß Tziblitz besuchte, erzählte dem Uebersetzer der Lewes'schen Goethebiographie, daß sie ihm ausnahmsweise einige Geschenke Goethe's an Ulrike und dessen ganze Korrespondenz mit Tochter und Mutter gezeigt, auch einige Briefe vorgelesen habe, die ihm den Eindruck einer wahren Gluth von Leidenschaft machten. Ulrike blieb unvermählt und lebte auch nach dem Tode der Mutter auf Schloß Tziblitz. Die Leser oder Leserinnen, denen vielleicht der Anblick des großen Dichters in diesem späten Rückfall in die Gemüthsaufregung der Wertherperiode nicht gerade erquicklich gewesen, werden sich einigermaßen durch das gleichzeitig entgegentretende Bild eines trefflichen Frauengemüths entschädigt finden, das in dem

reichen und bunten Kranz von Goethe's Geliebten sich als die letzte, den Kranz schließende, und zugleich als eine der edelsten und farbenprangendsten Blumen darstellt.

Als Goethe in das Jahr 1824 eingetreten war, worin ein Zeitraum von fünfzig Jahren seit dem ersten Erscheinen von Werther's Leiden ablief, bat ihn Weygand in Leipzig, der erste Verleger des Romans, für eine Jubelausgabe desselben um ein einleitendes Gedicht, dessen Umfang und Honorar zu bestimmen er ihm ganz anheim gab. Goethe, noch voll elegischen Nachklangs des jüngst Erlebten, schrieb das Gedicht An Werther (G.'s W. II, 92). Er stellte es nachher mit der Marienbader Elegie und dem Gedicht Aussöhnung unter der Ueberschrift Trilogie der Leidenschaft zu einem Ganzen zusammen, das man wohl die Blüthenkrone der Lyrik seines späten Greisenalters nennen darf.

Im Uebrigen können wir über das J. 1824 rasch hinweggehen. Es nähert sich das letzte Stadium seines Lebens, die Schlußperiode, während welcher er, wie Schiller von Attinghausen sagt, in stets engerm Kreise dem engsten und letzten, wo alles Leben stille steht, sich langsam zubewegte. Er sah Böhmen, wo er so oft Verjüngung gesucht, nicht wieder. Fühlte er sich nicht stark genug, den Schauplatz seiner letzten heftigen Gemüthserregungen nochmals zu betreten? Aber nur leiblich schränkte er von nun an seine Bewegungen auf einen kleinen Bering um den häuslichen Herd ein; der Kreis seiner geistigen Interessen dehnte sich noch immer weiter aus. Wir finden ihn in einer Reihe kleiner Arbeiten bemüht, die Epoche der schon längst im Geist getragenen Weltliteratur zu beschleunigen, wovon er im Gespräch mit Eckermann behauptete, daß sie nunmehr an der Zeit sei. Durch sie werde der Deutsche sich am sichersten vor Dünkel bewahren, und, was der Hauptvortheil sei, bei einem engen Geistesverkehr würden die gebildeten Nationen sich gegenseitig einander fördern und korrigiren können. Nur dürfe man bei aller Werthschätzung des Ausländischen nicht bei etwas Besonderm haften bleiben und dieses für mustergültig erklären. Vorbilder biete uns nur das griechische Alterthum in seinen Werken, in denen der schöne Mensch dargestellt sei.

Erwähnt sei nur noch, daß das Jahr 1824 ihm einen geschätzten Freund, Friedr. Aug. Wolf, hinwegnahm. Wolf traf etwa gegen den 18. April in Weimar ein und blieb bis zum 28. Es war sein letzter Besuch; einige Zeit nachher starb er auf der Reise. Sein Zustand hatte in Goethe schon Besorgniß erregt, ob-

wohl Eckermann ihn bei einem Diner am 19. April noch voll heiterer, geistreicher Einfälle fand, wobei Goethe den lustigen Opponenten spielte. „Ich kann mit Wolf nicht anders auskommen," sagte er nachher zu Eckermann, „als daß ich immer den Mephistopheles gegen ihn agire; auch geht er sonst nicht mit seinen innern Schätzen heraus." Der Goethe-Zelter'sche Briefwechsel zeigt, daß Wolf's mit den Jahren wachsender Widerspruchsgeist unsern Dichter doch mitunter ungeduldig machte. „Man wird am Ende," schrieb er einmal an Zelter, „von gleicher Tollheit angesteckt, daß man ein Vergnügen findet, das Umgekehrte zu sagen von dem, was man denkt."

Elftes Kapitel.

1825: Theaterbrand. Stillleben im Frühling und Sommer. Regierungsjubiläum des Großherzogs. Dienstjubiläum Goethe's. — 1826: Ruhiger Kreislauf von Beschäftigungen. Besuche. — 1827: Tod der Frau von Stein. Zahlreiche Besuche. — 1828: Langsames Fortarbeiten am Faust. Tod des Großherzogs. Aufenthalt in Dornburg. Dornburger Gedichte. — 1829: Fortsetzung rückständiger Arbeiten. Das Gedicht Vermächtniß. Goethe's Ansichten vom persönlichen Fortleben und von wissenschaftlicher Wahrheit. — 1830: Tod der Großherzogin Louise. Explosion in Frankreich und ihr Eindruck auf Goethe. Tod seines Sohnes. Lebensgefährliche Erkrankung.

Goethe genoß eines so glücklichen späten Greisenalters, wie es wenigen Sterblichen beschieden wird. Es war der lange und milde fortleuchtende Abend eines herrlich glänzenden Tages. Den Sorgen und Mühen um irdische Güter enthoben, unter dem Genuß von Edelm und Schönem, von einem Zirkel innig ergebener Angehörigen und Freunde umringt, von den vorzüglichsten Männern des Vaterlands und Auslands aufgesucht, die sich glücklich schätzten, sein Angesicht zu schauen, sah er die Anerkennung seines Strebens in immer weitern Kreisen sich verbreiten, die Früchte seines Wirkens immer reicher aufsprießen. Aber er theilte das Loos aller langlebenden Erdgebornen, eine Glücksblüthe seines Daseins nach der andern abfallen, einen Lieben nach dem Andern in die Gruft sinken zu sehen. War das erste Jahr der für dieses Kapitel abgegränzten Zeit durch zwei

ihn nahe berührende herrliche Feste bezeichnet, so brachten ihm die vier letzten schwere und schmerzliche Verluste. Sie nahmen die Geliebte seiner ersten zehn Weimarischen Jahre, die Freundin seines Alters hinweg, sie entrissen ihm den fürstlichen Freund, mit dem er ein halbes Jahrhundert zusammen gelebt und gestrebt hatte, dann die hochverehrte Großherzogin Louise, zuletzt gar seinen einzigen geliebten Sohn. „Mir erscheint," schrieb er an Zelter, „der zunächst mich berührende Personenkreis wie ein Konvolut sibyllinischer Blätter, deren eines nach dem andern, von Lebensflammen aufgezehrt, in der Luft zerstiebt, und dabei den überbleibenden von Augenblick zu Augenblick höhern Werth verleiht. Wirken wir fort, bis auch wir, vor- oder nacheinander vom Weltgeist berufen, in den Aether zurückkehren!"

Der Frühling des festreichen Jahrs 1825 begann mit einem bänglichen Ereigniß, dem Brand des Weimarischen Theaters. In der Nacht vom 21. auf den 22. März, den Goethe als einen ominösen Tag zu betrachten gewohnt war, ertönte plötzlich Feuerlärm, und bald sah man das Theatergebäude in hellen Flammen. Alles wetteiferte in Anstrengung, dem furchtbaren Element zu wehren. Nur Ein Mann in Mantel und Militairmütze stand etwas seitab, ruhig seine Cigarre rauchend. Beim ersten Anblick erschien er als ein müßiger Zuschauer; allein Personen eilten von ihm aus, denen er lakonische, rasch vollzogene Aufträge gab. Es war der Großherzog. Sogleich erkennend, daß das Gebäude nicht zu retten war, gebot er alle Spritzen gegen die bedrohten Nachbarhäuser zu richten. Goethe sah dem furchtbar schönen Schauspiel aus den Fenstern seines Hauses zu, nicht ohne tiefe Gemüthsbewegung, obwohl er das Theater nicht mehr zu besuchen pflegte. Erinnerungen alter Zeiten gingen ihm durch die Seele, Gedanken an sein vieljähriges Zusammenwirken mit Schiller für die Bühne, und an das Heranziehen, Wachsen und Reifen so manches lieben Zöglings für dieselbe — ob auch an den Hund des Aubry? Als Eckermann ihn Morgens besuchte, fand er ihn im Bette, doch wie es schien, nicht besonders angegriffen. Er sah in dem Betthüten eine alte Kriegslist, die Goethe auch sonst wohl zur Abwehr unnütz störender Besuche gebrauchte. Der Bau eines neuen Theaters ward bald in Angriff genommen.

Den Frühling und Sommer 1825 hindurch bewegte sich Goethe daheim in dem gewohnten „Zodiakus seiner stillen häuslichen Arbeiten." Sie wurden in diesem Jahre nur zuweilen durch das Einsprechen

irgend eines bedeutenden Fremden angenehm unterbrochen. So erfreute ihn im April der Besuch des Professors d'Alton aus Bonn, mit dem er durch seine osteologischen Forschungen in naher Verbindung stand; im Mai Felix Mendelssohn, welcher, von Paris zurückkehrend, sein neuestes Quartett producirte. Dem durchreisenden Generalmusikdirektor Spontini, auf den er ebenso wenig als Zelter große Stücke hielt, schenkte er nur ein Viertelstündchen. Wie er jetzt seine Erholungsstunden zuzubringen pflegte, möge uns Eckermann erzählen. Abends saß ihm der Dichtergreis beim Kerzenlicht seines Studierzimmers im weißen flanellenen Schlafrock gegenüber, nach gut vollbrachtem Tagewerk heiter gestimmt, in trautem Gespräch seine edelsten Geistesschätze aufdeckend. An andern Abenden sah er ihn bei heller Erleuchtung seiner Gesellschaftszimmer in schwarzem Frack mit Stern einen Kreis von Gästen durch scherzhaftes und geistreiches Gespräch unterhalten. Folgendes Tages saß dann oft der stattliche Alte neben dem jüngern Freund im Wagen, in braunem Oberrock und blauer Tuchmütze, den hellgrauen Mantel über die Kniee gelegt, in lebhafter Unterhaltung mit kräftiger Stimme das Geräusch des Wagens übertönend.

Eine größere Unterbrechung seiner Arbeiten brachte am 3. September das Regierungsjubiläum des Großherzogs. Goethe begrüßte ihn zu dem festlichen Tage schon vor sechs Uhr Morgens und überreichte eine nach seiner Angabe von Meyer gezeichnete, in Berlin geprägte Denkmünze mit dem Bilde des lorbeergekrönten Fürsten. Als Goethe dem Freunde gegenüber trat, brachte er tiefbewegt nur die Worte hervor: „Bis zum letzten Hauch zusammen!" Der Großherzog ergriff des Glückwünschenden beide Hände, gedachte der schönen miteinander verlebten Jugendzeit und zog ihn dann umarmend in eine Fensternische, wo sie leise sprachen, so daß nur des Fürsten letzte Worte, die sich auf Goethe's bevorstehendes Jubelfest bezogen, vernommen wurden: „Ich hoffe es ja noch zu erleben." Des Dichters Haus, an dem Tage mit symbolischen Gemälden, sinnreichen Emblemen und einem Gewächsflor geschmückt, stand Abends, festlich erleuchtet, allen seinen und des Großherzogs Freunden weit gastlich geöffnet. Eine glänzende Bewirthung erwartete die Kommenden in einer Reihe von Zimmern, in deren letztem das lebensgroße Bild des Jubelfürsten in einem Kranz frischer Rosen prangte. Fürsten, Minister, fremde Gesandten hatten sich in das frohe Gedränge gemischt. Der Hausherr bewegte sich in einfacher schwarzer Kleidung, nur mit dem Ordenskreuz seines Herrschers ge-

schmückt, in gewohnter würdiger Haltung durch die Gruppen der Anwesenden, die sich erst nach Mitternacht verabschiedeten.

Goethe's Dienstjubiläum hatte der Großherzog nicht auf den Tag seiner Anstellung, sondern auf den 7. November, den Tag, wo er zuerst Weimar betrat, anberaumt. In der Morgenfrühe ward der Dichtergreis durch Gesang aus dem an seine Wohnung stoßenden Garten aufgeweckt. Sein erster Blick fiel auf manche werth- und kunstvolle Stickereien von schönen Händen, auf treffliche Zeichnungen, Gemälde, Vasen und sonstige Festgaben. Um halb neun Uhr bewegte sich die ganze Societät Weimars in einer langen Reihe von Wagen nach des Dichters Hause. Um neun holte sein Sohn ihn aus dem Arbeitszimmer ab, und geleitete ihn zu den Begrüßenden, welche die Suite der Gesellschaftszimmer in gedrängten Reihen füllten. Bei seinem Erscheinen stimmte ein Chor von Sängern und Sängerinnen ein von Riemer gedichtetes, von Eberwein komponirtes Lied an, worin die Nymphen der Ilm den goldnen Jubeltag des ihnen stets treu gebliebenen Dichters feierten. Dann überreichte der Baron von Fritsch ihm aus Auftrag des fürstlichen Paars eine goldene Denkmünze mit den Brustbildern desselben auf der einen Seite, und dem lorbeerbekränzten Bildniß des Dichters auf der andern mit der Umschrift: „Karl August und Louise Goethe'n zum 7. Nov. 1825". Das Geschenk war von folgenden Handschreiben begleitet, worin ausnahmsweise das vertraute Du dem amtlichen Sie hatte weichen müssen:

„Sehr werthgeschätzter Herr Geheimer Rath und Staatsminister! Gewiß betrachte ich mit allem Recht den Tag, wo Sie, Meiner Einladung folgend, in Weimar eintrafen, als den Tag des wirklichen Eintritts in Meinen Dienst, da Sie von jenem Zeitpunkte nicht aufgehört haben, Mir die erfreulichsten Beweise Ihrer treusten Anhänglichkeit und Freundschaft durch Widmung Ihrer seltenen Talente zu geben. Die fünfzigste Wiederkehr dieses Tages erkenne Ich sonach mit dem lebhaftesten Vergnügen als das Dienstjubelfest Meines ersten Staatsdieners, des Jugendfreundes, der mit unveränderter Treue, Neigung und Beständigkeit Mich bisher in allen Wechselfällen des Lebens begleitet hat, dessen umsichtigem Rath, dessen lebendiger Theilnehmung und stets wohlgefälliger Dienstleistung Ich den glücklichen Erfolg der wichtigsten Unternehmungen verdanke, und den für immer gewonnen zu haben Ich als eine der höchsten Zierden Meiner Regierung achte. Des heutigen Jubelfestes frohe Veranlassung gerne benutzend, um Ihnen diese Gesinnungen auszudrücken, bitte Ich der Unveränderlichkeit derselben Sich überzeugt zu halten. — Weimar, den 7. November 1825. Karl August."

„Nachschrift. Auch ein minder vergängliches Zeichen soll, sehr werthgeschätzter Herr Geheimer Rath und Staatsminister, das seltene und Mir besonders erfreuliche Jubelfest der Mit- und Nachwelt verkündigen. In

solcher Absicht ist mit Einverständniß Meiner Gemahlin die vorliegende Denkmünze geprägt worden. Empfangen Sie durch deren Widmung ein dauerndes Denkmal Unserer Gesinnungen, und gleichzeitig die wiederholten aufrichtigsten Wünsche für die Fortdauer Ihres Wohlbefindens. Karl August."

Hierauf erschienen Deputationen der Landeskollegien, der Freimaurerloge u. a. Die Universität Jena beglückwünschte ihn durch ein lateinisches Gedicht des Hofraths Eichstädt; die philosophische und die medicinische Fakultät übersandten ihm Doktordiplome, die theologische ein Diplom in Form einer Votivtafel. Die Stadt Weimar verlieh seinem Sohn und Enkelpaar sammt allen männlichen Nachkommen das Bürgerrecht für ewige Zeiten, „auf daß der gefeierte Name Goethe immerdar in ihren Urkunden als höchste Zierde derselben vorhanden sei." Gleich nach zehn Uhr brachten Karl August und Louise persönlich ihre Glückwünsche dar und verweilten fast eine Stunde. Dann kamen der Erbgroßherzog und die Erbgroßherzogin nebst Kindern. In den letzten Vormittagstunden vereinigte eine sinnvoll geordnete Feier die Freunde des Jubilars im großen Saal der großherzoglichen Bibliothek, wo Gesänge mit Reden des Kanzlers v. Müller und Riemer's wechselten.

Das Festmahl ward im dekorirten Saal des Stadthauses gehalten. Goethe ließ sich bei demselben durch seinen Sohn vertreten, und durch ihn dem alten Freunde Knebel als demjenigen, dem er den Eintritt in den Weimarischen Kreis verdanke, einen Toast ausbringen. Abends ward die Iphigenie aufgeführt. Er, wie der Großherzog, wurde beim Erscheinen vom lebhaftesten Jubel des dichtgedrängten Publikums empfangen. Nach dem dritten Akt zog sich Goethe auf dringendes Zureden des Arztes zurück. Eine glänzende Beleuchtung der Stadt, und ein Ständchen von der Hofkapelle beschlossen die öffentliche Feier, worauf der Dichter noch einige Zeit im Kreise der nächsten Freunde zubrachte.

Es währte Wochen, ehe er die tiefen Gemüthserregungen des Festtages zu verwinden vermochte. „Wie der Eindruck des Unglücks," schrieb er den 26. November an Zelter, „durch die Zeit gemildert wird, so bedarf auch das Glück dieses wohlthätigen Einflusses. Erst nach und nach erhole ich mich vom siebenten November." Was ihm dabei zu Hülfe kam, war theils der ruhige, regelmäßige Pendelschlag seiner täglichen Arbeiten, theils das idyllisch freundliche Leben unter den Seinigen. Ueber diese schrieb er an Reinhard: „Mein Sohn widmet sich nach wie vor den Geschäften, versieht meine Geschäfte, lebt übrigens ein geselliges Hof- und Stadtleben. Der

Frauenzimmer eigentliches Geschäft ist die englische Sprache, begünstigt durch angenehme unterrichtete Personen dieser Nation; und was sonst an Zeit Hof und Geselligkeit übrig lassen, verzehrt die Sorge für Weihnachts- und Geburtstagsgeschenke, denen allerlei Arten von Stickereien gewidmet sind. Der älteste Enkel, durch Leben und Lernen aus dem Kreise großväterlicher Liebe hinausgeführt, laßt mir den kleinen (Reinhard's Pathenkind) zurück, der mir immer liebenswürdiger erscheint, je mehr er sich in meiner Nähe gefällt."

Dieser Einblick in seinen häuslichen Zirkel möge uns zu dem ruhigen Kreislauf des Jahrs 1826 hinüberleiten, das er gleich den beiden vorigen ohne eine größere Exkursion daheim verlebte. Die Verbindung mit der großen Welt draußen wurde durch Briefwechsel, Zuspruch von Durchreisenden, täglichen Verkehr mit wohlunterrichteten Hausfreunden, zumal den jüngern, wie Eckermann, Riemer, Soret, und durch zahlreiche literarische und artistische Zusendungen forterhalten. Von namhaften Männern, die ihn besuchten, nenne ich den Improvisator Wolff, der im Januar Goethe durch seine Leistungen in Erstaunen setzte, den Bildhauer Rauch, der im Juni auf einer Rückreise von Paris und München nach Berlin bei ihm einsprach, den immer hochwillkommenen Herzensfreund Zelter, welcher im Juli kam, und Alexander Humboldt, der am 11. December eintraf. Ueber Letztern sagte er zu Eckermann: „Was ist das für ein Mann! Ich kenne ihn so lange, und doch bin ich von Neuem über ihn in Erstaunen. Er hat an Kenntnissen und lebendigem Wissen nicht seines Gleichen. Und welch eine Vielseitigkeit, wie sie mir ebenfalls noch nicht vorgekommen ist! Er gleicht einem Brunnen mit vielen Röhren, wo man überall nur Gefäße unterzuhalten braucht, und es immer uns unerschöpflich und erquicklich entgegenströmt." Unter den literarischen Zusendungen interessirten ihn besonders die aus Frankreich einlaufenden. Es freute ihn, daß die Schätzung seiner poetischen Werke, und noch mehr, daß die Anerkennung seiner naturwissenschaftlichen Forschungen dorthin gedrungen war. Der französische Uebersetzer seiner Dramen, Stapfer, sandte ihm aus Paris den vierten Theil zur Kompletirung des Ganzen; Cuvier schickte ihm Abdrücke seiner neuerdings in der Akademie gehaltenen Vorträge. Unbestellt kam ihm posttäglich die Zeitschrift Le Globe zu, desgleichen eine Sammlung der frühern Nummern vom September 1824 an, denen er Abends ein paar Stunden zu widmen pflegte, um sie auszuziehen, zu übersetzen, oder interessante Stellen anzustreichen. Weil ich die Besprechung von Goethe's dies-

jährigen Schriften einer andern Stelle vorbehalte, kann ich mich gleich dem folgenden Jahre zuwenden.

Das Jahr 1827 eröffnete sich mit einem betrübenden, die vielfachsten Erinnerungen in Goethe weckenden Todesfall, war aber weiterhin von einer großen Anzahl ehrender und erfreuender Besuche durchflochten. Frau von Stein starb den 6. Januar nach Vollendung ihres fünfundachtzigsten Lebensjahrs. Durch Steigerung eines alten Uebels am Bein schon längere Zeit an's Haus gebannt, hatte sie noch immer Besuche freundlich empfangen und mit Entfernten Briefwechsel gepflogen. Auch von Goethe haben sich bis in die letzten Jahre ihres Lebens einzelne an sie gerichtete Briefchen voll des Ausdrucks treuer Zuneigung erhalten. Noch am 29. August des vorigen Jahrs hatte er ihr ein Gedicht auf blauem Glanzpapier mit gepreßtem Rande, und dazu folgendes in dem gezierten Prosastyl seines Alters gehaltene Billet geschickt: „Beiliegendes Gedicht, meine Theuerste, sollte eigentlich schließen. Neigung aber und Liebe unmittelbar nachbarlich angeschlossen Lebender ist das Allerhöchste, was dem Menschen gewährt werden kann. Und so für und für! Goethe." Sie hatte bestimmt, daß man ihre Leiche nicht an Goethe's Hause vorbeitrage, weil es ihn angreifen könne; aber die städtischen Leichenordner erklärten, es sei unzulässig, eine so vornehme Todte auf einem andern als dem Hauptwege zum Friedhof zu geleiten.

Den Reigen der diesjährigen Besuchenden eröffneten am 1. Febr. drei preußische Königssöhne, der Kronprinz und die Prinzen Wilhelm und Karl. Goethe schrieb über sie an Reinhard: „Die drei Herren Gebrüder, von meinem Fürsten eines Morgens mir zugeführt, sah ich mit Freude und Verwunderung. Man kann einem Könige Glück wünschen, drei verschiedenartige wohlgebildete Söhne (mit einem vierten, den ich noch nicht kenne) vor sich heranwachsen zu sehen!" Den hohen Gästen zu Ehren, welche die Verlobung des Prinzen Karl mit der Weimarischen Prinzessin Marie herbeigeführt hatte, veranstaltete man eine Reihe Lustbarkeiten und Feste; doch Goethe war jetzt zu haushälterisch mit Zeit und Kräften, um sich daran viel zu betheiligen. So vermochte ihn auch nicht der Berliner Hofschauspieler Krüger in's Theater zu locken, wo die Iphigenie gegeben ward. „Was soll mir," schrieb er an Zelter, „die Erinnerung der Tage, wo ich das alles fühlte, dachte und schrieb!" Gegen Ende April fand sich A. W. Schlegel ein. Goethe gab ihm zu Ehren einen großen Thee, wozu alles in Weimar, was

Rang und Namen hatte, eingeladen ward. „Schlegel ist zwar in vieler Hinsicht kein rechter Mann," äußerte er sich vertraulich gegen Eckermann, „doch kann man ihm seiner vielseitigen Kenntnisse und großen Verdienste wegen etwas zu gut halten." Eine überraschende Erscheinung war ihm der Franzose Ampère, der bald nachher eintraf. Die Art, wie dieser Mitarbeiter des Globe in seiner Besprechung der Stapfer'schen Uebersetzung von Goethe's Dramen in des deutschen Dichters Lebensgang und Werke eingedrungen war, hatte ihm Respekt eingeflößt. Er hatte sich den einsichtsvollen Beurtheiler als einen Mann von wenigstens mittlerm Alter gedacht, und war erstaunt, als ihm in Ampère ein lebensfroher Jüngling von zwanzig und einigen Jahren gegenübertrat; und noch mehr wunderte er sich zu vernehmen, daß sämmtliche Mitarbeiter des Globe junge Leute seien. Da wurde ihm der Einfluß recht anschaulich, den eine bildungkoncentrirende Weltstadt auf Beschleunigung der Geistesreife hat.

Vom 12. Mai an brachte er ungefähr einen Monat in seiner Gartenwohnung zu. Er hätte die seine Arbeiten förderndе dortige „separat-extemporirte Studentenwirthschaft" länger fortgesetzt, wäre er nicht durch die Ankunft des Grafen Sternberg in die Stadt zurückgerufen worden, eines Mannes, in welchem er zugleich den kenntnißreichen Gelehrten, den gediegenen Charakter und den gewandten Weltmann ehrte. An Goethe's diesjährigem Geburtstage erschien aus der Ferne ein hoher Gratulant. Der König von Baiern, in der Nacht des 27. Aug. eingetroffen, überreichte Morgens, vom Großherzog eingeführt, dem Dichter das Großkreuz des Verdienstordens der bairischen Krone mit der Erklärung, er sei eigens des Tages wegen gekommen. Goethe, wie in spätern Jahren immer, der vorgeschriebenen Formen eingedenk, wandte sich bei der Empfangnahme des Ordens an den Großherzog mit den Worten: „Wenn mein gnädiger Fürst erlaubt?" Karl August rief lachend: „Du alter Kerl, mach doch kein dummes Zeug!" Die komisch feierliche Art, wie Goethe über diesen Besuch an Zelter (Brief 560) berichtet, läßt erkennen, was für ein Gewicht er auf diese Auszeichnung gelegt.

Noch bis tief in den Herbst hinein dauerte der Zuspruch interessanter Gäste fort. Im September kam der junge hessische Maler Zahn, der aus Italien einen Schatz von Durch- und Nachzeichnungen der in Pompeji ausgegrabenen Gemälde mitbrachte, und der Geh. Rath Streckfuß, den Goethe als Dante-Uebersetzer hochschätzte; im Oktober Freund Zelter, der Philosoph Hegel, der Graf Reinhard;

im November die berühmte Sängerin Sonntag, die in seinem Abendzirkel Proben ihres staunenswürdigen Talents gab. So wiederholten sich jetzt in den Wanderzügen nach Goethe's Haus zu Weimar in größerm Maßstab und glänzender jene Wallfahrten der Jahre 1774 und 1775 zur Frankfurter Casa santa. Könige und Fürsten, ernste Gelehrte und heitere Welt- und Staatsmänner, Dichter, Musiker, Maler, Bildhauer, Künstler jeder Art, Celebritäten des Aus- und des Inlandes pilgerten nach der kleinen Residenzstadt an der Ilm, um dem greisen Dichterfürsten den Tribut der Verehrung zu bringen.

Das Jahr 1828 begann er mit fleißiger Fortarbeit am Faust. Das große Werk rückte jedoch nur langsam vor; denn der Born seiner Produktivität floß jetzt nur noch spärlich. Vor einem Dutzend Jahre, als er den Divan dichtete, brachte er oft an Einem Tage zwei oder drei Gedichte glücklich zu Stande, und ob auf freiem Felde, im Wagen, oder im Gasthofe, das war ihm gleich. „Jetzt am zweiten Theile des Faust," klagte er gegen Eckermann, „jetzt kann ich nur in den frühen Stunden des Tages arbeiten, wo ich mich vom Schlaf erquickt und gestärkt fühle, und die Fratzen des täglichen Lebens mich noch nicht verwirrt haben. Und was ist es, das ich ausführe! Im allerglücklichsten Fall eine geschriebene Seite, in der Regel aber nur so viel, als man auf den Raum einer Hand schreiben kann, und oft bei unproduktiver Stimmung noch weniger."

An dem herannahenden Frühling schien er sich in diesem Jahre mehr als je zu erfreuen. „Meine Sehnsucht," schrieb er an Zelter, „geht wenigstens in den Kreis der Umgegend, wenn nicht gar die steigende Sonne mich wieder nach Böhmen führt." Doch so weit kam er nicht mehr. Er begnügte sich an freundlichen Tagen mit einem Ausflug in seinen Garten am Stern. Neben dem Faust machte ihm ein neues Heft von Kunst und Alterthum und die gegen Jahresschluß abzusendende fünfte Lieferung seiner sämmtlichen Werke zu schaffen. Sie sollten die umgearbeiteten Wanderjahre enthalten, an denen noch viel zu thun war. Ihrer Vollendung wollte er den ganzen Sommer widmen. Da riß plötzlich Mitte Juni die Nachricht von dem Tode des Großherzogs für längere Zeit den Faden dieser Thätigkeit ab.

Karl August war seit Anfang Juni in Berlin und hatte noch am 10. Zelter's Singakademie besucht. Während seiner letzten Tage in Berlin und Potsdam war er fast immer mit Alexander von Humboldt zusammen und bedrängte ihn mit den schwierigsten Fragen über Physik, Astronomie, Geologie u. s. w. Humboldt gestand

ahnungsvoll seinen Freunden, daß ihm diese Geisteslebendigkeit bei großer Körperschwäche ein beängstigendes Phänomen sei. Er schrieb darüber später nach Weimar:

„Als sei eine solche Lucidität, wie bei den erhabenen schneebedeckten Alpen, der Vorbote des scheidenden Lichtes, nie habe ich den großen, menschlichen Fürsten lebendiger, geistreicher, milder und an aller fernern Entwickelung des Volkslebens theilnehmender gesehen, als in den letzten Tagen, die wir ihn besaßen. Desultorisch ging er auch wohl in religiöse Gespräche über. Er klagte über den einreißenden Pietismus und den Zusammenhang dieser Schwärmerei mit politischen absolutistischen Tendenzen und Niederhalten aller freiern Geistesregungen. Dazu sind es unwahre Bursche, rief er aus, die sich den Fürsten dadurch angenehm zu machen glauben, um Stellen und Bänder zu erhaschen! Mit der poetischen Vorliebe zum Mittelalter haben sie sich eingeschlichen! — Bald legte sich wieder sein Zorn, und nun bekannte er, wie er jetzt viel Tröstliches in der christlichen Religion finde. Das ist eine menschenfreundliche Lehre! sagte er; aber man hat sie von Anfang an verunstaltet. Die ersten Christen waren die Freigesinnten unter den Ultra's!"

Den Schmerz über den Verlust eines solchen Freundes konnte Goethe vor Niemand zur Schau tragen. Den düster feierlichen Exequien fühlte er sich unfähig beizuwohnen. Er flüchtete sich nach Dornburg, jenem Städtchen, unterhalb Jena im Saalthal auf einer Anhöhe gelegen, wo er vor nahe fünfzig Jahren sich mit seiner Iphigenie beschäftigt hatte. Vor dem Städtchen breitet sich am Abhang des Kalkflötzgebirges eine Reihe schloßartiger Gebäude aus; anmuthige Gärten ziehen sich an Lusthäusern hin. Goethe bezog das alte, unlängst neu aufgeputzte Schlößchen am Südende mit der Inschrift über der Hauptpforte:

Gaudeat ingrediens, laetetur et aede recedens;
His, qui praetereunt, det bona cuncta Deus. 1608.

Es war, als hätte der hingeschiedene Freund in ahnender Fürsorge diesen Aufenthalt ihm für die Tage der Trauer bereitet. Goethe schrieb von hier an Zelter:

„Die Blumen blühen in den wohlunterhaltenen Gärten, die Traubengeländer sind reichlich behangen, und unter meinen Fenstern sehe ich einen wohlgediehenen Weinberg, den der Verblichene auf dem ödesten Abhange noch vor drei Jahren anlegen ließ, und an dessen Ergrünung er sich noch in den letzten Pfingsttagen erfreute. Von den andern Seiten sind die Rosenlauben bis zum Feenhaften geschmückt, und die Malven, und was nicht alles, blühend und bunt; und mir erscheint das alles in erhöhten Farben, wie der Regenbogen auf schwarzgrauem Grunde. Seit fünfzig Jahren habe ich an dieser Stätte mich mehrmals mit ihm des Lebens gefreut, und ich könnte diesmal an keinem Ort verweilen, wo seine Thätigkeit auffallender anmuthig

vor die Seele tritt . . . Und wie es ist, so wird es bestehen, da die jüngere Herrschaft das Gefühl des Guten und Schicklichen gleichfalls in sich trägt. Dies ist denn doch auch ein angenehmes Gefühl, daß ein Scheidender den Hinterbliebenen einen Faden in die Hand gibt, woran weiter fortzuschreiten wäre. Und so will ich an diesem mir verliehenen Symbol halten und verweilen."

Vergleicht man mit dieser Briefstelle den in Goethe's Werken (Bd. 27, S. 515 f.) mitgetheilten Brief an den Kammerherrn von Beulwitz, so stellt sich wieder recht anschaulich dar, wie edeln Trost er sich nach schweren Unglücksschlägen zu bereiten wußte. Er richtete den bekümmerten Blick vom verlornen Einzelnen empor zum bleibenden Ganzen, und schöpfte daraus bei den schmerzlichsten persönlichen Verlusten nicht nur Trost, sondern auch Ermuthigung zu rüstigem Weiterstreben.

Die Einsamkeit und die reizbare Gefühlsstimmung entlockten ihm in Dornburg einige lyrische Gedichte, in denen eine ganz eigenthümliche durch Thränen mild lächelnde Hoheit der Gesinnung athmet. Der Hochbejahrte, der sich dem Lebensziel nahe weiß, wandelt wie ein Halbverklärter unter Blumen und Bäumen daher und wirft sinnende Blicke auf die durchlaufene Bahn zurück. Was er auch gelitten und verloren hat, was er auch unerreicht, unvollendet zurückläßt, er muß sich gestehen: „Wie es auch sei, das Leben ist doch gut." Die vernünftige Welt erscheint ihm als „ein großes unsterbliches Individuum, von Geschlecht zu Geschlecht auf ein folgerechtes Thun angewiesen." Den Leser wird es nicht gereuen, wenn er sich die hier entstandenen Gedichte noch einmal ansieht; es gehören dazu: Dem aufgehenden Vollmond, Der Bräutigam und Dornburg im September 1828 (Bd. 2, S. 87—89).

Goethe verweilte, mit naturwissenschaftlichen, besonders meteorologischen Betrachtungen beschäftigt, bis zum 11. Sept. in Dornburg. Nach seiner Rückkehr sprachen vor und nach viele Naturforscher bei ihm ein, die von einer Versammlung in Berlin zurückkehrten, und hielten noch einige Zeit seinen Blick ganz auf die Naturwissenschaft gerichtet. Den Rest des Jahrs widmete er seinen „Wandernden", um „diesen Alp endlich völlig wegzudrängen."

Ueber die Lebensvorfälle des Jahrs 1829 kann ich mich sehr kurz fassen. Goethe verbrachte es ganz am häuslichen Herd oder in seiner Gartenwohnung in ruhigem Weiterarbeiten am Faust, an den Wanderjahren, der Darstellung seines zweiten Aufenthalts in Rom und der Herausgabe des Briefwechsels mit Schiller, die sämmtlich noch weiter zur Sprache kommen. Nur Eines diesem Jahr an=

gehörigen Gedichtes gedenke ich hier, weil es auf seine Ansichten über den Unsterblichkeitsglauben und über wissenschaftliche Wahrheit ein helles Licht wirft. Das Gedicht ist, wie Vieles, was Goethe jetzt schuf, „testamentlicher Natur" und Vermächtniß betitelt. Er schrieb es als Widerruf des früher entstandenen Eins und Alles („Im Gränzenlosen sich zu finden, Wird gern der Einzelne verschwinden"). Dieses frühere war ein Ausfluß seiner pantheistischen Weltanschauung. Statt heißen Wünschens, wilden Verlangens einer persönlichen Fortexistenz, heißt es dort, sei „sich aufzugeben ein Genuß". Eine andere Stelle lautet:

Und umzuschaffen das Geschaffne,
Damit sich's nicht zum Starren waffne,
Wirkt ewiges, lebend'ges Thun . . .

Es schließt mit der Strophe:

Es soll sich regen, schaffend handeln,
Erst sich gestalten, dann verwandeln;
Nur scheinbar steht's Momente still.
Das Ew'ge regt sich fort in allen;
Denn Alles muß in Nichts zerfallen,
Wenn es im Sein beharren will.

Die zwei Schlußverse hatten Goethe's Berliner Freunde im vorigen Jahre bei Gelegenheit der Naturforscherversammlung in goldenen Buchstaben ausgestellt. Das ärgerte ihn, und er nannte in einem Gespräch mit Eckermann die Verse „dumm". Er hätte sie füglicher mißverständlich nennen können, namentlich den Ausdruck „in Nichts zerfallen", der etwas zu sagen scheint, was er nicht gemeint haben konnte. So begann er denn auch das Gedicht Vermächtniß mit den Versen: „Kein Wesen kann in Nichts zerfallen! Das Ew'ge regt sich fort in Allen". Es verdroß ihn, als Hauptrepräsentant der Gegner der Unsterblichkeitslehre proklamirt zu sein. Auf Diskussionen über persönliche Fortdauer und ein jenseitiges Leben ließ er sich höchst ungern ein; es schien ihm, als wisse Niemand recht, was er sich dabei denke. Die Beschäftigung mit Unsterblichkeitsideen, sagte er zu Eckermann, sei für vornehme Stände und besonders für Frauenzimmer, die nichts zu thun haben; ein tüchtiger Mensch, der schon hier was Ordentliches zu sein gedenke, lasse das künftige Leben auf sich beruhen, und sei thätig und nützlich in diesem. Jetzt, in seinem achtzigsten Jahre, beschäftigte ihn zwar mitunter der Gedanke an das Hinscheiden, aber er suchte eine Stütze seiner Hoffnungen ebensowenig in spitzfindiger Spekulation, als in den Verheißungen einer

positiven Religion. „Die Ueberzeugung von unsrer Fortdauer,“ sagte er zu Eckermann, „entspringt mir aus dem Begriff der Thätigkeit. Wenn ich bis an mein Ende rastlos wirke, so ist die Natur verpflichtet, mir eine andere Form des Daseins anzuweisen, wenn die jetzige meinen Geist nicht ferner auszuhalten vermag.“ Und ein ander Mal: „Die Natur Gottes, die Unsterblichkeit, das Wesen unserer Seele, ihr Zusammenhang mit dem Körper sind ewige Probleme, worin uns die Philosophen nicht weiter bringen. Ich zweifle nicht an der Fortdauer; denn die Natur kann die Entelechie nicht entbehren. Aber wir sind nicht auf gleiche Weise unsterblich; um sich künftig als große Entelechie zu manifestiren, muß man auch eine sein.“ Nimmt man hierzu, daß er unter Entelechie seiner eigenen Erklärung nach dasselbe verstand, was er anderswo Monade nannte, so findet man seine Ansichten vom künftigen Leben seit jenem Gespräch mit Falk über Wieland's Tod (s. oben S. 107 f.) ganz unverändert.

Einen andern, die eigenthümliche Art seines wissenschaftlichen Forschens beleuchtenden Gedanken spricht das Gedicht Vermächtniß in dem Verse (Str. 6, V. 3) aus: „Was fruchtbar ist allein ist wahr.“ Zur authentischen Erklärung desselben dient eine Stelle seiner damaligen Korrespondenz mit Zelter. „Ich habe bemerkt,“ schrieb er, „daß ich den Gedanken für wahr halte, der für mich fruchtbar ist, sich an mein übriges Denken anschließt, und zugleich mich fördert. Nun ist es nicht allein möglich, sondern natürlich, daß sich ein solcher Gedanke dem Sinne eines Andern nicht anschließe, ihn nicht fördere, wohl gar hindere; und so wird er ihn für falsch halten. Ist man hiervon recht gründlich überzeugt, so wird man nie kontrovertiren ... Möge Dir diese Betrachtung nicht allzu abstrus vorkommen!“ Abstrus kommt sie mir nicht vor, aber unbeifallswürdig. Wie soll die objektive Wahrheit je gewonnen werden, wenn Jeder sich bei seinem subjektiven Meinen beruhigt? Konsequent blieb sich allerdings Goethe mit dieser Lehre; sie harmonirte mit seinem Satz, daß „das Vernünftige stets in der Minorität bleibe.“ Zwischen der Denkweise der Menge und den Lichtblicken hochbegünstigter einzelner Geister sah er eine unausfüllbare Kluft. Und selbst diese Einzelnen erschienen ihm von einander durch Ungleichartigkeit der ursprünglichen Anlagen und abweichenden Bildungsgang so weit geschieden, daß jeder Vereinigungsversuch ihm verlorene Mühe dünkte. Solche Ansicht von Wahrheit und wissenschaftlichem Forschen, wie er sie hatte und vertheidigte, mag man allenfalls aus-

nahmsweise einem einzelnen hohen Geiste hingehen lassen, der sich berufen fühlt, durch Polemik unbehelligt, freudig zu schaffen und aufzubauen; aber wem es um Ermittelung der vollen Wahrheit zu thun ist, wird es mit Lessing, mit seiner Lust, den Geist am Geiste zu prüfen, mit seinem felsenfesten Vertrauen auf die Gemeinsamkeit der Vernunft und der Denkgesetze halten. Goethe war sich seiner gänzlichen Verschiedenheit von diesem Manne wohl bewußt. „Seine Sache war das Unterscheiden," sagte er zu Eckermann, „und dabei kam ihm sein großer Verstand auf's Herrlichste zu statten. Mich werden Sie ganz anders finden. Ich habe mich nie auf Widersprüche eingelassen. Die Zweifel habe ich in meinem Innern auszugleichen gesucht, und nur die Resultate ausgesprochen." Der Leser weiß, was alles dazu beigetragen hat, diese Geistesrichtung in ihm zu befestigen. Seine einsame Erziehung, sein autodidaktisches Lernen, seine ererbte Apprehension gegen Widerspruch und Tadel, das Gefühl, daß er ein zu großes Pfund zu verwalten, eine zu große Geistesfülle der Welt zu überliefern hatte, um sich lange in den labyrinthischen Krümmen des Zweifels und der Polemik aufzuhalten — Alles wirkte nach Einem Ziel hin zusammen. Und besonders jetzt, im höchsten Alter, wo er mehr als je Grund hatte, ein ruhiges Gleichgewicht der Seele zu bewahren, lehnte er alles Negirende, Störende, Aufregende sorgfältigst ab.

Das Jahr 1830 setzte dieses ruhige Gleichgewicht den schmerzlichsten Proben aus. Am 14. Febr. starb die Großherzogin Louise. Ganz Weimar gab sich der Trauer um die geliebte edle Fürstin hin; nur Goethe schien davon wenig berührt. „Wohlan!" sagte er in scheinbar gefaßter Stimmung zu Soret, der ihn zu trösten kam, „nehmen Sie Platz. Der Schlag, der uns lange gedroht, hat endlich getroffen; wir haben wenigstens nicht mehr mit der grausamen Ungewißheit zu kämpfen. Wir müssen nun sehen, wie wir uns wieder mit dem Leben zurecht setzen." Aber am nächsten Tage fand Soret ihn tief betrübt und in sich gekehrt, ganz dem Gefühl der großen Lücke hingegeben, welche der Tod in ein fünfzigjähriges freundschaftliches Verhältniß gerissen hatte. „Ich muß mit Gewalt arbeiten," sagte er, „um mich oben zu halten und in diese Trennung zu schicken. Der Tod ist doch etwas so Seltsames, daß man ihn trotz aller Erfahrung bei einem uns theuren Gegenstande für unmöglich und unglaublich hält. Er ist gewissermaßen eine Unmöglichkeit, die plötzlich zur Wirklichkeit wird."

Das Heilmittel gegen seinen Schmerz fand er, wie immer, in

gesteigerter Thätigkeit. Er vertiefte sich in seinen Faust so, daß er selbst die unter Kreuzband ankommenden Nummern des Globe und des Temps uneröffnet bei Seite legte, und sich von den wichtigsten Weltereignissen durch seine Freunde in Kenntniß erhielt. „Ich sehe," sagte er zu Soret, „es bereiten sich in Paris bedeutende Dinge vor; wir sind am Vorabend einer großen Explosion. Da ich aber keinen Einfluß darauf habe, so will ich's ruhig abwarten, ohne mich von dem spannenden Gange des Dramas unnützer Weise täglich aufregen zu lassen." Aber, wenn er auch nicht wollte, er mußte doch wenigstens dem regen literarischen Leben in Paris seine Aufmerksamkeit zuwenden. David schickte ihm dorther eine große Kiste, enthaltend Gypsmedaillons mit den Profilen der vorzüglichsten jungen Literaten Frankreichs, siebenundfünfzig an der Zahl, und außerdem Autorgaben der angesehensten Talente der romantischen Schule, die in beigefügten Briefen ihm als ihrem geistigen Oberhaupte huldigten. Eckermann sah darunter Werke von St. Beuve, Victor Hugo, Balzac, Alfred de Vigny, Jules Janin u. A.

Die erwartete „große Explosion" erfolgte und stürzte Karl X. vom Throne. Die Nachrichten von dem Beginn der Juli-Revolution gelangten am 2. Aug. nach Weimar und setzten Alles in Bewegung. Soret ging Nachmittags zu Goethe. „Nun?" rief ihm der jugendlich erregte Greis entgegen, „was denken Sie von dieser großen Begebenheit? Der Vulkan ist zum Ausbruch gekommen, und es ist nun keine Verhandlung mehr bei geschlossenen Thüren." — „Eine furchtbare Geschichte!" erwiderte Soret; „aber was ließ sich bei den bekannten Zuständen und einem solchen Ministerium Anderes erwarten?" Goethe sah ihn stutzend an. „Wir scheinen uns nicht zu verstehen, mein Allerbester," sagte er. „Ich rede gar nicht von jenen Leuten; es handelt sich bei mir um ganz andre Dinge! Ich rede von dem in der Akademie zum Ausbruch gekommenen, für die Wissenschaft so höchst bedeutenden Streite zwischen Cuvier und Geoffroy de St. Hilaire." Diese Antwort kam für Soret so unerwartet, daß es ihm einige Minuten lang war, als ständen seine Gedanken still. „Sie können sich keinen Begriff machen," fuhr Goethe fort, „was ich bei der Nachricht von der Sitzung des 19. Juli empfinde. Wir haben jetzt an Geoffroy einen mächtigen Alliirten auf die Dauer. Das Beste aber ist, daß die von ihm in Frankreich eingeführte synthetische Behandlungsweise jetzt nicht mehr rückgängig zu machen ist. Die Angelegenheit ist durch die freien Diskussionen in der Akademie, im Beisein eines großen Publikums, zu einer öffent-

lichen geworden. Sie läßt sich nicht mehr an geheime Ausschüsse verweisen und bei geschlossenen Thüren abthun und unterdrücken ... Das Ereigniß ist für mich von ganz unglaublichem Werth, und ich jubele mit Recht über den endlich erlebten Sieg einer Sache, der ich mein Leben gewidmet, und die ganz eigentlich die meine ist."

Dieses Begebniß in der literarischen Welt wirkte wie verjüngend auf ihn. Unbekümmert um die Aufregung der politischen Welt, so mächtige Wellen sie auch bis tief in's Vaterland hinein trieb, setzte er die nächsten Monate hindurch seine Arbeiten mit gesteigertem Fleiße fort, und verließ, wie er an Zelter schrieb, „kaum sein kleines Hinterzimmer, Tag und Nacht beschäftigt, die übrigen Kräfte zu nützen." Da traf ihn in der ersten Novemberhälfte eine erschütternde Trauerpost.

Sein Sohn war in Eckermann's Begleitung am 22. April nach Italien abgereist, hatte sich in Mailand, der Lombardei, Venedig und abermals in Mailand mit freudigem Interesse umgesehen, und war dann nach Genua gefahren, wo er mit einem alten Freunde, dem Engländer Sterling, zusammentraf. Hier trennte sich Eckermann von ihm, der das Manuskript seiner bisherigen Gespräche mit Goethe zu vollenden wünschte. Am 25. Juli nahmen sie Abschied von einander. August von Goethe erlitt auf dem Wege nach Spezzia durch Umsturz des Wagens einen Schlüsselbeinbruch und lag vier Wochen in Spezzia darnieder. Hergestellt benutzte er einen kurzen Aufenthalt in Carrara und einen längern in Florenz vortrefflich, fuhr dann von Livorno auf einem Dampfboot nach Neapel, und fand hier an dem wackern Künstler Zahn den erwünschtesten Führer. Am 28. Aug. begann man in seiner Gegenwart zu Pompeji die Ausgrabung eines der schönsten Privathäuser, und nannte es dem Tage zu Ehren Casa di Goethe. Von da an deuteten seine Briefe, die fortwährend einen offenen Blick für Natur und Kunst bekundet hatten, auf eine krankhafte Exaltation. Weder eine Schnellfahrt nach Rom, noch die liebevolle Aufnahme bei der dortigen deutschen Künstlerkolonie vermochte die fieberhafte Aufregung seiner Nerven zu dämpfen; und schon nach wenigen Tagen*) schlug er den Weg zum ewigen Ausruhen nach dem protestantischen Kirchhofe bei der Pyramide des Cestius ein, wo sein Vater einst in dichterischen Träumen seinen letzten Ruheplatz zu finden gewünscht hatte.

---

*) Er starb den 27. Oktober in Folge eines Nervenschlags.

Der Hingeschiedene hatte von seinem großen Vater, wenn auch nicht dessen Genialität, doch bedeutende Anlagen geerbt und sich bei Zeiten eine vielseitige Bildung erworben. Leider entwickelte sich auch früh in ihm der Hang zu einer ungeregelten Lebensweise. Doch war er, sobald er sich den Geschäften hingab, ein tüchtiger Arbeiter und in seiner Ordnungsliebe dem Vater ähnlich. Energischen Charakters, wie er war, machte er dem Mißmuth, den mancherlei Verhältnisse in ihm hervorriefen, bisweilen durch ein wildes Wesen Luft, worin Tieferblickende die Maske edlerer Gefühle erkannten. Trotzdem bestand zwischen ihm und dem Vater ein nahes und inniges Verhältniß und ein unbegränztes gegenseitiges Vertrauen. „Mein Vater," sagte er einem Freunde, „ist mein Beichtiger; über ihn geht mir nichts." Alwine Frommann schrieb den 16. Nov. an Marianne von Willemer: „Das Traurigste ist, daß Alle, die August im letzten Jahr beobachten konnten, und wohl auch der Vater selbst, wenn er gleich nicht Alles wußte, fühlen müssen, daß dies das Mildeste war, was geschehen konnte." Es scheint hiernach seine innere Zerrüttung zuletzt einen hohen Grad erreicht zu haben.

Der Kanzler von Müller sollte Goethe'n die schmerzliche Nachricht beibringen und zitterte vor dieser Scene. Wie erstaunte er, als der Greis mit der edelsten Fassung ausrief, während seine Augen von Thränen glänzten: Non ignoravi me mortalem genuisse! Als Eckermann, zu dem auf der Rückreise die Trauerkunde gelangt war, ihm den 23. Nov. Abends gegenübertrat, schloß Goethe den Heimkehrenden liebevoll in seine Arme und sprach viel mit ihm, doch keine Sylbe über den Sohn. An Zelter schrieb er: „Hier kann allein der große Begriff der Pflicht uns aufrecht erhalten. Ich habe keine Sorge, als mich physisch im Gleichgewicht zu bewegen; alles Andere gibt sich dann von selbst. Der Körper muß, der Geist will, und wer seinem Wollen die nothwendigste Bahn vorgeschrieben sieht, braucht sich nicht viel zu besinnen."

Aber die Natur behauptete ihre Macht über den Willen. In der Nacht vom 25. auf den 26. Nov. bekam er einen heftigen Blutsturz und schwankte den ganzen Tag in der höchsten Lebensgefahr. Seine vortreffliche Körperkonstitution ließ ihn noch einmal, und diesmal ungemein rasch genesen. „Noch ist das Individuum beisammen und bei Sinnen — Glück auf!" schrieb er den 29. Nov. an Zelter, und bestellte sich einen Kalbskopf. Zelter, von der Freudenbotschaft entzückt, kommandirte Abends in der Singakademie „wie Moses mit dem Wunderstabe," ließ sich gleichfalls einen Kalbskopf braten, und

meinte, da des Erkundigens bei ihm nach dem Kranken kein Ende gewesen sei, so möchte leicht auf seine Mittheilungen an dem Tage in Berlin ein Schock Kalbsköpfe mehr verspeist worden sein.

Zwölftes Kapitel.

Fortsetzung begonnener Schriften. Herausgabe der Briefwechsel mit Zelter und Schiller. Aufsätze über altgriechische, französische, englische und italienische Literatur und über Volkspoesie. Schwächeres Interesse an der neuesten, deutschen Poesie. Gelegenheitsgedichte. Gedicht: Bei der Betrachtung von Schiller's Schädel. Gutmann und Gutweib. Chinesisch-deutsche Jahres- und Tageszeiten. Novelle. Faust.

Der Leser wird nicht erwarten, in dem Schlußjahrzehnt eines über achtzig Jahre hinaus sich fortspinnenden Dichterlebens noch ganz neuen großartigen Unternehmungen und Schöpfungen zu begegnen. Ein mehr als Siebzigjähriger darf sich Glück wünschen, wenn ihm Lust und Kraft geblieben sind, Begonnenes fortzuführen, Frühentworfenem noch spät eine genügende Form zu geben, Halbvollendetes zu ergänzen. Die Hefte zur Naturwissenschaft und Morphologie, sowie die über Kunst und Alterthum liefen, einen guten Theil der Zeit in Anspruch nehmend, noch eine Reihe von Jahren fort, jene bis 1824, diese bis 1828. Ihnen gingen zur Seite und folgten Arbeiten am zweiten Theil des Faust, eine Umarbeitung der Wanderjahre, die schon im Schluß des neunten Kapitels besprochen ist, Zusammenstellungen neuer Gruppen der zahmen Xenien, sowie der *Sprüche in Prosa* (III, 151 ff.), die Besorgung einer neuen Ausgabe der Werke in vierzig Bänden (begonnen 1825, beendigt 1830) und fernere selbstbiographische Arbeiten (vgl. oben S. 99 ff.). Mit den letztern der Tendenz nach verwandt war die Herausgabe der *Briefwechsel mit Zelter und mit Schiller*.

Bei der Ausarbeitung der Annalen war sich Goethe recht bewußt geworden, wie bedeutsam für sein Leben seit dem Anfange des Jahrhunderts das Verhältniß zu Zelter gewesen war, und so faßte er den Entschluß, „auch dieses Verhältniß zu ewigem Zeugniß erscheinen zu lassen, und zwar in reiner Steigerung, deren Wahrheit

nur durch das vollkommenste Detail anschaulich werden konnte," d. h. er wollte ursprünglich das Verhältniß in detaillirter Erzählung und Schilderung darstellen. Zu dem Ende erbat er sich seine Briefe an Zelter zurück behufs Anfertigung von Auszügen, änderte aber, als er die Korrespondenz übersah, sein Vorhaben und beschloß statt einer erzählenden Darstellung den Briefwechsel entweder selbst herauszugeben, oder durch Ueberlebende an's Licht treten zu lassen. Anfangs 1825 wurde die bis dahin reichende Korrespondenz der beiden Freunde in's Reine kopirt, und weiterhin Jahrgang auf Jahrgang regelmäßig nachgetragen. Durch beiderseitige testamentliche Erklärung ward Riemer zum dereinstigen Herausgeber bestimmt. Mit der Redaktion des Briefwechsels mit Schiller beschäftigte sich Goethe schon 1824. „Es wird," schrieb er darüber an Zelter, „eine große Gabe sein, die den Deutschen, ja ich darf wohl sagen den Menschen geboten wird. Mir ist dabei wunderlich zu Muth; denn ich erfahre, was ich einmal war." Das Werk erschien mit einer in dem feierlichen Styl seines Alters gehaltenen Widmung an den König von Baiern, datirt „Weimar den 18. Okt. 1829."

Eine ganze Reihe kleinerer Arbeiten,*) von denen hier nur einige genannt werden können, ging aus seinem sich immer weiter ausbreitenden Interesse an der antiken, wie an den verschiedenen neuern Literaturen, besonders ihrer Volkspoesie hervor. Wir sehen ihn als kosmopolitischen Literator, als den stillschweigend anerkannten Präsidenten eines großen internationalen Kulturvereins das Wort führen und alle Mitglieder seiner Stimme ehrerbietig lauschen. Bei der altgriechischen Literatur wurde er seit Fr. Aug. Wolf's Tode vorzüglich durch den geistreichen Philologen Gottfr. Hermann festgehalten, mit dem er schon 1820 in Karlsbad persönlich verkehrt und mythologische Forschungen und Hypothesen besprochen hatte. Eine Schrift desselben über die Fragmente des Phaethon des Euripides reizte ihn bereits 1821 zu dem Versuch, aus denselben den muthmaßlichen Gang der Dichtung nachzuweisen. Er veröffentlichte die Abhandlung unter der Ueberschrift Phaethon, Tragödie des Euripides, Versuch einer Wiederherstellung aus Bruchstücken (XXXIII, 22—36). Im J. 1823 schrieb er den Nachtrag Zu Phaethon des Euripides (XXXIII, 37 ff.) und 1826 noch einen zweiten, Euripides Phaethon noch einmal

*) Sie füllen den 33. Band der Ausg. der Werke in 40 B. vom J. 1840.

überschrieben (XXXIII, 41 ff.). Demselben Jahre gehört die Abhandlung Nachlese zu Aristoteles Poetik (XXXIII, 12 ff.) an, worin eine neue Erklärung der vielbesprochenen Aristotelischen Definition der Tragödie versucht ist. Der Aufsatz Die tragischen Tetralogien der Griechen (XXXIII, 8 ff.) entstand 1823, der Ueber die Parodie bei den Alten (XXXIII, 3 ff.) im nächstfolgenden Jahre.

Noch aufmerksamer verfolgte der Dichtergreis im Sinne eines Weltliterators die Erscheinungen, welche in der französischen, englischen und italienischen Literatur hervortraten. Im J. 1824 beschäftigte ihn lebhaft Salvandy's historischer Roman Don Alonzo ou l'Espagne, dem er einen Aufsatz (XXXIII, 55 ff.) widmete. Was ihm das Werk so anziehend machte, war die Pietät, die er in Geist und Gemüth des Verfassers fand. Ein Wort wie: »La jeunesse a besoin de respecter quelque chose« war ihm aus der Seele geschrieben. Mit Bewunderung sah er das, was er selbst als eines der höchsten Resultate der Lebensweisheit seinen Wanderjahren zu Grunde gelegt, von dem jugendlichen Schriftsteller klar und bestimmt ausgesprochen; er fand die Selbstbeschränkung und Entsagung, le devoir de mesurer la carrière que le hasard nous a fixée, et d'y borner nos voeux als die erste Pflicht bezeichnet. Im J. 1826 übersetzte er aus dem Globe eine Recension des Stapfer'schen Werks Oeuvres dramatiques de Goethe, traduites de l'allemand (XXXIII, 62 ff.) und drückte in einer Einleitung dazu „in weltbürgerlichem Sinne" seine Freude aus, daß ein durch so viele Prüfungs- und Läuterungsepochen durchgegangenes Volk sich nach frischen Quellen umsehe, und zwar nicht bei einem vollendeten, anerkannten, sondern einem selbst noch im Streben und Streiten begriffenen Nachbarvolke." Im folgenden Jahr erfreute er sich an Prosper Merimée's Théatre de Clara Gazul und desselben La Guzla, poésies lyriques. Der letztern Produktion widmete er eine rühmende Kritik (XXXIII, 91 ff.). Beranger's Lieder hatte er damals fast täglich in Gedanken; er versöhnte sich durch sie beinahe mit der ihm verhaßten politischen Poesie, gab aber immerhin seinen heitern Liebesliedern den Vorzug. Zwei Jahre später (1829) däuchten ihm Beranger's jüngste Lieder „ohne Zucht und Ordnung." Er stimmte der Ansicht Eckermann's bei, daß die Umgebung nachtheilig auf den trefflichen Dichter eingewirkt habe.

Von den hervorstechenden Talenten der damaligen englischen Literatur schätzte er besonders Byron, Walter Scott und Carlyle.

Thomas Carlyle, der den Wilhelm Meister übersetzt hatte, erregte in höherm Grade durch sein 1825 erschienenes Leben Schiller's unsers Dichters Aufmerksamkeit. Ueber die mit ihm angeknüpfte briefliche Verbindung findet der Leser das Nähere in dem Aufsatz Vorwort zu Schiller's Leben, aus dem Englischen von T. Carlyle (XXXIII, 170—187). Wie Carlyle, so war auch Walter Scott ein großer Verehrer Goethe's und hatte schon als Jüngling den Götz übersetzt. Goethe widmete seinem „Leben Napoleons" eine Beurtheilung, worin er ihn „den reichsten, gewandtesten, berühmtesten Erzähler seines Jahrhunderts" nennt. Nach der Lesung Ivanhoe's sagte er zu Eckermann: „Walter Scott ist ein großes Talent, das nicht seines Gleichen hat. Er gibt mir viel zu denken, und ich entdecke in ihm eine ganz neue Kunst, die ihre eigenen Gesetze hat." Lebhafter aber, als vielleicht für irgend einen gleichzeitigen ausländischen Dichter interessirte sich Goethe für Byron. Ueber ihre persönlichen Beziehungen zueinander hat er sich in dem Aufsatz Lebensverhältniß zu Byron (XXXIII, 162 ff.) ausgesprochen, den er 1824 auf die Nachricht von Byron's frühem Tode schrieb. Er berichtet dort, wie er, auf des Byron großes Talent gleich beim ersten Erscheinen aufmerksam geworden, sein Wachsen unabläßig verfolgt, und selbst durch die leidenschaftliche Lebensweise des genialen Mannes und seinen selbstquälerischen Mißmuth sich nicht habe irren lassen; wie Byron, von der Theilnahme des deutschen Dichters unterrichtet, manchen freundlichen Gruß auch ein höchst schmeichelhaftes Dedikationsblatt zum Sardanapal*) mit der Anfrage geschickt, ob es dem Stück vorgedruckt werden dürfe, und weil zufälliger Verspätung wegen die Antwort auf sich warten ließ, ihm das Trauerspiel Werner gewidmet habe. Als im Frühling 1823 verlautete, der Lord wolle sich an „erhaben gefährlichen Thaten jenseits des Meers" betheiligen, schickte ihm Goethe das Gedicht An Byron (VI, 90), das den Reisefertigen im Hafen von Livorno traf und im Augenblick der Abfahrt noch mit einem „reinen, tiefgefühlten Blatt" erwidert wurde. Von Goethe's Interesse an Byron's Dichtungen zeugen auch die Uebersetzungen von Partien aus dessen Don Juan und Manfred (II, 319—324),

*) Er brachte darin Goethe'n „als literarischer Vasall" seinem Lehnsherrn, dem ersten der lebenden Schriftsteller (the first of existing writers, who has created the literature of his own country and illustrated that of Europe) seine Huldigung.

und noch mehr die Figur des Euphorion im Faust, bei welcher ihm nach seinem Bekenntniß gegen Eckermann, Byron als „Repräsentant der neuesten poetischen Zeit," als „das größte Talent des Jahrhunderts" vorschwebte.

Auch die Entwickelung der italienischen Literatur begleitete Goethe mit regem Antheil. Wie sich der Streit der Klassiker und Romantiker vom deutschen Boden nach Frankreich hinüber verpflanzt hatte, so auch nach Italien. Gegen den Ritter Vincenzo Monti, den Verfechter der klassischen Poesie, erhob sich Tedaldi-Fores mit einer umfassenden Dichtung, Meditazioni Poetiche betitelt. Goethe gab sein vermittelndes Urtheil über diesen Streit in dem Aufsatz Klassiker und Romantiker in Italien (XXXIII, 215 ff.) ab. Von den dabei betheiligten Dichtern hielt besonders Alexander Manzoni seine Blicke gefesselt. Er hatte schon 1820 dessen Tragödie Il Conte di Carmagnola anerkennend beurtheilt (XXXIII, 224 ff. und 248 ff.) und im Januar 1821 eine briefliche Danksagung des Verfassers erhalten. Im J. 1826 schrieb er eine gleichfalls rühmende Recension seiner Tragödie Adelchi (XXXIII, 261 ff.), welcher er als Probe die Uebersetzung eines Monologs beifügte. Seine Uebersetzung von Manzoni's Ode auf Napoleon Der fünfte Mai (II, 324 ff.) ist nicht besonders gerathen.

Wie viel weiter sich aber noch Goethe's Theilnahme an der ausländischen Poesie erstreckte, zeigen die 1822 übersetzten Neugriechisch-epirotischen Heldenlieder (II, 331 ff.) mit dem vortrefflichen Gedicht Charon (II, 337); das 1827 aus dem Schottischen übertragene Hochländisch (II, 344); die Gedichte hundert (chinesischer) schöner Frauen, von denen er (XXXIII, 345 ff.) Proben mittheilte; ferner seine Aufsätze über die Frithjofsage (XXXIII, 281 ff.) aus dem J. 1824, über Serbische Lieder (XXXIII, 293—320) aus den Jahren 1824—26 u. s. w.

Kein Wunder, wenn er bei einer so allseitigen und weitreichenden Umschau die einheimische jüngere Dichtergeneration etwas aus den Augen verlor. Er empfahl sie seinem Freunde Eckermann zu besonderm Augenmerk mit dem Auftrag, ihn auf vielversprechende Talente aufmerksam zu machen. Platen's Ghaselen stellte er ihrer Formvollendung und Gehaltfülle wegen sehr hoch, desgleichen Rückert's Oestliche Rosen, und er hegte von beiden Dichtern große Hoffnungen. Immermann's Talent erkannte er ebenfalls an; nur, meinte er, sei abzuwarten, ob er sich bequemen werde, seinen

Geschmack zu reinigen, und in der Form die besten Muster zur Richtschnur zu nehmen. Daß er sich nicht die Zeit nahm, ein recht gründliches Urtheil zu bilden, zeigen seine Aeußerungen über Uhland. Er sagte zu Eckermann: „Bei der so verbreiteten Popularität, die Uhland genießt, muß wohl etwas Vorzügliches an ihm sein. Ueber seine Gedichte habe ich kein Urtheil. Ich nahm den Band mit der besten Absicht zu Händen, stieß aber vornherein gleich auf so viele schwache und trübselige Gedichte, daß mir das Weiterlesen verleidet wurde. Ich griff dann nach seinen Balladen, wo ich denn freilich ein sehr vorzügliches Talent gewahr ward und recht gut sah, daß sein Ruhm einigen Grund hat." Im Großen und Ganzen aber hielt er nicht viel von dem jüngsten deutschen Dichtergeschlecht. „Die Poeten," klagte er gegen Eckermann, „schreiben alle, als wären sie krank, und die ganze Welt ein Lazareth. Ich will ihre Poesie die Lazareth-Poesie nennen, dagegen die ächt Tyrtäische diejenige, die den Menschen mit Muth ausrüstet, die Kämpfe des Lebens zu bestehen."

Seine eigene poetische Thätigkeit war im letzten Lebensdecennium vorzugsweise der Umarbeitung der Wanderjahre und der Ergänzung des Faust zugewendet. Die Produktion von Gelegenheitsgedichten ging dazwischen fort. Ich nenne von ihnen aus dem J. 1824 das Gedicht Zu Thaer's Jubelfest (VI, 33 f.); aus 1825 Zur Logenfeier des dritten Septembers (VI, 7 ff.); aus 1828 Zum 30. Januar (VI, 23), ferner einen Prolog zu Hans Sachsens poetischer Sendung für das Berliner Theater, veröffentlicht in Riemer's Briefen an und von Goethe, und Zu Zelter's siebzigsten Geburtstage (VI, 27 ff.); aus 1830 Dem würdigen Bruderfest (VI, 6); aus 1831 An die neunzehn Freunde in England (VI, 139), worüber Näheres im Schlußkapitel.

Der werthvollsten und interessantesten Lieder dieser Zeit, der aus dem Verhältniß zu Ulrike von Levezow entsprungenen, der gleich nach dem Tode des Großherzogs entstandenen Dornburger Lieder, sowie des Gedichtes Vermächtniß ist in Vorhergehendem Erwähnung geschehen. Hinzuzufügen sind etwa noch: aus dem J. 1826 das Gedicht Bei Betrachtung von Schiller's Schädel (II, 90 f.), veranlaßt durch die Auffindung des Schädels im März jenes Jahrs, der Form nach interessant als ein Versuch Goethe's in der Terzine; aus dem J. 1827 die Ballade Gutmann und Gutweib (I, 181 f.), wahrscheinlich Nachbildung eines schot-

tischen Originals, eher eine gut gelungene scherzhafte Erzählung, als eine Ballade zu nennen; aus demselben Jahre die Chinesisch-deutschen Jahres- und Tageszeiten (II, 309—316), in gewisser Hinsicht dem westöstlichen Divan verwandt und stellenweise noch an süße Töne der Jugendlyrik erinnernd, doch in der Anlage etwas lückenhaft und zu epigrammatisch abrupt schließend.

Die Neubearbeitung der Wanderjahre gab 1826 Anlaß zur Ausführung der Novelle Das Kind mit dem Löwen (XIX, 383 ff.), die, wie so viele andere kleinere Erzählungen zur Einreihung in die Wanderjahre bestimmt war, bei näherer Betrachtung aber sich mehr zu einem selbständigen Kunstgebilde zu eignen schien. Der Stoff ist derselbe, den Goethe vor dreißig Jahren*) in epischer Form zu behandeln gedachte. Gervinus nennt die Novelle eine unsäglich geringfügige Produktion; Goethe that sich ungemein viel darauf zu gut. Das richtige Urtheil liegt wohl in der Mitte. Kann man ihr auch nicht einen so hohen Kunstwerth, wie der Dichter selbst zuerkennen, so gehört sie doch zum Besten, was Goethe im letzten Jahrzehnt seines Lebens in ungebundener Rede geschrieben hat.

Es bleibt von seinen Dichtungen noch der Faust zu betrachten, ein Werk, das nicht bloß unter seinen Leistungen als die bewunderswürdigste und großartigste, sondern in den Literaturen aller Völker und Zeiten als unübertroffen dasteht. Freilich ist es kein Werk seiner letzten Lebensjahre. Wie es seiner Aufgabe nach von sämmtlichen Schöpfungen unsers Dichters die universellste ist, so schlingt es sich auch seinem Entstehen nach am weitesten durch sein Leben, von der Universitätszeit bis nach seinem Tode. Die Welt machte er stückweise damit bekannt. Im J. 1790 gab er es als Fragment heraus; 1808 veröffentlichte er den ersten Theil als ein für sich abgeschlossenes Drama; erst 1832, bald nach des Dichters Hinscheiden, trat der zweite Theil an's Licht. Ueber das allmälige Werden und Wachsen des Werks sind an manchen Stellen dieser Biographie Andeutungen eingestreut; es ist aber wohl dem Leser nicht unwillkommen, die Hauptpunkte hier an einander gereiht zu finden.

Mit dem Volksbuch und dem Puppenspiel Faust ward Goethe wahrscheinlich schon als Knabe bekannt. Dürfte man als genau richtig nehmen, was er den 1. Juni 1831 an Zelter schrieb: „Es ist keine Kleinigkeit, das im zwanzigsten Jahr Koncipirte im

*) Vgl. oben Thl. III, S. 221.

zweiundachtzigsten darzustellen:" so würde die erste Konception in jenes Interim der Universitätszeit (s. Thl. I, 141 ff.) fallen, wo er sich daheim in das Studium mystischer, kabbalistischer und alchymistischer Bücher vertiefte und vielleicht gerade in ihnen lebendes Detail für das projektirte Werk suchte. Dazu würde seine Andeutung stimmen, daß er in Straßburg seinen Faust, ohne etwas aufzuschreiben, in Gedanken weiter ausgebildet, und ihn, wie den Götz, vor Herder verheimlicht habe. In Wetzlar muß er mit Gotter über das Stück verhandelt haben, da dieser in seiner Dankepistel für den Götz, die sich in Goethe's Werken (VI, 68 ff.) findet, ihn um den Doktor Faust bittet, „Sobald sein Kopf ihn ausgebraust." Als Jacobi zu Anfange 1775 bei Goethe zu Besuch war (s. Thl. II, 89), lernte er schon das Meiste von dem kennen, was 1790 gedruckt wurde; denn Jacobi schrieb ihm den 12. April 1791: „Von Faust kannte ich beinahe Alles ... Wie ich vor 16 Jahren fühlte, und wie ich jetzt fühle, das wurde Eines." Am 15. Sept. 1775 meldete Goethe an Auguste Stolberg, er habe eine Scene am Faust gemacht; wahrscheinlich war es die in Auerbachs Keller. Im Oktober desselben Jahrs berichtete er an Merk: „Hab' am Faust viel geschrieben." In Weimar scheint bis zum Aufenthalt in Italien, wenngleich der Dichtung mehrmals gedacht wird (z. B. in der Matinée oben in Thl. II, S. 136), für die Fortsetzung nichts geschehen zu sein; nur mag Goethe 1780 die Helena, die er nach Riemer bereits von Frankfurt mitbrachte, wieder vorgenommen haben. Er las sie den 23. und 24. März der Herzogin Amalia vor; doch erhielt sie ihre jetzige Gestalt viel später. In Italien gelangte er erst beim zweiten Aufenthalt in Rom zum Faust, und schrieb auffallender Weise unter dem heitern südlichen Himmel Italiens, von den Eindrücken der antiken Kunst erfüllt, im Garten der Villa Borghese die Hexenküche mit ihrem nordischen symbolischen Zauberspuk. Nach der Heimkehr schrieb er an Jacobi: „Faust soll eine Winterarbeit werden;" allein er fand nicht die erforderliche Stimmung, und so ließ er im Frühjahr 1790 den Faust als „Fragment" erscheinen. Den Inhalt bildeten: Faust's erster Monolog und das Gespräch mit Wagner nebst vier Versen weiter; die Scene zwischen Faust und Mephistopheles von den Worten „Und was der ganzen Menschheit zugetheilt ist" an; der Monolog des Mephistopheles und sein Gespräch mit dem Schüler; sein Gespräch mit Faust; endlich die das Verhältniß zu Gretchen behandelnde Scenenreihe bis zu ihrem Ohnmächtigwerden im Dom, mit Ausnahme des Auftritts mit Valentin. Ohne

Zweifel wurden damals mehrere schon ausgeführte Scenen einstweilen zurückgelegt, weil sie sich in das zu Veröffentlichende nicht bequem einfügten.

Nach dem nähern Anschluß Goethe's an Schiller sprach dieser (im Briefe vom 29. Nov. 1794) den Wunsch aus, das noch Ungedruckte vom Faust kennen zu lernen. Die gedruckten Bruchstücke, schrieb er, seien ihm der Torso des Herkules; es herrsche in ihnen eine Kraft und Fülle des Genies, die den ersten Meister unverkennbar zeige. Goethe ließ sich durch des Freundes begeistertes Lob nicht zur Weiterführung des Werks hinreißen. Erst 1797, kurz vor der Schweizerreise, auf welcher die Richtung zum Symbolischen bei ihm zum Durchbruch kam, bereitete er sich zum „Rückzug in jene Symbol-, Ideen- und Nebelwelt" vor. Er brachte damals die Walpurgisnacht oder Oberon's und Titania's goldene Hochzeit, die Zueignung und den Prolog im Himmel, vielleicht auch das Vorspiel auf dem Theater zu Stande. Mit der weitern Fortführung ging es aber langsam, einmal weil überhaupt nach der Schweizerreise von 1797 seine Produktivität längere Zeit stockte, und dann weil er dem Hochpunkte seiner klassischen Periode, wenn er ihn gleich überstiegen hatte, doch noch zu nahe stand, als daß er die für den Faust passende Geschmacksstimmung recht hätte finden können. Im J. 1800 wurde die Helena wieder vorgenommen, umgearbeitet und theilweise in würdevollen jambischen Trimetern ausgeführt. Dann trat eine längere Pause in der Beschäftigung mit Faust ein. Begeistert für antike Kunst und Poesie, Herz und Sinn gewöhnt an die Einfachheit, das schöne Maß, die scharfe Begränzung, die klare Plastik der altklassischen Poesie, eingelebt in die antike Weltanschauung, wie er war, erschien ihm dieses Jugendwerk oft überspannt und ganz form- und maßlos, so daß er es mitunter eine „barbarische Composition", einen „Tragelaphen" nannte. Anderseits konnte er aber auch nicht verkennen, daß in ihm ein Fonds dichterischer Kraft lag, wie in keiner seiner poetischen Schöpfungen. So ließ er sich denn durch die 1806 begonnene neue Ausgabe seiner Werke zum Drama zurückführen. Mit Riemer's Beihülfe ward der erste Theil beendigt und erschien Ostern 1808. Hinzugekommen zum Fragment von 1790 waren außer den Vorspielen der Monolog Faust's nach dem Abgange Wagner's, sein Selbstmordversuch und die Unterbrechung durch die Osterfeier, der Spaziergang mit Allem, was sich anreiht, die Auffindung des Pudels, die erste Beschwörung des Mephistopheles mit dem sich Anschließenden

bis zu den Worten „Und was der ganzen Menschheit zugetheilt ist“, ferner in der auf Gretchen bezüglichen Scenenreihe der Auftritt mit Valentin und Alles, was nach dem Ohnmächtigwerden Gretchens folgt.

Dieser erste Theil war unstreitig eine dramatische Produktion, die überall den Stempel der höchsten Genialität trug. Zündete sie dennoch nicht so, wie man es nach der begeisterten Aufnahme des Fragments hätte erwarten sollen, so lag der Grund darin, daß nunmehr die Dichtung, die wenngleich als Theil eines größern Ganzen, doch zugleich wie der erste Theil der natürlichen Tochter mit dem Anspruch auftrat, auch für sich ein Ganzes zu bilden, an den Maßstab eines regelrechten Dramas gelegt ward, und sie zu diesem nicht passen wollte. Die ältesten Partien des Stücks waren in einer Zeit entstanden, die, überdrüssig eines mühsam aufgespeicherten, wenig fruchtbaren Wissens, nach tiefern und vollern Erkenntnißquellen dürstete, den herkömmlichen Studiengang durch Unmittelbarkeit des Glaubens und Schauens überfliegen wollte, und sich von der dürren Haide der Spekulation hinweg nach der grünen Weide des Genusses sehnte. Eine Zeit von verwandtem Charakter war jene, welche die Faustsage erzeugte. Indem der junge Dichter mit dem Instinkt des Genies diese Sage ergriff, war es ihm nicht darum zu thun, ein kunstgerechtes, geschweige ein bühnengerechtes Drama zu liefern. Er wählte für sein dichterisches Gemälde die dramatische Form, weil sie das Feuer der Lyrik mit der Plastik des Epos verbindet. Ob sein Gemälde die Einheiten der Zeit, des Ortes, der Handlung genau beobachte, ob die Illusion überall strenge gewahrt, ob jede Scene auf den Brettern darstellbar sei, das kümmerte ihn wenig, wenn es ihm nur gelang, die großen psychologischen Phänomene und Probleme, um die es sich handelte, dem Leser warm an's Herz zu legen, und das weite, bunte Leben, in welches er seinen Helden aus der dumpfen Studirstube führte, klar vor das innere Auge zu stellen. Auch war der junge Dichter sich schwerlich vornherein eines ganz bestimmten Ziels und Abschlusses klar bewußt. Was als eines der größten und schwersten Probleme vorlag, mochte er zunächst auch nur als Problem behandeln wollen, wofür dann das weitere Leben vielleicht eine Lösung bot. Trug er wirklich schon damals eine bestimmte Lösung im Sinne, so nahm er sie, wie mir scheint, in seinem Prometheus vorweg; denn wohin hätte seiner damaligen Sinnesweise gemäß das titanische eigenmächtige Streben sich nach der Sättigung an der Spekulation und dem Genuß anders wenden können, als zu einer sich trotzig ab-

schließenden künstlerischen Thätigkeit? Als der Dichter 1790 das Fragment herausgab, nahm das große Publikum das Werk, wie es ihm geboten ward, als Proben eines Ganzen auf, und war über das freie Spiel des Geistes, der in dieser Dichtung seine Flügel schwang, über die Kühnheit und Tiefe der Gedanken, die Kraft und Fülle des Gefühls, über die hinreißende Sprache, welche Einfachheit und Klarheit mit Schwung und Feuer paarte, voll Bewunderung und Entzücken. Es sah das regste und reichste Leben in keck hingeworfenen Bildern anschaulich vor sich ausgebreitet; die höchsten Fragen, die dunkelsten Räthsel der innern Welt hatten hier, wenn auch nicht ihre Antwort und Lösung, doch ihren prägnantesten Ausdruck gefunden. Die Dichtung brachte Jedem etwas, dem Zweifler wie dem Frommgläubigen, dem Mystiker wie dem Verstandesmenschen, dem Freunde des Humors, der Ironie, der Satyre wie dem ernsten Philosophen. Sie bot unendlich viel, und eröffnete zugleich der Ahnung eine unendliche Perspektive. Ein so naiv schöner Charakter, wie der Gretchens, war mit so wenig Pinselstrichen noch nicht gemalt worden; und die mehr typischen Gestalten, wie Faust und Mephistopheles, traten dem Leser nicht als kalte Abstraktionen, sondern als lebenswarme Persönlichkeiten entgegen.

Anders stand die Sache, als 1808 die Dichtung als eine abgerundete dramatische Komposition auftrat. Da war auch in dem Hinzugekommenen überall die Meisterhand zu erkennen; aber man fand kein stetiges und geschlossenes Ganze; man fühlte Lücken und Sprünge in der innern Entwickelung der Charaktere, wie in dem äußerlichen Gange der Handlung. Anderseits fand sich Ueberflüssiges, ja Ungehöriges eingeschaltet. Man stieß sich mit Recht an der Einschiebung der phantastischspukhaften Walpurgisnacht und mit noch größerm Recht am Walpurgisnachtstraum, einem Intermezzo, das eine Reihe falscher Bestrebungen in Kunst, Literatur, Religion, Philosophie und Politik von theilweise sehr untergeordnetem und vorübergehendem Interesse polemisch behandelt. Das Zwischenspiel war ursprünglich als eine Art Fortsetzung der Xenien dem Musenalmanach zugedacht. Schiller, der Polemik überdrüssig, lehnte es ab; und nun gab Goethe das erste Beispiel jener nachher mehrmals, besonders in den Wanderjahren (s. oben den Schluß des neunten Kapitels) wiederkehrenden Unart, eine Produktion, die er augenblicklich nicht unterzubringen wußte, einem größern Werk einzuzwängen. Er übersah ganz, daß der Faust für mehr als Ein Jahrhundert und Ein Volk gedichtet war.

Nach dem Erscheinen des ersten Theils ward Goethe in den nächsten siebenzehn Jahren nur zuweilen durch Bemühungen, den Faust auf die Bühne zu bringen, zu vorübergehender Beschäftigung mit demselben veranlaßt. Erst 1825 gab er sich ernstlicher an den zweiten Theil, vollendete Einiges von dem fünften Akt, führte die seit 1801 liegen gebliebene Helena weiter aus, beendigte sie 1826 und ließ sie 1827 im vierten Bande der neuen Ausgabe seiner Werke abgesondert unter dem Titel Helena, klassischromantische Phantasmagorie, ein Zwischenspiel zum Faust erscheinen. Die nächsten Jahre ging die Arbeit am zweiten Theil, so viel es das hohe Greisenalter und manche Nebenaufgaben erlaubten, mit ziemlicher Stetigkeit fort. Des gänzlichen Abschlusses wird das folgende Kapitel gedenken.

Gleich auf den ersten Blick gewahrt der Leser einen großen Unterschied zwischen dem ersten und zweiten Theil. In jenem fast durchgängig der Ausdruck leicht, natürlich, klar, kühn, in diesem oft gesucht, gekünstelt, räthselhaft; dort scharfe Charakterzeichnung, lebendige, individuelle Gestalten, hier großentheils schattenhafte Wesen, symbolische Schemen; dort Scenen, die, einmal gelesen, sich unvertilgbar der Phantasie und dem Gemüth einprägen, hier phantasmagorische Bilder, die in Sinn und Geist nicht haften; dort ächt tragisches Pathos, das in jeder Menschenbrust mitklingt, hier zum Theil sehr specielle und ephemere Interessen, z. B. literarische, wie die Verschmelzung des Klassischen mit dem Romantischen, und wissenschaftliche, wie der Streit des Neptunismus und Vulkanismus; dort mit einfachen Mitteln das Größte erreicht, hier oft der schwerfälligste mythische Apparat zur Erzielung verhältnißmäßig unbedeutender Resultate aufgeboten. Unleugbar tritt auch im zweiten Theil an vielen Stellen noch eine gewaltige Dichtkraft zu Tage; aber das hebt den ungeheuren Abstand beider Theile nicht auf.

Auf eine Detailbetrachtung des zweiten Theils, in den Goethe geflissentlich so viel „hineingeheimnißt" hat, kann hier nicht eingegangen werden. Nur noch einige Worte über die zu Grunde liegende Idee, und zunächst über die Frage: Hat Plan und Ziel des zweiten Theils dem Dichter schon bei der Abfassung des ersten vorgeschwebt? Goethe schrieb fünf Tage vor seinem Tode an W. v. Humboldt: „Es sind über 60 Jahre, daß die Konception des Faust bei mir jugendlich von vorn herein klar, die ganze Reihenfolge hin weniger ausführlich vorlag." Das weist nicht nothwendig, wie H. Grimm meint, auf den Herbst 1772, den Abschluß seiner

Studentenjahre, als die Zeit hin, wo ihm, wie Grimm sagt, „das ganze Gedicht gleich fertig vor der Seele gestanden.“ Da es „über 60 Jahre“ heißt, so unterscheidet sich diese Angabe der ersten Konception nicht gar sehr von jener im Briefe an Zelter vom 1. Juni 1813, wo sie in's zwanzigste Lebensjahr verlegt ist. Auf beide Briefstellen ist, da sie auf der Rückerinnerung an eine so fern liegende Zeit beruhen, nicht viel Gewicht zu legen. Wohl aber darf man als sicher annehmen, daß vor dem Abschluß des ersten Theils die weitere Laufbahn Faust's und der Ausgang des zweiten Theils schon in's Auge gefaßt waren. Darauf deutet der dem ersten Theil vorausgeschickte Prolog im Himmel hin. Es tritt hier auch die dem zweiten Theil zu Grunde liegende Idee klar genug hervor, die Idee, daß in der Menschheit ein Streben liege, welches sie durch alle Verirrungen hindurch einer stets wachsenden Veredlung entgegenführe. Faust ist der Repräsentant der edel strebenden, der „guten“ Menschen, die in ihrem „dunklen Drange,“ auch wenn sie zeitweise auf Abwege gerathen, doch ein Gefühl des rechten Weges bewahren. Der Prolog läßt erkennen, daß Faust auch in der Fortsetzung des Dramas der Einwirkung und Mißleitung des Mephistopheles ausgesetzt sein werde. Auch wenn Mephisto den der Spekulation und des Genusses Ueberdrüssigen in das handelnde Leben, auf die Bahn der That begleitet, wo das schrankenlose Streben sich beschränken lernen, Idealismus und Realismus sich versöhnen sollen, auch da noch wird es nicht an Miß- und Uebergriffen fehlen; „es irrt der Mensch, so lang er strebt.“ Damit scheint nun, freilich, insofern Faust der Repräsentant der zum Höhern und Bessern aufstrebenden Menschheit ist, die Möglichkeit eines Abschlusses der Dichtung aufgehoben, da ja jenes Streben in's Unendliche fortgeht; allein der Prolog deutet zugleich an, daß Faust als Einzelwesen, indem er dem Erdendasein enthoben wird, das Mittel zum Abschluß bieten werde. Mit seiner Entrückung aus dem Kreise der Strebenden wird er der Macht des Mephistopheles entzogen. Der Herr räumt diesem ausdrücklich nur so lange Gewalt über Faust ein, „als er auf der Erde lebt.“ Andeutungsweise sagt also schon der Prolog, was freilich erst der Schluß des ganzen Werks bestimmt in den Worten der Engel ausspricht, die Faust's Unsterbliches in die Höhe tragen:

Gerettet ist das edle Glied,
Der Geisterwelt vom Bösen;
Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen.

Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben Theil genommen,
Begegnet ihm die sel'ge Schaar
Mit herzlichem Willkommen.

Dreizehntes Kapitel.

1831: Letztwillige literarische Verfügungen. Lektüre. Neue Ausgabe der Metamorphose der Pflanzen. Ueber die Spiraltendenz der Vegetation. Beendigung des Faust. Letzter Geburtstag in Ilmenau gefeiert. Gedicht an die neunzehn Freunde in England. Der vierte Theil von Wahrheit und Dichtung beendigt. — 1832: Letzte naturwissenschaftliche Arbeiten. Kunstgenüsse. Goethe's letzte Krankheit und Tod.

„Wenn einer, wie ich," sagte Goethe im Frühling 1831 zu Eckermann, „über die achtzig hinaus ist, so hat er kaum noch ein Recht zu leben; er muß jeden Tag darauf gefaßt sein, abgerufen zu werden, und daran denken sein Haus zu bestellen." In diesem Sinne führt er weiterhin, wie er an Zelter schrieb, meistens ein testamentarisches und kodicillarisches Leben, damit der umgebende Körper des Besitzthums nicht allzu schnell in die niederträchtigsten Elemente, nach Art des Individuums selbst, sich auflöse." Am nächsten lag ihm natürlich sein literarischer Nachlaß am Herzen. Zum Herausgeber desselben (mit Ausschluß des an Riemer zur Veröffentlichung übertragenen Briefwechsels mit Zelter) bestellte er Eckermann und entwarf für ihn eine ausführliche schriftliche Instruktion. Ehe er aber diesem wackern und zuverlässigen Gehülfen das Weitere überlassen konnte, hatte er selbst noch ein Paar schwerer Steine bergan zu wälzen; der zweite Theil des Faust war noch zu beendigen und der vierte Theil von Wahrheit und Dichtung auszuführen. Auch wünschte er noch eine neue bereicherte Ausgabe der Metamorphose der Pflanzen mit französischer Uebersetzung von Soret, die ihn schon über ein Jahr beschäftigte, zu Stande zu bringen. Anhaltend diesen Arbeiten obzuliegen, erlaubte sein Alter und bisweilen Unwohlsein nicht; er ließ sie daher mit Lektüre wechseln, über die zunächst eine kurze Ueberschau folgen möge.

An den Winterabenden zu Anfange des Jahrs ließ er sich durch seine Schwiegertochter Ottilie aus dem Briefwechsel mit Zelter vorlesen, wobei sich, wie er diesem schrieb, „der Gegensatz von einem Lebe-, Lust- und Reisemann und immerfort thätigen Künstler zu einem mehr oder weniger stationären, nachdenklichen, die Gegenwart aufopfernden, der Zukunft sich widmenden Freunde gar artig hervorthat." Daneben las er mit großem Interesse ein ihm vom Verfasser verehrtes Exemplar der Römischen Geschichte

von Niebuhr, gestand aber Zeltern, daß es der Schriftsteller, nicht die römische Geschichte sei, was ihn anziehe. „So eines Mannes tiefer Sinn und emsige Weise ist eigentlich das, was uns auferbaut.“ Er war eben im Begriff, dem Verfasser brieflich zu danken, da erhielt er die Nachricht vom Tode desselben. Als ihn im März ein mehrwöchentliches Mißbefinden zu doppelt zurückgezogenem Leben nöthigte, vertiefte er sich in die Lektüre Walter Scott's mit immer wachsender Bewunderung seiner Erzählungskunst. Dagegen hatte er im Juni, wo ein hartnäckiger, jede eigene Produktion verwehrender Katarrh ihn wieder zum Lesen brachte, alle Geduld aufzubieten, um sich durch die „Schrecknisse der neuesten französischen Romanliteratur“ durchzuarbeiten. „Es ist eine Literatur der Verzweiflung,“ schrieb er an Zelter. „Um augenblicklich zu wirken — und das wollen sie, weil eine Ausgabe der andern folgen soll — müssen sie das Entgegengesetzte von Allem, was man den Menschen zu einigem Heil vortragen sollte, dem Leser aufdringen, der sich zuletzt nicht mehr zu retten weiß.“ Er bezeichnete ihr Treiben als ein „satanisches Geschäft.“ Im Herbst las er zum ersten Mal in seinem Leben Cicero's Büchlein de senectute und fand es „allerliebst.“ Es machte auf ihn einen ergreifenden Eindruck, daß darin dem Alter als ein hoher Vorzug „die Würde, die Achtung, die Verehrung, die man ihm nach wohlvollbrachter Lebenszeit erweist, angerechnet wird.“ Anfangs Oktober berichtete er an Zelter, daß Ottilie ihm Abends die Lebensbeschreibungen Plutarch's vorlese, und zwar zuerst die der Griechen, um zunächst in Einem Lokal und bei Einer Nation zu bleiben. Bei diesen Wanderungen durch eine Galerie von Bildern großer Hingeschiedenen begleitete ihn ohne Zweifel stets das Gefühl, daß er sich ihnen bald anreihen, und auch mit ihm ein Plutarch der Zukunft sich zu beschäftigen haben werde. „Ich gestehe,“ schrieb er den 1. Dec. an W. v. Humboldt, „daß in meinen hohen Jahren mir Alles mehr und mehr historisch wird. Ob etwas in der vergangenen Zeit, in fernen Reichen, oder mir ganz nahräumlich sei, ist ganz Eins; ja ich erscheine mir selbst immer mehr und mehr geschichtlich.“ Um die politische Tagesgeschichte, so aufgeregt auch die Welt war, kümmerte er sich wenig. Er legte die eingehenden Zeitungen ungelesen bei Seite, und ließ sich durch seine Freunde den schließlichen Ausgang bedeutender Ereignisse erzählen, „ohne sich durch die mittlern Zweifel beunruhigen zu lassen.“ Für Projekte großer Friedenswerke jedoch, namentlich für Unternehmungen, worin Naturwissenschaft und Technik Triumphe feiern konnten, interessirte

er sich fortdauernd. So sprach er mit Wärme über das Projekt eines Durchstichs der Landenge von Panama, der Kanalverbindung zwischen Donau und Main, zwischen dem Mittelmeer und dem rothen Meer, und beschäftigte sich lebhaft mit Rissen und Plänen großartiger Bauten, z. B. des Londoner Tunnels.

Von den zwischen seiner Lektüre herlaufenden Arbeiten nahm ihn die neue Ausgabe der Metamorphose der Pflanzen während des ersten Vierteljahrs 1831 in Anspruch. Bei der Uebersetzung derselben durch Soret hatten sich ein Jahr lang allerlei Schwierigkeiten ergeben, die ihn oft das Unternehmen im Stillen verwünschen ließen. Allein über den hierdurch verursachten Stockungen und Zögerungen waren bei jüngern Naturforschern Ergebnisse herangereift, die „als das schönste Wasser auf seine Mühle" seiner Arbeit einen Abschluß gaben, wie er vor einem Jahre nicht wäre denkbar gewesen. „Dergleichen," sagte er zu Eckermann, „ist mir in meinem Leben öfter begegnet, und man kommt dahin, in solchen Fällen an eine höhere Einwirkung, an etwas Dämonisches zu glauben, das man anbetet, ohne sich anzumaßen es erklären zu wollen." Ueber dieser Arbeit hatte er die von Martins nachgewiesene Spiraltendenz der Pflanzen, deren Gesetz sich an das der Metamorphose genau anschloß, mit besonderer Aufmerksamkeit verfolgt, woraus seine Abhandlung Ueber die Spiraltendenz der Vegetation (XXXVI, 193—219) hervorging. Mit beiden Arbeiten war er gegen Ende März beinahe fertig.

Mehr noch, als sie, lag ihm die Beendigung des Faust am Herzen. Zu Anfange des Jahrs 1831 standen die drei ersten Akte und der größte Theil des fünften auf dem Papier. Am 13. Febr. war ihm auch der Anfang des vierten nach Wunsch gelungen; doch verzog sich wegen eingetretenen Unwohlseins die weitere Ausführung dieses Aktes. Anfangs Mai finden wir ihn mit den noch fehlenden ersten Scenen des fünften Aufzugs beschäftigt, den er am 6. Juni Eckermann fertig vorlegte. Eingedenk zu rechter Zeit des Spruchs: „Gebt ihr euch einmal für Poeten, so kommandirt die Poesie!" verwandte er nun die nächsten Wochen mit entschlossenem Fleiß auf die Vollendung des vierten Akts, so daß er am 20. Juli seinem in Karlsbad weilenden Freunde Meyer den endlichen Abschluß des ganzen Faust berichten konnte. So hatte er den fest gefaßten Vorsatz, das Werk vor seinem Geburtstage zu beendigen, glücklich ausgeführt; und nachdem er noch einige Kleinigkeiten nachgebessert hatte, versiegelte er gegen Mitte August das Ganze, damit er nicht etwa in

Versuchung käme, hier und da noch weiter auszuführen. Dieses so lang angestrebte Ziel endlich erreicht zu haben, machte ihn überaus glücklich. „Mein ferneres Leben," sagte er zu Eckermann, „kann ich nunmehr als ein reines Geschenk betrachten, und es ist jetzt im Grunde ganz einerlei, ob und was ich noch etwa thue."

So durfte er denn mit befreitem Gemüthe den letzten Besuch seines Freundes Zelter (vom 22—26. Juli), und die zweiundachtzigste Wiederkehr seines Geburtstages genießen, gleichfalls die letzte, die ihm das Schicksal beschieden hatte. Da er voraussehen konnte, daß dieser Tag in Weimar wieder festlich werde begangen werden, so beschloß er, sich auf einige Zeit zu entfernen. Dergleichen Huldigungen, schrieb er an Zelter, werde ihm mit jedem Jahre unmöglicher persönlich abzuwarten. Je älter er werde, desto mehr erscheine ihm sein Leben lückenhaft, während es Andere als ein Ganzes zu behandeln beliebten und sich daran ergötzten. Er machte mit seinen Enkeln einen Ausflug nach dem alten, geliebten Ilmenau, wo er in frühern Jahren so Manches geschaffen, und brachte dort sechs Tage, die schönsten des ganzen Sommers, zu. Indem er hier sinnende Blicke in die Vergangenheit zurückwarf, trat das Gelungene erheiternd vor die Seele, während das Mißlungene vergessen und verschmerzt war. Bei dem Gedanken an so vieles Entschwundene tröstete ihn, nach seiner Weise, der Blick auf all das Fortdauernde um ihn her. „Die Menschen," schrieb er später an Zelter, „lebten alle nach wie vor, ihrer Art gemäß, vom Köhler bis zum Porzellanfabrikanten. Eisen ward geschmolzen, Braunstein aus den Klüften gefördert u. s. w." Er führte seine Enkel in die Kohlenbrennerhütten, machte sie auf den Bergbau aufmerksam, und verkehrte selbst viel mit den Bergbeamten, besonders mit dem Rentamtmann Mahr, der sich ihm für Bereicherung seiner mineralogischen Sammlungen hülfreich bewiesen hatte. Mit dem Letztern fuhr er am Vorabend seines Geburtstags die Straße nach dem Gickelhahn hinan, auf dessen Höhe das einsame Bretterhäuschen steht mit der Inschrift: „Ueber allen Gipfeln ist Ruh u. s. w." Am Ende der Fahrstraße ausgestiegen, ließ Goethe seine Blicke über das reizend ausgebreitete Thal mit Entzücken, aber auch mit wehmüthiger Rückerinnerung schweifen. „Ach," rief er aus, „wenn das doch unser guter Großherzog noch einmal hätte mitgenießen können!" Dann eilte der Hochbejahrte mit jugendlicher Rüstigkeit durch Gebüsch und Gestrüpp nach dem Bretterhause und stieg, die Unterstützung seines Begleiters freundlich ablehnend, die Treppe desselben hinauf. Als er vor der Inschrift

stand, und das zwischen Damals und Jetzt liegende volle und reiche Leben in flüchtigem Zuge an seiner Seele vorübergehen mochte, konnte er seine Rührung nicht mehr bewältigen. Er las die seelenvollen Worte laut vor sich hin, und trocknete sich die reichlich hervorquellenden Thränen, mit Nachdruck die ahnungsvollen Schlußworte wiederholend: „Ja, warte nur, balde ruhest du auch!" Tiefbewegt überblickte er noch einmal die waldigen Höhen, wiederholt in warmen Ausdrücken des vorangegangenen fürstlichen Freundes gedenkend, und kehrte dann rasch wieder zurück.

Doch selbst in Ilmenau konnte er einer öffentlichen Feier seines Geburtstages nicht ganz entgehen. In der Morgenfrühe begrüßte ihn vor dem Gasthof zum Löwen der Choralgesang „Nun danket alle Gott", wofür er, sichtlich ergriffen, in herzlichen Worten seinen Dank aussprach. Zum Mittag hatte der Oberforstmeister von Fritsch ein Festmahl veranstaltet, wobei sich Goethe heiter und lebendig in der Unterhaltung zeigte. Am Abend wurden Musikstücke vorgetragen und von den Bergleuten ein althergebrachtes kleines humoristisches Bergmannsdrama aufgeführt.

Unter den Festgaben, welche er nach der Heimkehr in Weimar zu seinem diesmaligen Geburtstage eingelaufen fand, freute ihn besonders ein Geschenk von neunzehn Engländern und Schotten, gleichsam eine Huldigungsbezeugung einer ganzen Nation, durch angesehene literarische Vertreter dargebracht. Es bestand in einem großen Petschaft für den Schreibtisch. Auf einem schönen grünlichen Stein war der bekannte Schlangenkreis eingegraben, innerhalb dessen um einen Stern die Inschrift stand: „Ohne Rast, doch ohne Hast." Der Stein war in einem ungefähr zwei Zoll hohen Griff von reinem Gold gefaßt, worauf sinnbildliche Verzierungen in erhabener Arbeit waren, mit farbiger Email bedeckt, nebst der Inschrift: »From Friends in England to the German Master.« In der Reihe dieser Freunde standen Thomas Carlyle und dessen Bruder, ferner Walter Scott, Southey, Wordsworth und andere Notabilitäten der englischen Literatur. Goethe dankte für das Geschenk mit dem schon erwähnten Gedicht An die neunzehn Freunde in England.

Sobald er sich von den, wenn gleich erfreulichen, doch immer angreifenden Eindrücken des Geburtstages erholt hatte, nutzte er die frischern Stunden nach wie vor zur Fortführung seiner Arbeiten. Namentlich griff er jetzt den vierten Theil von Wahrheit und Dichtung, der ihn schon gegen Ende März einige Zeit beschäftigt hatte, ernstlich wieder an und brachte ihn glücklich zu Stande. An die darin ent-

haltene Schilderung seines Verhältnisses zu Lili gedachte er eine Verherrlichung seiner Mutter anzuschließen, eine Aristeia, wie er sie mit Anspielung auf die Schilderung einzelner Heldenkämpfe bei Homer nannte. Er fand leider nicht die Stimmung, die ihm zur würdigen Ausführung eines solchen Gemäldes unerläßlich schien.

Es bleibt uns nur noch das winterliche erste Viertel des Jahrs 1832 zu überblicken; denn ein nochmaliger Frühling sollte ihm nicht vergönnt sein. Er erfreute sich diese letzte Zeit seines Lebens hindurch einer guten Gesundheit und ungetrübten Gemüthsheiterkeit. Hatten sich auch allmälig bei ihm einzelne Schwächen des Alters, besonders Steifheit der Glieder, Schwerhörigkeit und Vergeßlichkeit für das Nächstvergangene eingestellt, so genoß er doch im Vergleich mit vielen andern Hochbejahrten einer beneidenswerthen Fülle von Geistes- und Körperkraft. Ueber anregungslosere Stunden hob ihn der herzerquickende Anblick seiner fröhlich gedeihenden Enkel, die Theilnahme seiner Hausfreunde Meyer, Eckermann, Riemer, Soret, Müller u. A., vor allen die zärtliche Sorgfalt seiner Schwiegertochter, von deren „allerliebstem Benehmen" er Zeltern nichts mittheilen wollte, „weil sich das Zarte nicht in Worten ausspreche." Sie entzog sich aus Liebe zu ihm oft dem Gesellschaftsleben, begleitete ihn auf Spaziergängen und widmete ihm die Abende. Fühlte er sich zu wissenschaftlicher Thätigkeit aufgelegt, so waren es besonders die Naturwissenschaften, denen er sich zuwandte. Im ersten Viertel des vorigen Jahres hatte die Pflanzenlehre ihn vorherrschend beschäftigt, jetzt stand die Farbenlehre wieder im Vordergrunde. Das Bewußtsein, in seinen morphologischen Principien „mit nahen und fernen ernsten, thätigen Forschern im Einklange zu stehen," machte ihn ganz glücklich; in der Farbenlehre mußte er sich mit einer kleinen Gemeinde begnügen, allein er wußte sich darüber zu trösten. Er sah es sogar als ein Zeugniß für seine Lehre an, daß nunmehr „seit 23 Jahren die Gilden und Societäten sich dagegen wehrten und in gräulicher Furcht davor waren."

Durch einen Brief von Sulpiz Boisserée angeregt, entwickelte er im Januar 1832 seine Theorie des Regenbogens, die unter die Nachträge der Farbenlehre (XL, 97 ff.) aufgenommen ist. Den Streit der Naturforscher Cuvier und Geoffroy de Saint-Hilaire, dessen unter dem J. 1830 gedacht ist, hatte er seitdem nicht aus dem Auge verloren und Manches darüber niedergeschrieben. Es ging daraus in diesem Frühjahr der zweite Abschnitt des Aufsatzes Principes de Philosophie zoologique (XL, 499 ff.) hervor, der erst kurz vor

seinem Tode im März zum Abschluß gelangte. Eine andere, eben dieser Zeit angehörige Abhandlung Plastische Anatomie überschrieben (XXXI, 321 ff.) wurzelte eben so sehr in seinem Interesse für die plastische Kunst, wie in dem für Anatomie.

Wie die Naturwissenschaft, so warf auch die Kunst noch auf seine letzten Lebenstage ihre erheiternden Strahlen. Schon im vorigen Jahre hatte ihn der französische Bildhauer David durch Zusendung der in Marmor ausgeführten kolossalen Goethe-Büste hoch erfreut, die im Saal der großherzoglichen Bibliothek aufgestellt wurde. Jetzt, in der ersten Märzhälfte, sandte ihm Zahn eine ausführliche Zeichnung der in Pompeji ausgegrabenen Casa di Goethe und zugleich eine Nachbildung im Kleinen eines darin aufgefundenen Mosaikgemäldes. Begeistert schrieb Goethe den 11. März an Zelter: „Hier möchte man wohl sagen, dergleichen von malerischer Komposition und Ausbildung sei uns bisher aus dem Alterthum nichts überkommen." Mit großer Lebendigkeit unterhielt er sich über diesen Gegenstand am 15. März mit der Großherzogin, die, wie gewöhnlich Donnerstags, in den Mittagsstunden ihm einen Besuch machte. Auch noch Mittags bei Tische, wo er sich ungemein munter und aufgeräumt zeigte, waren Pompeji und die Zahn'schen Sendungen ein Hauptgegenstand seines Gesprächs mit Meyer. Die bildende Kunst, die lebenslang der Gegenstand seiner sehnsüchtigen Liebe gewesen war, verschönerte ihm wie zum Dank die letzten guten Stunden, die er genießen sollte.

Nach Tische beschloß er, trotz des sehr kalten und windigen Wetters, eine Spazierfahrt zu machen. Auf dieser, oder vielleicht schon vor dem Ausfahren, beim Hinübergehen aus dem, wie gewöhnlich, stark geheizten Arbeitszimmer über die kalte Flur in die straßenwärts gelegenen Gesellschaftszimmer, zog er sich wahrscheinlich eine Erkältung zu. Während der Rückkehr von der Spazierfahrt fühlte er sich unbehaglich, aß nachher wenig und ohne rechten Appetit, suchte zeitig das Bett und brachte eine größtentheils schlaflose Nacht unter häufigem trockenen Hüsteln, Frost mit Hitze wechselnd, und Schmerzen in der Brust zu. Als sein geliebtes „Wölfchen" Morgens kam, um der Gewohnheit nach mit dem Großvater zu frühstücken, war dieser noch im Bette. Der um 8 Uhr Morgens herbeigerufene Hausarzt Hofrath Vogel ward besonders durch den matten Blick des Kranken und die Trägheit der sonst immer hellen und mit eigenthümlicher Lebhaftigkeit beweglichen Augen betroffen. Zu andern Krankheitserscheinungen gesellte sich Wüstheit des Kopfes,

auffallend vermehrte Schwerhörigkeit, Unruhe bei Zerschlagenheit der Glieder und das ganz eigene resignirte Wesen, welches bei Goethe während der letzten Lebensjahre in allen Krankheiten an die Stelle eines früher in ähnlichen Fällen gezeigten aufbrausenden Unmuthes getreten war, und sich häufig in den Worten aussprach: „Wenn man kein Recht mehr hat zu leben, so muß man sich gefallen lassen, wie man lebt.“ Auf die angewandten Heilmittel zeigte schon am Abend das Uebel eine bessere Gestalt; der Kopf war freier, das Gemüth heiterer, der Blick lebhafter. Nach 6 Uhr nahm Goethe, wie Dienstags und Freitags gewöhnlich, den Besuch Riemer's an, und ließ sich durch denselben einige Zeit von Sprachstudien unterhalten.

Sonnabend den 17. März fand der Arzt die Besserung vorgeschritten. Die Schwerhörigkeit war vermindert, der Husten mäßiger, das tiefe Seufzen — eine gewöhnliche Erscheinung in Goethe's Krankheiten — seltener als am gestrigen Tage. Beim Abendbesuch zeigte der Patient Neigung zu leichter Conversation, die er schon wieder auf die in gesunden Tagen gewohnte Art mit Scherzen würzte. Wenn das Datum richtig ist, so hat Goethe an diesem Tage einen gehaltvollen Brief an W. v. Humboldt geschrieben oder wenigstens geschlossen; allein der Umstand, daß in dem Schreiben der Erkrankung keine Erwähnung geschieht, läßt vermuthen, daß statt des 17. März der 11. zu lesen ist, unter welchem Datum er auch zum letzten Male an Zelter schrieb.

Nach einem ruhigen Schlafe konnte der Kranke Sonntag den 18. schon einige Stunden außerhalb des Bettes zubringen. Der Genuß des Kaffee's zum Frühstück, der gewöhnliche Würzburger Wein und etwas Fisch und Braten zum Mittagstisch wurden vom Arzt bewilligt. Als dieser ihn Abends besuchte, war Goethe sehr gesprächig und pries besonders in einem langen launigen Sermon den bei ihm angewandten Goldschwefel, nach dessen Herkommen, Bereitungsart und ärztlichem Gebrauch er sich umständlich erkundigte.

Die Nacht zum Montag war wieder ruhig; Morgens traf Vogel den Kranken neben dem Bette sitzend, sehr aufgeräumt und nur noch körperlich etwas schwach. Er hatte eben in einem französischen Hefte gelesen, fragte gewohnter Weise nach mancherlei Vorfällen und äußerte große Lust nach dem zum Frühstück seit einigen Jahren herkömmlichen Glase Madeira, das ihm denn auch gewährt wurde. Gegend Abend fand ihn der Arzt bei der Musterung von Kupferstichen, sprach mit ihm durch, was sich während der Krankheit in

den ihnen beiden untergebenen Departements ereignet hatte, und zeigte ihm die Berliner Cholera-Medaille, worüber Goethe sich in sehr witzigen Bemerkungen erging, indem er zugleich spaßhafte Entwürfe zur Darstellung desselben Gegenstandes vorbrachte. Er äußerte sich besonders sehr vergnügt darüber, daß er am folgenden Morgen wieder im Stande sein würde, sein gewohntes Tagewerk vorzunehmen. Aber, als ob ihn doch die Ahnung beschlichen hätte, daß „zwischen heut und morgen eine lange Frist liegt", kam er auf die von ihm gepflegten Anstalten und einzelne dabei Angestellte, die er schon früher wiederholt an Vogel empfohlen hatte, im Lauf der Unterhaltung zurück, und theilte ihm nochmals seine darauf bezüglichen Absichten, Pläne und Hoffnungen im Zusammenhange und ausführlich mit. „Wer ihn da," fügt Vogel hinzu, „so wie bei frühern ähnlichen Gelegenheiten gehört hätte, wem die vielfältiges Zeugniß enthaltenden Acten offen ständen, wer endlich, wie ich, so mancher Wohlthaten, die Goethe aus eigenem Antrieb und Vermögen Hülfsbedürftigen, besonders Kranken, im Stillen angedeihen ließ, Vermittler gewesen wäre, der würde nicht zweifeln, daß der so häufige als lieblose Vorwurf, der Verblichene habe sich um das Wohl und Wehe Anderer, namentlich auch seiner Dienstuntergebenen, höchstens aus grobem Egoismus bekümmert, nur von vorlauter, boshafter Verläumdung, oder von der habgierigsten Unverschämtheit ersonnen sein könne. Allerdings war ihm gewöhnliche Bettelei und ungehörig erzwungene Wohlthätigkeit in hohem Grade zuwider, und gern vermied er — überall ein in Folge unangenehmer Erfahrungen vielleicht zu unbedingter Liebhaber des Geheimnisses — bei Austheilung seiner Wohlthaten jede Ostentation."

In der Nacht vom 19. auf den 20. März nahm die Krankheit plötzlich einen bedrohlichen Charakter an. Nach einigen Stunden sanften Schlafes wachte Goethe gegen Mitternacht auf und empfand zuerst an den Händen, welche bloß gelegen hatten, und von ihnen aus später am übrigen Körper, von Minute zu Minute höher steigende Kälte. Zum Frost gesellte sich bald herumziehender, reißender Schmerz, der, von den Gliedmaßen anfangend, binnen Kurzem die äußern Theile der Brust ergriff und Athem-Beklemmung, Angst und Unruhe herbeiführte. Obwohl die Zufälle immer heftiger wurden, erlaubte der sonst bei den geringsten Beschwerden nach ärztlicher Hülfe verlangende Kranke dem besorgten Bedienten nicht, den Arzt zu rufen, „weil ja nur Leiden, aber keine Gefahr vorhanden sei." Erst Morgens halb neun Uhr ward Vogel herbeigeholt. Ein jam-

mervoller Anblick erwartete ihn. Fürchterliche Angst trieb den sonst nur in gemessenster Haltung sich bewegenden Greis mit jagender Hast bald in's Bett, wo er durch jeden Augenblick veränderte Lage vergebens Linderung suchte, bald auf den neben dem Bette stehenden Lehnstuhl. Die Zähne klapperten ihm vor Frost. Der Schmerz, der sich mehr und mehr auf der Brust festsetzte, preßte dem Gefolterten bald Stöhnen, bald lautes Geschrei aus. Die Gesichtszüge waren verzerrt, das Antlitz aschgrau, die Augen tief in ihre lividen Höhlen gesunken, matt und trübe, der ganze eiskalte Körper troff von Schweiß, der Durst war qualvoll. Mühsam ausgestoßene Worte gaben die Besorgniß zu erkennen, es möchte wieder ein Lungenblutsturz im Anzuge sein.

Durch schnelles, kräftiges Einschreiten hatte der Arzt nach anderthalb Stunden die drohendsten Symptome beseitigt, und gegen Abend war kein besonders lästiger Zufall mehr vorhanden. Den bequemen Lehnstuhl, worin sich die große Angst zuerst gelegt hatte, vertauschte der Kranke nicht wieder mit dem Bette. Er sprach Einiges mit Ruhe und Besonnenheit und es machte ihm sichtbare Freude, als Vogel ihm erzählte, daß im Lauf des Tages ein höchstes Rescript eingegangen sei, welches eine Remuneration, für deren Ertheilung er sich angelegentlich verwandt hatte, bewilligte. Er hatte an diesem Tage noch, ohne Vorwissen des Arztes, die Anweisung zur Auszahlung einer Unterstützung an eine ihrer künstlerischen Ausbildung in der Fremde obliegende talentvolle junge Weimaranerin, für welche er stets väterlich bedacht war, mit zitternder Hand unterschrieben. Es war dies seine letzte Amtshandlung, das letzte Mal, daß er seinen Namen schrieb. Das Blatt wird unter andern, dem Andenken Goethe's geweihten Dingen auf der großherzoglichen Bibliothek zu Weimar aufbewahrt.

Am folgenden Morgen nahm die Besserung bis gegen elf Uhr Vormittags deutlich zu; von da verschlimmerte sich das Befinden; die äußeren Sinne begannen zuweilen ihren Dienst zu versagen, es stellten sich Momente von Unbesinnlichkeit ein, und dann und wann ließ sich ein leises Rasseln in der Brust vernehmen. Indeß schien Goethe an diesem Tage wenig mehr von den Beschwerden der Krankheit zu empfinden. Fortwährend ruhig im Lehnstuhl sitzend, antwortete er noch freundlich und immer deutlich auf die an ihn gerichteten Fragen, deren jedoch der Arzt, um jede die Sanftheit des unvermeidlichen Scheidens störende Aufregung zu vermeiden, nur wenige gestattete. Er ließ sich von seinem Bedienten einen Tisch

hinstellen und Salvandy's Buch bringen, begann auch darin zu blättern, fühlte sich aber zu schwach zum Lesen und legte es wieder von sich. Zufällig langte an dem Tage von Eisenach das lange für ihn bestimmte Portrait der Gräfin von Vaudreuil, Gemahlin des französischen Gesandten, an. Es wurde dem Kranken mit Erlaubniß des Arztes gezeigt. Nachdem er es eine Weile mit Wohlgefallen betrachtet hatte, sagte er: „Nun, den Künstler muß man loben, der nicht verdarb, was die Natur so schön geschaffen hat." Zum Gegengeschenk hatte er einen Abdruck seines nach Stieler lithographirten Bildes bestimmt; er äußerte, er habe schon vier Zeilen gedichtet, die er gleich nach seiner Wiederherstellung darunter schreiben wollte. Spät Abends verlangte er das Verzeichniß derer, die sich im Laufe des Tages nach seinem Befinden erkundigt hatten, und bemerkte nach dem Durchlesen, man dürfe die bewiesene Theilnahme ja nicht vergessen, wenn er wieder gesund wäre. Am Tage hatte er wiederholt das Bedauern geäußert, seine Freunde nicht empfangen zu können. Die Seinigen mußten sich alle zur Ruhe begeben, auch den vom Nachtwachen erschöpften Bedienten hieß er auf dem neben ihm stehenden Bette sich niederlegen. Zu seinem Copisten John, der in der Nacht bei ihm blieb, sagte er wiederholt: „Halten Sie nur treulich bei mir aus, es kann doch nur noch ein paar Tage dauern." Man hat diese Worte wohl auf ein Vorgefühl seiner nahen Auflösung gedeutet; allein Vogel widerspricht dieser Ansicht, und berichtet, daß Goethe in seinen letzten Stunden mehrmals deutliche Beweise von Hoffnung auf Genesung, und zwar unter Umständen gegeben, welche die Vermuthung, er habe nur die Seinigen beruhigen gewollt, als ganz unwahrscheinlich darstellen. Noch am folgenden Morgen äußerte er gegen seine Schwiegertochter, der April bringe bisweilen manche schöne Tage, dann gedenke er sich durch Bewegung im Freien wieder zu kräftigen. An eben diesem Morgen ließ er sich in seinem Lehnsessel aufrichten und that einige Schritte auf sein Arbeitszimmer zu, fühlte sich aber zu matt und kehrte zu seinem Sitze zurück. Später wiederholte er noch einige Male den Versuch, sank aber sogleich wieder in den Lehnstuhl. Die Freunde ließ man nicht zu ihm, selbst den Besuch des Großherzogs wollte der Arzt nicht gestatten, es befanden sich im Krankenzimmer nur seine Schwiegertochter, seine Enkel, der Arzt und der Bediente. Der Name Ottilie war oft auf seinen Lippen; er bat sie, neben ihm niederzusitzen und hielt ihre Hand lange in der seinigen. Bisweilen spielte seine Phantasie mit angenehmen Bildern. „Seht," sprach

er einmal träumend vor sich hin, „seht den schönen weiblichen Kopf — mit schwarzen Locken — in prächtigem Colorit — auf dunklem Hintergrunde!" Ein andermal, als er ein Stück Papier auf dem Boden liegen sah, fragte er, warum man Schiller's Briefwechsel hier liegen lasse, man möge den doch aufheben. Aus einem leichten Schlummer erwachend, verlangte er eine Mappe mit Zeichnungen, die er in seiner Vision gesehen zu haben glaubte.

Nach und nach wurde die Sprache immer mühsamer und undeutlicher. „Mehr Licht!" waren, wie man erzählt, die letzten vernehmlichen Worte des Mannes, der sein Leben lang ein Feind aller Finsterniß, ein Freund des Lichtes in jedem Sinne gewesen war. Als die Zunge dem noch immer sich regenden Geiste den Dienst versagte, malte er noch, wie auch wohl früher, wenn irgend ein Gegenstand seine Gedanken lebhaft beschäftigte, mit dem Zeigefinger der rechten Hand öfters Zeichen in die Luft, erst höher, mit den abnehmenden Kräften immer tiefer, endlich auf die über seinen Schooß gebreitete Decke. Vogel unterschied mit Bestimmtheit einigemal den Buchstaben W. und Interpunktionszeichen.

Um halb zwölf Uhr Mittags drückte sich der Sterbende bequem in die linke Ecke des Lehnstuhls und schlummerte sanft hinüber. Lange währte es, ehe sich die Umstehenden der Ueberzeugung hingeben konnten, daß Goethe ihnen und der Welt entrissen sei. Es war der 22. März, derselbe Tag, ja dieselbe Stunde, in der vor dreizehn Jahren sein langjähriger Freund und Amtsgenosse, der Minister von Voigt, verschieden war. Goethe hatte diesen Tag, an dem vor sieben Jahren ein Brand das Weimarische Theater vernichtete, längst als einen Unglückstag betrachtet, und so soll er auch an seinem Sterbetage mehrmals gefragt haben, der wievielste März heute sei.

Am nächsten Morgen nach Goethe's Tode fühlte sich Eckermann von tiefer Sehnsucht ergriffen, seine irdische Hülle noch einmal zu sehen. Der treue Diener des Verblichenen schloß ihm das Zimmer auf, wo man ihn hingelegt hatte. Auf dem Rücken ausgestreckt, ruhte er wie ein Schlafender; tiefer Friede und Festigkeit waltete auf den Zügen seines erhaben-edlen Gesichtes. Die mächtige Stirn schien noch Gedanken zu hegen. Eckermann hatte das Verlangen nach einer Locke von seinen Haaren; doch die Ehrfurcht verhinderte ihn, sie abzuschneiden. Der Körper lag nackt, in ein weißes Betttuch gehüllt; große Eisstücke hatte man in der Nähe umhergestellt, um den Körper so lange als möglich frisch zu erhalten. Der Diener schlug das Tuch auseinander und Eckermann erstaunte über die

Pracht der Glieder. „Die Brust," erzählt er, „überaus mächtig, breit und gewölbt; Arme und Schenkel voll und sanft muskulös, die Füße zierlich und von der reinsten Form, und nirgends am ganzen Körper eine Spur von Fettigkeit, oder Abmagerung und Verfall. Ein vollkommener Mensch lag in großer Schönheit vor mir, und das Entzücken, das ich darüber empfand, ließ mich auf Augenblicke vergessen, daß der unsterbliche Geist eine solche Hülle verlassen. Ich legte meine Hand auf sein Herz — es war überall eine tiefe Stille — und ich wandte mich ab, um meinen verhaltenen Thränen freien Lauf zu lassen."

Die Begräbnißfeier, der eine öffentliche Ausstellung der Leiche voranging, entsprach der Verehrung und Liebe, die der Verblichene im Leben genossen hatte. Am 26. März, Nachmittags fünf Uhr, bewegte sich der lange Trauerzug von der Goethe'schen Wohnung am Frauenthor nach der großherzoglichen Todtenkapelle auf dem neuen Gottesacker. Der Sarg von antiker Form, nach derselben Zeichnung angefertigt, welche Goethe entworfen hatte, als Schiller's Ueberreste in der Fürstengruft beigesetzt werden sollten, ward, mit einem Lorbeerkranz und mit weimarischen, russischen, französischen, österreichischen und baierischen Orden geschmückt, in der Mitte der Kapelle auf eine Erhöhung gestellt, während Goethe's Logenlied, von Zelter componirt: „Laßt fahren hin das Allzuflüchtige" von einem Chore gesungen ward. Der Generalsuperintendent Dr. Röhr hielt die Grabrede. Dann folgte ein Gesang, von Hummel componirt, worauf der Kanzler von Müller mit einer kurzen Anrede den Sarg an den großherzoglichen Hofmarschall zur Beisetzung in der fürstlichen Gruft übergab. Dort ruht seine Leiche neben dem unvergeßlichen Fürstenpaare Karl August und Luise und neben Schiller, dem ebenbürtigsten seiner Freunde.

Die an seinem Begräbnißtage geschlossene Bühne wurde am 27. mit einer Aufführung des Tasso wieder eröffnet. Am Schlusse des Stückes sprach der Schauspieler Düraud einen trefflichen, vom Kanzler von Müller gedichteten Epilog, der die Gemüther aller Zuhörer tief ergriff.

Ich versuche nicht den Eindruck zu schildern, den die Trauerkunde in dem ganzen Vaterlande und weit über die Grenzen desselben hinaus erregte. Ein paar tiefempfundene Worte zweier engverbundenen Freunde, die ihm beide noch im Laufe desselben Jahres im Tode nachfolgten, mögen diese Schrift beschließen. Meyer schrieb in das Stammbuch einer Freundin:

Mein Stab sank hin, er liegt im Grabe,
Ich wanke nur, bis ich ihn wieder habe.

und Zelter, von dem ein gerade an Goethe's Sterbetage geschriebener jovialer Brief am Begräbnißtage einlief, antwortete dem Kanzler von Müller auf die Mittheilung der Todesnachricht: „Was soll ich Ihnen von mir sagen? . . . Wie er dahinging vor mir, so rück' ich ihm nun täglich näher und werd' ihn einholen, den holden Frieden zu verewigen, der so viel Jahre nacheinander den Raum von sechsunddreißig Meilen zwischen uns erheitert und belebt hat... Ich bin wie eine Wittwe, die ihren Mann verliert, ihren Herrn und Versorger! Und doch darf ich nicht trauern; ich muß erstaunen über den Reichthum, den er mir zugebracht hat. Solchen Schatz hab' ich zu bewahren und mir die Zinsen zu Kapital zu machen. — Verzeihen Sie, edler Freund, ich soll ja nicht klagen, und doch wollen die alten Augen nicht gehorchen und Stich halten. Ihn aber habe ich auch einmal weinen gesehen, und das muß mich rechtfertigen."

Nachweisung

der Stellen, wo Goethe's Schriften in diesem Werk besprochen sind.

Vorbemerkung: Die römische Ziffer bezeichnet den Theil, die arabische die Seite. Die fragmentarischen, die bloß projektirten, die verloren gegangenen und die in den gewöhnlichen Ausgaben von Goethe's Werken fehlenden Stücke sind mit einem * bezeichnet.

A.

B.

C.

D.

E.

F.

G.

H.

J.

K.

L.

M.

N.

O.

P.

R.

S.

T.

U.

V.

W.

X.

Z.

Viehoff, Heinrich,

Goethe's Leben, Geistesentwickelung und Werke

Bd.: Vierter Theil

Stuttgart 1877